Heinrich Zschokke's

Gesammelte Schriften.

Vierzehnter Theil.

Aarau.

Druck und Verlag von H. R. Sauerländer.

1853.

Erste Abtheilung.

Novellen und Dichtungen.

In fünfzehn Bändchen.

Vierzehnter Theil.

Heinrich Zschokke's

Novellen und Dichtungen.

Neunte vermehrte Ausgabe

in fünfzehn Bändchen.

Vierzehnter Theil.

Aarau

Druck und Verlag von H. R. Sauerländer.

1853.

Inhalt.

Bilder aus dem häuslichen Leben.

I.

Die Verlobung.

1. Des Vaters Heimkunft.

An einem freundlichen Junius-Abend des Jahres 1832 fuhr ein leichtbepackter Reisewagen die Bergstraße abwärts gegen das weite, anmuthige Thalgelände von Rorau. Ein Mann von ungefähr sechszig Jahren, doch frisch und rüstig wie ein Fünfziger, saß, mit verschränkten Armen, in einen Winkel des Wagens hingelehnt; einfach gekleidet im grünen Ueberrock, die normandische Jagdkappe über die Stirn niedergezogen. Es war der Kirchenrath Danielis. Er kam von einer sommerlichen Lustreise zurück, wie er sie jedes Jahr, seiner Gesundheit oder Erholung willen, zu thun pflegte.

Die Thalgegend, die unter ihm, im Goldlichte der Abendsonne, im malerischen Gemenge von Wiesen, Waldgruppen, Dörfern, Fruchtfeldern und Bergschlössern schwamm, reizte seine Aufmerksamkeit wenig. Er lebte noch stillträumend unter Menschen und Landschaftsbildern, welche ihm die beendete Irrfahrt zugeführt hatte. Bald schweifte er durch die kahlen Hochebenen der schwäbischen Alb, bald wieder unter den schwermüthigen Ruinen der Abtei Hirschau; oder er schwärmte in den stillen Umgebungen des Bades Liebenzell, in den Schattengängen von Rippoltsau mit trau-

ten Freunden und Freundinnen umher; oder sah sich wieder neben seinem Freunde Karl von Rotteck, dem edeln deutschen Bürger, und im Kreise von dessen liebenswürdiger Familie, auf der Berghöhe ihres kleinen Gutes.

Doch plötzlich verschwanden die Bilder des Vergangenen vor dem Andrange und Rufe der lebendigen Gegenwart. Denn in nicht mehr weiter Ferne erblickte er sein nach eigenem Plane erbautes, einfaches Landhaus, dem Städtchen Norau gegenüber, auf mäßiger Höhe am waldbekränzten Hügel. Er erblickte die riesenhafte Trauerweide, welche unterhalb des Gebäudes und Gartens, am Abflusse einer Quelle, ihre langen Zweige im Hauche der Abendluft über die Wiese flattern ließ. Er erblickte die schlank aufgeschossenen Pappeln, welche, hinterwärts dem Hause, den Hofraum mit seinem rinnenden Brunnen und dem Taubenhäuschen auf dem Pfeiler umringten.

Da richtete er sich von seinem Sitze auf, statt mit Freudigkeit, mit bangen Besorgnissen. Seine Augen suchten links und rechts, als wollten sie jeden der auf der Landstraße Wandelnden fragen: „Wie steht's in jenem Hause?“ Er war nichts weniger, als abergläubisch, und doch pflegte er bei solchem Anlasse wohl mit Einbildungen zu spielen, die sein gesunder Verstand im gleichen Augenblicke verwarf. So weissagte er sich aus dem Gesichte von Bekannten, die ihm zuerst begegnen würden, ob er die Seinigen in der Heimath wohlauf, oder nicht, antreffen werde?

Man mag ihm die kleine Aengstlichkeit wohl verzeihen; denn seine Familie, so zahlreich sie war, gehörte zu den glücklichen, wie sie leider selten sind. Sie war es nicht durch Reichthum. Bei einem bescheidenen Vermögen lebte sie weit eingeschränkter, als mancher Handwerksmann und Landwirth. Sie war glücklich durch Sitteneinfalt, religiöse Lebensweisheit und Grundsätze, welche Vater Danielis mit unerbittlichem Ernste in seinem Hause von

jeher geltend gemacht hatte, und durch das mütterliche Wohlwollen seiner Gattin gegen Alle, welches zur Liebe Aller unter einander geworden war.

„Die meisten Menschen," so schrieb er einst einem Freunde nach Amerika, und wir führen die Stelle seines Briefes an, um die Denkart dieses zuweilen von den Nachbarn als Sonderling beurtheilten Mannes näher zu bezeichnen: „die meisten Menschen führen ein bloßes Scheinleben, weil sie nur für den Schein leben. Das ist die Hauptquelle alles Menschenelendes; sonst gibt es kein Elend. Wohl fehlt es nicht an Freuden und Schmerzen in der Welt. Ich möchte aber so wenig die einen als die andern darin vermissen. Sie sind beide die Verschönerer unsers Daseins, die Wegweiser und Anreger zum Bessern. Kein Zufall oder Schicksal kann uns unglücklich oder glücklich machen. Denn was die unsichtbare Gotteshand, das Schicksal, bringt, ist an sich weder Glück, noch Unglück, sondern wird es erst dadurch, was wir daraus machen und wie wir es in uns aufnehmen. Reichthum, Macht und Ehre sind nur Scheingüter, für die der gemeine Menschenhaufe lebt. Wer in der Fülle des Wohlstandes sich anspruchslos am Nothdürftigsten des Unterhalts begnügen läßt, um mit dem Erübrigten weit um sich her gemeinnützig zu wirken; wer in Armuth noch Aermern als rettender Engel erscheint: dem kann Gunst und Ungunst Fortunens nichts geben, nichts nehmen. Er trägt in sich ewiges Glück, ewigen Frieden mit sich und der Welt. Er ist kein alltägliches Menschenthier, das mit Eigensucht und List nach Stillung von Begierden lechzt; kein Spielwerk der Außendinge. Er ist ein Gottesmensch und, im Getümmel der Zufälle, ein Werkzeug Gottes."

Der Wagen hielt vor dem Fahrweg, der von der Landstraße seitwärts zur kleinen Villa des Kirchenraths hinauf führte. Vom Garten herunter scholl fröhliches Durcheinanderjauchzen wohlbekann-

ter Stimmen. Ein jubelnder Schwarm zog dem Vater entgegen; voran im Sprunge die erwachsenen Knaben; ihnen nachlärmend die leichtfüßigen Kleinen. Kaum hatte er sie alle mit Herzen und Küssen befriedigt, umschlangen ihn die Arme seiner treuen Anna, der rührigen Hausfrau, deren Antlitz vierzig Lebensjahre kaum ein Fältchen aufgeprägt hatten. Neben ihr stand harrend Joseph, der älteste der Söhne, sein junges Weibchen am Arme, ihm erst jüngst anvermählt. Auch Else, das Stubenmädchen, drängte sich endlich herzu; denn auf ihrem Arme zappelte die vierjährige Christiane mit Füßen und Händchen dem Vater entgegen.

So hielt der frohe Mann, inmitten einer Leibwacht, wie sie kein König treuer und zärtlicher hat, seinen Einzug in die von den Kindern mit Eichenlaub und Blumen bekränzte Thüre der friedlichen Heimath.

---

2. Bedenkliche Aussichten.

Nach wenigen Tagen war Alles, was der erste Freudensturm aus den Fugen getrieben hatte, schon wieder in die altübliche Hausordnung zurückgetreten. Diese war aber so schlicht, aufwandlos und aller Zerstreuungssucht fremd, wie kaum in einem minder bemittelten Hause von Rorau. Auch dies bildete mit die Grundlage des Familienglücks. Die Geschichte eines ganzen Jahres glich ungefähr der Geschichte jedes Tages.

Winters, wie Sommers, war Alles im Hause früh wach. Jeder an sein Geschäft; Vater Danielis unter seinen Büchern und Schriften in den obern Zimmern, oder in den Frühstunden die ältern Söhne in Sprachen und Wissenschaften unterrichtend; Mutter Anna drunten im Erdgeschoß allgegenwärtig wirthschaftend, oder mit ihren jüngern Kindern Schule haltend. Nach einer wahrhaft klösterlichen Stille der Morgenzeit, versammelte die ziemlich späte Mit-

tagsstunde Klein und Groß um den tannenen Eßtisch zum sehr einfachen Mahle. Von da an aber fröhliches Gelächter, Lärmen und Spiel des jugendlichen Schwarms, im Hause, Hof und Garten, bis hoch am Berge hinauf, während in heiterer Unterhaltung die Aeltern mit den besuchenden Freunden oder Fremden am runden Gartentische saßen, im Schatten überhangender Loniceren- und Philadelphen-Gebüsche. Abends dann tönte gewöhnlich der Knaben vierstimmiger Gesang, am langen Rosenhag, durch die Stille der Gegend und forderte gar anmuthig Antwort vom Wiederhall. Selten ward Ruhe und Einförmigkeit dieses Lebens durch ungewöhnliche Ereignisse gestört.

Doch eines Morgens, als der Vater noch im Schlafrocke vor dem Schreibtische seines Arbeitskabinets am Fenster saß, trat Mutter Anna, ernsten Gesichts, zu ihm ein. Ehe sie sprach, verkündete ihre Miene schon Außerordentliches.

„Was gibt's, liebes Kind?" fragte er und legte erwartungsvoll die Feder nieder.

„Du siehst es nun!" sagte sie, mit einem Tone, der das Schlimmste ahnen ließ: „Du siehst es nun, ich habe also doch Recht gehabt."

„Wann hättest du jemals Unrecht?" versetzte er lächelnd: „und worin hast du diesmal Recht?„

„Was ich längst befürchtete," antwortete sie: „was du aber nicht glauben mochtest; unser Jakob und Else sind mit einander in heimlichem Liebesverständniß."

„Im heimlichen Liebesverständniß?" wiederholte der Kirchenrath betroffen und doch, wie noch zweifelnd. Aber, wie er sich auch stellen mochte, dennoch konnte er eine gewisse Unruhe nicht verbergen.

Um sich diese Unruhe zu erklären, darf man nur wissen, daß der, welcher „Unser Jakob" hieß, einer der ältern Söhne des

Ehepaares, der ein junger Mann von etwa fünfundzwanzig Jahren, und Pfarrvikar eines benachbarten Städtchens war.

„Von wem und wie hast du es vernommen?“ hob Herr Danielis nach einem augenblicklichen Schweigen wieder zu fragen an.

„Sehr zufällig. Denke nur, ich trete, Else suchend, in das Dienstenstübchen; finde da, statt ihrer, einen offenen Brief am Boden, mit Jakobs Handschrift; glaube, es sei einer der meinigen; lese den Inhalt und lese da erst Ermahnungen zur Frömmigkeit und zum Gehorsam gegen uns, dann das Geständniß seiner zärtlichsten Liebe und Treue.“

Die Gesichtszüge des Vaters verriethen schon wieder einige Besänftigung seines Innern; sei es durch die in einem schwerbewegten Lebenslauf gewonnene Macht der Selbstbeherrschung, oder weil er der reinen, männlichstarken Gesinnungsweise des Sohnes vertraute.

„Und Else?“ setzte er seine Fragen fort.

„Ei nun, sie trat bald darauf zur Thür herein und sah ganz gleichgültig ihren Brief in meiner Hand. Als ich sie ernst erinnerte, mit solchen Papieren sorgfältiger zu sein und sie nicht leichtsinnig herumliegen zu lassen, ward sie feuerroth und blickte mir bang in die Augen. Dann aber, als ich mich des Nähern erkundigte, gestand sie, mit ganz unschuldiger Offenheit, Alles; freilich etwas blöde und schüchtern. Man hört' es ihr an, sie finde in diesem Verhältniß gar nichts Sündliches. Jakob sei gegen sie immer gar leutselig und gut gewesen. Sie habe ihm so Vieles zu verdanken. Man müsse sich doch nicht wundern, wenn alle Welt den Herrn Vikar lieb habe; denn gewiß, er verdiene es. Kurz, ich vermuthe, das Mädchen selber argwohnt noch gar nicht, was in seinem Herzen vorgeht.“

Ein mildes Lächeln überflog das Antlitz des Kirchenrathes. Dann fragte er: „Und du, Mama, was hast du ihr geantwortet?“

„Ich machte ihr keinen Vorwurf. Ich hätt' es nicht vermocht. Das würde nur, was jetzt ein von selbst verlöschender Funke ist, unvorsichtig zur Flamme angeblasen haben. Nein, ich rieth ihr, von diesem Begegniß keiner Seele ein Wörtchen zu äußern. Es könnte sehr gehässig, für sie höchst nachtheilig ausgedeutet werden. Sie kenne die Menschen viel zu wenig; sei noch viel zu unerfahren bei ihren siebzehn oder achtzehn Jahren. Je mehr Zungen den reinen Namen eines Mädchens berühren, je mehr er besudelt werde. Ich selber wolle daher Jakobs Brief beantworten. Sie solle ihm keine Silbe erwiedern."

„Gut gesprochen! Weise gesprochen!" rief Herr Danielis. „So bewahrst du dir des Mädchens Vertrauen unversehrt, und wir gewinnen dabei für die Zukunft viel. Ein Wort mütterlicher Warnung kann für Jakob wohlthuend werden. Zwischen uns und unsern Kindern darf und soll nie ein Geheimniß walten. Im Grunde kann ich's dem lebhaften Burschen wohl verzeihen, daß er Feuer fing. Else ist liebenswürdig genug, um ein Herz, oder eine Phantasie, wie die seinige, in Brand zu setzen."

„Nun ja, hübsch ist sie," stimmte Mutter Anna ein, „fast nur zu zart; daneben bescheiden und demüthig. Auch die Bildung, welche sie im Institut genoß, steht ihr wohl an. Beobachten wir beide einstweilen. An Heirath darf und wird Jakob wohl nicht denken. Dergleichen Liebelei vergißt sich leicht wieder."

„Hm, doch wohl nicht immer, liebes Kind!" entgegnete mit einem schelmischen Lächeln der Kirchenrath. „Denk' an dich und mich! Und, wie ich selber, so soll jeder unserer Söhne Freiheit haben, sein Lebensloos nach eigenem Willen zu ziehen, sobald er wahlfähig ist. Aeltern haben da nichts zu gebieten, nichts zu verbieten."

„Das wohl, lieber Mann; aber doch da zu rathen. Liebe, sagt man, und du weißt es, macht blind —"

„Du hast Recht!“ unterbrach sie Herr Danielis, und nahm mit schalkhafter Miene die Hand der Gattin in die seinige. „Indessen mich machte sie sehend; läugne mir's nicht ab. Und Else, zwar ein Bauernmädchen von Herkunft, scheint mir eins jener seltenen weiblichen Wesen zu sein, die den besten der Männer nicht unglücklich, aber den schlechtesten glücklich zu machen geeignet sind; ein hohes Lob, was ich vielen unserer geputzten, verbildeten Salon-Damen versagen müßte.“

„Ich stimme dir vollkommen bei, Papa. Ich könnte sie, wegen ihrer Person, mit Freuden zur Tochter haben. Aber, das würde Aufsehen, Geschwätz geben; denke daran! — Der Sohn des Herrn Kirchenrathes einerseits, und dann die Bauerntochter.“

Vater Danielis fiel ihr etwas verdrießlich ins Wort: „Mag sein! Wie aber? Sollen wir denn von der Gänseweisheit unserer Frau Base Maultasch, oder ihres Gleichen, die Richtschnur im Leben annehmen? Nimmermehr! Bettlerin oder Fürstin! In der menschlichen Gesellschaft trägt das Weib keinen eigenen bürgerlichen Rang, sondern nur die Abschattung oder den Abglanz dessen, den der Mann trägt. Im Auge aller Männer, bei allen Nationen, sind Prinzessinnen und Taglöhnerinnen sich gleich. Man sieht in ihnen nur das Weib, gleichviel ob im Hanfrock oder Seidenkleide. Das ist Schneiderschöpfung, nicht Gottesschöpfung. Eine Jede gilt nur, was sie für sich selbst an Leibesschönheit, durch Gunst der Natur, oder an Seelenschönheit, durch Erziehung und eigene Kraft werth ist. Drum kein Wunder, wenn eine litthauische Bauerndirne einst Kaiserin von Rußland wurde, oder eine Königin vom Throne herab in den Arm eines Soldaten sprang. — Nun still, Frauchen! Heften wir fortan die Augen still beobachtend auf unsern Jakob und auf das Mädchen.“

3. Der Brief einer Mutter.

Es war umsonst, daß, nach solcher Unterredung, der Kirchen-
rath, sobald sich seine Lebensgenossin wieder entfernt hatte, an
die verlassene Arbeit zurückging. Ein Familienereigniß ist ein
Weltereigniß für jedes Gemüth, dem häusliche Bande die heilig-
sten und theuersten sind. Er that einige Gänge durchs Zimmer;
warf einen zerstreuten Blick über „die Regimenter seiner Todten,"
wie er die Bücherreihen zu nennen pflegte, welche längs den
Wänden, nach der Verschiedenheit der Wissenschaften, durch gleich-
förmige Einbände verschieden, aufgepflanzt standen; oder er blieb
vor den Bildnissen lebender oder verstorbener Freunde ohne Auf-
merksamkeit stehen, die über Sopha und Schreibepult zahlreich
hingen. Es blieben sehr eitle Versuche, die Gedanken von dem
abzurufen, was er so eben erfahren hatte.

Zwar, was er gesprochen hatte, war sein gediegener Ernst
gewesen. Aber doch hatte er nicht Alles laut gegeben, was ihn
verdrossen machte und ungefähr so klang: „Der Bursch hat Unrecht,
sich leichtfertig ein Weib zu gewinnen, eh' er Amt und Brod
gewonnen, um ein Weib ernähren zu können. Er hat Unrecht,
wenn er nur Liebeständelei und Beschäftigung müßiger Gefühle
sucht, und dafür den Herzensfrieden eines armen, arglosen Mäd-
chens bricht. Er hat Unrecht, daß er sich vertrauenslos seinen
Aeltern, die ihm vertrauen, verbirgt. — Nun freilich, ich weiß,
wie es in Fällen der Art geht. Es gibt zwei Dinge, die man gern
in sich verschließt, und zu denen man, als geheimstem Seelengut,
keinen Zeugen wünscht, außer Gott: die erste Liebe und die in-
nere Religion! Nein, verdammen will ich darum den jungen Men-
schen nicht. Hab' ich denn selber anders gethan, als er? Um
Andere zu werthen, und ganz zu verstehen und zu erkennen, muß
man sich selber erkennen und verstehen lernen."

Mutter Anna saß indessen vor dem schwarzglänzenden Schreibeschrank ihres Besuchzimmers, dem Sohne ihre Meinung in folgenden Worten auszusprechen:

„Ein Zufall hat mir, lieber Jakob," schrieb sie, „einen Brief von dir an Else in die Hände geworfen. Sein Inhalt hat mich gar nicht überrascht. Aber sehr betrübt hat mich, daß du dich und das gute Kind in eine recht unangenehme Lage versetzt hast. Ich habe sogleich mit Else gesprochen. Und wäre sie mir nicht schon vorher lieb gewesen, so würde sie es mir durch ihr verständiges, bescheidenes und kindliches Betragen in dieser Angelegenheit geworden sein. Das Ergebniß unsers Gesprächs ist, daß sie deinen Brief eigentlich nicht verstanden hat; ob er Scherz oder Ernst enthalte. Denn sie ist noch so kindlich, daß ihr nicht eingefallen ist, ob sie dich oder einen Andern vorzugsweise liebe. Deswegen hat sie dir nicht geantwortet. Ich hab' ihr gesagt, ich werde es thun. Und, als richtigste Antwort, will ich dir wörtlich wiederholen, was ich zu ihr gesprochen:

„Else, sagt' ich, du kennst Jakob. Er ist ein guter, ein vortrefflicher Mensch. Aber in seiner außerordentlichen Lebhaftigkeit läßt er sich oft von Gefühlen des Augenblicks leiten, die in kurzer Zeit wieder erkalten können. Ich habe dich so lieb, daß ich nicht will, du sollest Opfer einer solchen Aufwallung werden. Aber eben so wenig kann ich wünschen, daß du entsagest, wenn seine Neigung zu dir von Dauer sein sollte, und du selber für ihn eine Liebe empfändest, deren es bedarf, um sich einem Manne auf ewig hinzugeben; allen Schicksalen im Leben, die oft schwer sind, mit ihm ruhig entgegen zu gehen, und nur in der Liebe dieses Mannes, und in seinem Glück allein, das eigene Glück zu finden. Ist's einst an der Zeit, da Jakob ein Weib versorgen kann, und er dann noch deine Hand fordern will, sollst du mir eine liebe, willkommene Tochter sein. Jene Zeit kann nahe, kann noch sehr

fern sein. Immer that Jakob übel, dir diesen Brief zu schreiben; und ich belobe dich, daß du so verständig warest, ihn nicht zu erwiedern. Betrage dich, als ob er nicht geschrieben wäre; bleibe gut, sittsam und fleißig. Ich werde fortfahren, dich zu allen häuslichen Geschäften anzuleiten. Du sollst auch deinen Geist soviel möglich ausbilden, damit du dich in Zukunft in jede Lage des Lebens fügen kannst.

„So, lieber Jakob, sprach ich; und denkt und spricht, übereinstimmend mit mir, dein Vater. Von deiner kindlichen Liebe und Anhänglichkeit erwarten wir, dein künftiges Benehmen gegen Else werde fortan äußerst vorsichtig und zart sein. Willst du ein achtungswerther Mann sein, so achte dich selbst, und um dies zu können, überwache dich selbst!

„Lebe wohl. Mit herzlicher Umarmung

deine Mutter."

---

4. Erläuterungen.

Um den guten Jakob doch nicht so ganz schuldig hinzustellen, muß der Leser Ursprung und Zusammenhang von einer Reihe kleiner Zufälligkeiten kennen, welche den Jüngling nach und nach in das gefährliche Netz gezogen hatten, und welche damals die Aeltern selber noch nicht kannten.

Eines Tages nämlich ging er mit einem befreundeten Altersgenossen lustwandelnd durch Busch und Feld. Im heitermüthigen Gespräche bald, im Fluge und Zuge durch das Reich der Ideale, verloren die jungen Leute, wie es wohl nicht selten geschieht, die Wirklichkeit aus den Augen und den rechten Weg unter ihren Füßen. Zu ihrem Glücke jedoch erschien in einiger Ferne, um sie aus ihrer Verirrung zu retten, unverhofft ein guter Engel; aber ein Engel ohne Flügel; ein zartes Geschöpf, wie man vielleicht im

Himmel viele sehen mag, und die zuweilen den Himmel selbst mit sich auf die Erde niederbringen; ein Kind von kaum achthundert Wochen, in der saubern Hülle eines kleinen Landmädchens. Jedermann weiß, in einem gewissen Alter ist es gefahrvoll, auch nur von ungefähr, einer so schönen Gestalt näher, denn auf zehn Schritt Weite, zu treten. Und in diesem Alter befand sich der unvorsichtige Jakob.

Die irren Wanderer eilten der Erscheinung zu, die zu ihrer Verwunderung immer lieblicher ward, je näher sie kamen, und noch lieblicher, als ihnen der unbeflügelte Engel mit freundlicher Miene den Pfad anwies, sich aus dem Labyrinth zurückzufinden. Beide entfernten sich zwar dankend wieder und mit der stummen Ehrfurcht, die einem Engel gebührt; doch gestanden sie sich, daß solch eine Erscheinung ganz geeignet sei, arme Seelen, wie die ihrigen, aus einem Labyrinth in ein anderes zu führen. Indessen entkamen sie für diesmal dem Unglück, und das angenehme Begegniß ward vom Flattersinn der jungen Leute bald wieder vergessen.

Zum Kirchensprengel des Vikars gehörte auch das benachbarte Dörflein Waldenvor, aus welchem allsonntäglich die Leute in die Stadt zum Gottesdienste gingen, und Knaben und Mädchen, wenn ihre Zeit gekommen war, regelmäßig in der Woche, um die vorbereitende Unterweisung zum ersten und würdigen Genuß des heiligen Abendmahls zu empfangen. Unter den kleinen Dörferinnen erblickte der Pfarrvikar endlich auch sogar den Engel des Labyrinths. Er hieß Else; und war das Kind ziemlich bemittelter Aeltern, welche eine Sägemühle in Pacht genommen hatten.

Jakob unterrichtete die ihm anvertraute Jugend der Gemeinde nicht nur mit amtspflichtigem Fleiße, sondern mit jenem warmen Eifer und Sinn, der noth thut, ein besseres Geschlecht, als das der Gegenwart, erstehen zu machen. Er war kein geistlicher Handwerker, sondern thätiger Freund der Schulen, Hausfreund der

Leidenden, und dabei als Kanzelredner geschätzt, der aus dem Innersten des Herzens zum Innersten der Herzen sprach. Mit der ihm eigenthümlichen Lebendigkeit trug er, im Unterrichte der Jugend, die kirchlichen Glaubensartikel vor, nicht, sie zum Schmucke des Gedächtnisses, sondern zu Stützen werkthätigern Christenthums, das heißt, ächt-frommer Gesinnung zu machen. Vorzüglich freute ihn dabei Elsens ernste Aufmerksamkeit, leichte Fassungskraft und Erregsamkeit religiösen Gefühles.

Sie hatte zudem eine Erziehung erhalten, die ohne alle Künstelei, wie man sie so oft in den Städten findet, eine vortreffliche war, weil sie naturgemäß entfaltete, was Edles und Schönes im weiblichen Gemüthe liegt. In ihrer Familie herrschte noch jener kernhafte, patriarchalische Geist, der den Bauernstand zu einem Ehrenstand macht. Besonders aber war Elsens Mutter eine der innigsten Achtung werthe Frau, die, anspruchlos und einfach, ein tiefes Gefühl für alles Gute besaß und bei allen Vorkommenheiten des Lebens jenen richtigen Takt bewährte, der sonst nur höherer Bildung eigen ist.

Auch nach vollendeter Einweihung der Kinder in die christliche Gemeinschaft, blieb Jakob um seiner Schüler künftiges Schicksal und Leben nicht unbekümmert. Er ging in die Häuser ihrer Aeltern, pflog mit diesen Rath; und da der Sägemüller von Waldenvor seine Tochter in die Erziehungsanstalt einer entfernten Stadt zu geben beschlossen hatte, wo sie der französischen Sprache und weiblicher Arbeiten kundiger werden könnte, sorgte der Vikar für Empfehlungen an achtbare Familien daselbst.

Nach einem Jahre erblickte Jakob endlich wieder die aus der Fremde Heimgekehrte, aber zur aufgeblühten Jungfrau verwandelt, inmitten seiner zum Gottesdienst andächtig versammelten Gemeinde. Ohne Zweifel ward ihm durch ihr Erscheinen zu Muthe, als zerflösse plötzlich alles Irdische in Ueberirdisches; als schwämme

der Tempel verklärt in himmlischem Glanze. Denn mit höherer Begeisterung hatte er nie gepredigt. Auch Else richtete wohl mit tieferer Andacht und Erbauung die frommen Augen auf ihn, den sie nur als ihren Wohlthäter und Lehrer kannte, und meistens nur auf heiliger Stätte gesehen hatte. Sie wußte von keiner andern Liebe, als der christlichen. Nur Ehrfurcht empfand sie.

Der Jüngling besuchte ihr älterliches Haus zuweilen. Je näher er das edle Wesen kennen lernte, desto wunderbarer fühlte er sich zu ihr hingezogen. Doch befürchtete er nicht mit Unrecht, daß sie bei längerem Aufenthalt unter ihren ländlichen Umgebungen doch endlich von ihrer idealen Seelenreinheit einbüßen möchte. Er sann lange hin und her, wie es anzufangen wäre, das Mädchen irgendwo unterzubringen, wo es unter freundlicher Aufsicht noch weitere geistige Ausbildung empfangen könnte. Die Sache beunruhigte ihn; da öffnete ihm der Zufall, oder vielmehr die Hand der göttlichen Vorsehung, unerwartet einen Ausweg. Seine Mutter befragte ihn nämlich um diese Zeit nach einem Mägdlein, das ihr in der Haushaltung behülflich sein und namentlich ihrem Töchterlein Christiane zur Gespielin dienen könnte. Freudig empfahl er Else zu dieser Stelle; wo konnte sie besser versorgt sein, als bei seiner eigenen trefflichen Mutter? Die Empfehlung ward angenommen und Else kam in das Haus des Kirchenraths.

---

5. Herrschaft und Gesinde.

Daß sie dahin kam, war wohl Glück für das liebe Kind. Im Hause des Herrn Danielis galt ein ganz eigenthümliches Leben. Hier war's von jeher Sitte, die Dienerschaft nicht nur mit Achtung und Wohlwollen, sondern, wenn sie sich dessen nicht ganz unwerth bewies, wie Angehörige und Familiengenossen zu behandeln. Sie

ward zur Theilnahme jeder Freude und Trauer gezogen; zu religiöser Anschauung des Lebens gehalten; an Ersparniß des erworbenen Lohns gewöhnt, und in Allem wahr und klar zu sein. Man vernahm daher hier selten die gewöhnliche Klage über schlechte Dienstboten. Der Kirchenrath pflegte oft zu sagen: „Wenn die Hausfrau nichts taugt, ist's, in der Regel, des Hausherrn Schuld; eben so, wenn die Kinder nichts taugen, ist's der Aeltern Sünde; und wenn das Gesinde verdorben wird, meistens der Herrschaft Fehler, zumal wo eine gebieterische Herrin mit wetterwendischer Laune schalten will, bald sich dem Gesinde in allzuvertraulicher Geschwätzigkeit bloßstellt; bald wieder um Kleinigkeiten keifend durch Stuben und Ställe, durch Küch' und Keller lärmt."

Die Gemahlin des Kirchenraths hielt es nicht unter ihrer Würde, die Mägde in alle Vortheile und Geheimnisse der Hauswirthschaft einzuweihen; sie in Behandlung des Küchen-, Obst- und Blumengartens, in der Kunst, mit Nadel und Scheere Gewänder zu verfertigen, oder zu bessern, und überall in Vermählung des Schönen mit dem Nützlichen zu unterrichten. Auf gleiche Weise that Vater Danielis, wenn er in Abendstunden seinen jüngern Söhnen von den Kräften und Reichen der Natur, vom Bau des Erdballs, dessen Meeren, Gebirgen, Wüsten und Wundern erzählte; oder wenn er die Schicksale, bürgerlichen Einrichtungen und Bildungsstufen der Völker schilderte; oder durch sein Frauenhoferisches Fernrohr die Gestaltungen des Mondes, der Planeten, der Sonne und ihrer Lichthülle zeigte. Gewiß sah man bei diesem Unterrichte auch jedesmal Else unter den Zuhörern.

Das Publikum einer kleinen Stadt, wie mancher großen, mußte allerdings so viele Bemühung mit der Fremden sonderbar finden; selbst lächerlich; wohl gar gefährlich. Zum Beispiel: Frau Base Maultasch, die öfters ins Haus kam, und es, wie sich der Kirchenrath etwas hart ausdrückte, mit „Gänseweisheit" gerne regiert

hätte, nahm daran bedeutendes Aergerniß. Man konnte sie als würdige Repräsentantin des Publikums betrachten. Sie war übrigens, wie man zu sagen pflegt, keine böse Frau; eine breite, bewegliche Matrone, von ehrbarer Haltung, gefällig, gesellig, die gern und viel sprach, immer das letzte Wort und Recht behielt. Wunderschnell wußte ihr Sperberblick an jedem Vorübergehenden den kleinsten Fehler des Anzugs, und in jedem Hause, das sie betrat, den Inhalt aller Winkel auszuspüren. Daß sie in der Jugend viel herumgeliebelt hatte, verbesserte sie im reifern Alter dadurch, daß sie allein noch mit dem Himmel zärtlich that, fleißig zur Kirche lief und ihre thätige Frömmigkeit an Thee- und Kaffeetischen der Gevatterinnen sehr liebreich, in scharfsinnigen, oder scharfzüngigen Bemerkungen über alle Welt an Tag legte.

Zufällig, oder absichtlich, überraschte sie einst den Herrn Vetter, als er eben seinen häuslichen Zuhörern, bei der Elektrisirmaschine, die Erscheinungen der Nordlichter, Gewitter, St. Elmsfeuer und Einrichtungen der Blitzableiter erklärte, und Else sowohl, als die Kinder des Hauses, sich davon das Wesentliche schriftlich bemerkten.

„Aber! — aber! — aber! —" rief sie, sobald sie nach der Unterrichtsstunde mit dem Kirchenrathe allein stand, — und gerne theilen wir ein kleines Bruchstück des Gesprächs mit, worin sich die Denkart des Publikums neben der Gesinnungsweise des alten Herrn ziemlich treu abdrückte. „Aber!" rief sie und faltete, vom Erstaunen außer sich, die Hände zusammen, „ist's möglich, Herr Vetter? Was wollen Sie denn aus der Kammerzofe endlich machen, Herr Vetter? Eine Jungfer Professorin? Ich bitte, bedenken Sie! Solch ein junges Mensch —"

„Da haben Sie das rechte Wort getroffen!" unterbrach sie der Rath; „denn der Ausdruck: „das Mensch" bezeichnet eben richtig jene Stufe zwischen Menschheit und Thierheit, auf welcher heut zu Tage noch manches geputzte und ungeputzte Dämchen steht. Nun

möcht' ich, daß dies junge Mensch, weil es doch einmal zu meiner Hausgenossenschaft gehört, das werde, wozu es Gott geschaffen hat, ein wirklicher Mensch."

„Aber, ich bitte, ich verstehe Sie nicht. Das Mensch oder der Mensch, ist's nicht einerlei? Was wollen Sie mir damit eigentlich andeuten?" fragte Frau Maultasch, ungewiß, ob sie ein wenig empfindlich werden müsse.

„Nichts besonders!" erwiederte Vater Danielis lächelnd. „Sehen Sie: ein Thier hat keinen Verstand, darum versteht es von Allem nichts, was es hört und sieht; und geht an allen Herrlichkeiten der Welt gleichgültig vorüber, ob es gleich instinktmäßig giftiges und gesundes Futter, Nest und Höhle unterscheiden kann. Der Mensch hat aber Verstandesanlagen. Bleiben diese unausgebildet, so versteht er ebenfalls nichts von der lieben Gotteswelt; sorgt nur für Sättigung seiner Triebe und Gelüste, wie das Thier; kann allenfalls für sein Brodgewerbe dressirt werden, wie Hund und Pferd; und lebt und stirbt, wie das Thier."

„Herr Vetter, mit Ihrer Erlaubniß, gehen Sie da nicht zu weit? Nimmt man Dienstboten an, so verlangt man von ihnen keine Gelehrsamkeit, sondern Arbeit. Dafür empfangen sie Lohn und Nahrung, wie auch —"

„Maulthiere, Ochsen und Esel empfangen," schaltete der Alte ganz gelassen ein.

„Lassen Sie mich nur ausreden!" rief sie verdrießlich. „Gemeinen Leuten Kenntnisse von dem und diesem einpfropfen, wovon sie keinen Gebrauch machen können, heißt, ihnen einen dummen Dünkel beibringen, dessen sie, leider Gottes, schon genug besitzen. Wahrhaftig, das fehlte noch, daß sich Herrschaften damit einlassen sollten! Für das, was man zur Noth im Leben wissen muß, hat man gute Schulen."

„Schulen? Ja, Frau Base. Gute? Ich zweifle. Man richtet

die Kinder allerdings im Lesen, Schreiben und Rechnen ab; läßt sie aber in großer Unwissenheit über das Alltäglichste im Leben, ja, über das Nöthigste für ihre Zukunft. Was lernen sie vom Gang und Zweck öffentlicher Einrichtungen, Behörden und Verhältnisse im bürgerlichen Leben? Was lehrt die Dorfschule den Bauernknaben von Verbesserungen in der Landwirthschaft? Was lehrt die Stadtschule den künftigen Handwerker vom Allgemeinsten der Naturkunde, der Mechanik, der Eigenschaften und Kräfte der gemeinsten Körper? Daher die Unbeholfenheit der Leute, die überhand nehmende Verarmung der untern Stände."

„Vetterchen, das geht uns nichts an. Das ist Sache der Obrigkeit. Lassen wir diese dafür sorgen."

„Nein, Bäschen, es geht uns an; denn wir gehören zum Volk. Und was dem Volke frommen soll, muß aus dem Volke selbst hervorgehen; denn die meisten Regierungen haben noch, neben beiläufigen Regentengeschäften, zu viel mit Festen und Palästen, Theatern, Jagden, Uniformen und andern Wichtigkeiten zu schaffen. Vom Volke wird Gehorsam, Geld und Glauben verlangt; das Uebrige von der Staatsmaschine regelmäßig, in hergebrachter Weise, abgesponnen. Darum soll jeder von uns Andern in seinem Kreise das Bessere einführen und verbreiten, bis es dermaßen herrschend wird, daß ehrenhalber endlich auch unsere großen Staatsmänner nachhinken."

„Herr Veter, Sie selbst sind ja Beamter. Aber, nein, ich begreife Sie durchaus nicht."

„Eben da liegt das Uebel, Frau Base. So will ich von Anderm sprechen. Wie steht's zum Beispiel mit der Religiosität in unserm Volk? nicht mit der Kirchlichkeit, wohlverstanden! Im Ganzen dressirt man die Leute zum Kirchengehen, Abendmahlgehen, Predigthören. Man dressirt das Gedächtniß zum Fassen von Bibelsprüchen, Gebeten, Glaubensformeln; und das Herz bleibt leer;

leer von der für das Glück des Nächsten sich selbst aufopfernden Liebe Jesu und seiner Jünger. Die wenigsten unserer Namenschristen kennen Gott; daher ihr roher Aberglaube, ihre Gemüthsverwilderung, ihr Heuchelwesen, ihre selbstsüchtige Thierhaftigkeit."

Frau Maultasch machte große Augen und rief: „Vetter Kirchenrath, Sie werden doch nicht im Ernst glauben, daß wir trotz unserer Kirchen und Schulen noch wahre Heiden sind?"

„Ohngefähr so etwas, Frau Base, trotz Taufstein und Altar. Unsere Jugend lernt wohl den Katechismusgott kennen, aber nicht den ganz wahren in seiner über Menschenbegriffe erhabenen Majestät! Darum führ' ich meine Kinder, darum mein Hausgesinde nicht bloß in unsere von Steinen gebaute Kirche, sondern auch in einen andern Tempel, den die Hand des Allschöpfers selber gebaut, worin er sich selber offenbart, und ihn die Milbe und das uferlose All des Himmels predigt. Da sehen Sie einen andern Gott, als auf dem Katechismuspapier; ihn anders in der Unendlichkeit der Millionen Sonnen und Irrsterne, zwischen denen unser Erdball als geringes Staubkorn schwebt; ihn anders in der, bloßen Augen unsichtbaren großen Wunderwelt von Infusorien, unter welchen wir athmen, auf deren Leichenbergen wir säen und pflanzen; ihn anders in der geheimnißvollen Haushaltung der gewaltigen, überall wesenden Naturkräfte; und wieder anders in der sechstausendjährigen Schicksalsgeschichte der weißen, kupferfarbenen, erdgelben und schwarzen Menschen und Völker. Sehen Sie, meine gute Base, das ist der Gottestempel, in welchen ich meine Kinder und Hausgenossen gern einführe; und da ist's, wo sie frömmer werden und Christum verstehen lernen."

Frau Base Maultasch schüttelte bedenklich den Kopf. Das Gespräch dauerte noch lange. Wir lassen es bei diesem Bruchstück bewenden.

6. Ein anderer Besuch.

Die so ernsten, als freundlichen Mutterworte hatten bei dem jungen Vikar ihre Wirkung nicht verfehlt. Sie sagten ihm ja nur, was er als Lehrer und Menschenfreund jedem Jüngling in ähnlichen Beziehungen gesagt haben würde. Und nun war er gewissenhaft genug, das von sich zu fordern, was er auch von Andern gefordert und erwartet hätte: nach Ueberzeugung und Pflicht zu handeln. Es ist freilich, wie man wohl täglich erfährt, leichter, auf Kanzel und Katheder als Tugendlicht zu glänzen, denn es der That nach im bürgerlichen und häuslichen Verkehr oder in seinem Innersten wirklich zu sein. Jakob aber schämte sich, Pharisäer im Chorrock zu sein. Er wollte, ein Priester Gottes, vor Gott stehen, und versuchte seine Kraft, sich selbst zu überwinden. Er konnte freilich aus seinem Gedächtniß das geliebte Bild nicht verbannen, unter welchem, so oft es erschien, Sehnsucht und Trauer erwachten; aber so oft es erschien, zerstreute er es durch plötzliches Ergreifen einer Beschäftigungsart, die seine ganze Aufmerksamkeit andern Dingen zulenkte. Er versagte sich sogar den Genuß, öfters die Seinigen im einsamen Vaterhause heimzusuchen. Und wenn es einmal geschah, war es nur auf wenige Stunden, ohne den gefährlichen Engel des Labyrinths zu sprechen, oder auch nur zu erblicken. Else hinwieder sah mit ihr eigenem Leichtmuth sein Kommen und Gehen, suchte ihm weder zu begegnen, noch ihn zu vermeiden. Nur Mutter Anna, voll weiblichen Argwohns, meinte manchmal beim Zusammentreffen Beider über Elsens zartes Antlitz einen röthlichen Schimmer fliegen zu sehen.

So verlor sich allmälig die Besorgniß der Aeltern mit dem allmäligen Verglimmen und Erlöschen einer unüberlegten Neigung des Sohnes. Man vergaß endlich das Geschehene, dem man vielleicht nur zu viel Wichtigkeit angethan hatte. Ganz an=

dere Sorgen und Befürchtungen wurden bald durch Begebenheiten rege, die damals den gesammten Welttheil erschütterten. Man zitterte vor nahem Ausbruch eines Kriegs, den die Folgen der Pariser Juliuswoche heranzuführen drohten. Wie Frankreich, waren Italien, Belgien, Polen u. s. w. im Aufstand und gegen Herrscher sich sträubend, welche im stolzen Gefühl ihrer wiederhergestellten Macht, Geist und Bedürfniß der Völker verkannten. Doch nicht das Schicksal entfernter Staaten ängstigte die Familie des Kirchenraths. Im Nachbarlande selbst, ohnfern von dessen Grenzen sie wohnte, loderte die Flamme des Aufruhrs seit Jahr und Tag und drohte weiter um sich zu greifen.

Vater Danielis war zum eifrigen Zeitungsleser geworden wie hundert Andere in jener Zeit. Aber so begierig er immer die neuesten Tagsblätter in die Hand nahm, eben so verdrießlich warf er sie jedesmal wieder von sich, grollend gegen darin gewöhnlich herrschenden Widerspruch, tückisch verschlagenen oder rohen Parteigeist und leidenschaftlichen Pöbelton.

In ähnlicher Verstimmung trat er eines Tages an die geöffneten Fenster, unter welchen die von grünen Rasenplätzen umfangenen Blumenbeete des Gartens dem Auge mit Pracht aller Farben schmeichelten. Sein Blick schweifte ungefesselt über die Beete, über Wiesen, Strom und Stadt und die Waldhügel und Felsenburgen der Ferne hinaus, als suche er Versöhnung seines Gemüths mit der Barbarei eines Zeitalters, welches sich im Wahnsinn seiner Leidenschaften und Irrthümer mit immerdar frischen Geißeln quält und straft. „Fast könnte man sich einbilden," sprach er für sich, „dieses schöne Erdenrund sei im großen Weltall nur ein Besserungs- und Zuchthaus Gottes für gefallene Geister."

„Nicht für Alle! nicht für Alle!" rief eine jugendliche weiche Stimme im Garten. Es war Else, die in den breiten Gängen schäkernd die kleine Christiane vor sich herjagte, als wolle sie ihr

ein gefülltes Blumenkörbchen nehmen, um daraus ihren Brüdern zu spenden.

„Sie hat in der That Recht. Nicht für Alle!“ dachte er, indem er mit stillem Wohlgefallen auf die Spielenden niedersah: „Ihr zwei unschuldigen Seelen habt nur Himmel um euch. O verlasset ihn nicht. Wir Andern — warum hangen wir an Kindern mit so zärtlicher Liebe? Ist's nur Wirkung blinden Naturtriebes? O nein, gewiß Höheres. Wir empfinden ihnen ihre harmlose Seligkeit nach; eine Seligkeit, die für uns verloren ist, weil wir fühlen, sie seien reiner, vollkommener, denn wir. Wenn ihr nicht werdet wie die Kindlein!“

Else kauerte vor der Kleinen nieder, mit den Fingern Schnippchen schlagend, indem sie die Hände abwechselnd auf- und niederbewegte, als sollten sie tanzen und lächelnd dazu sang: »Ainsi, font, font, font, les petites marionettes.« Das blondköpfige Christianchen hüpfte dann selber umhertrippelnd wie eine kleine Marionette und warf sich endlich lachend in die Arme der Sängerin, die das Kind küssend umfing und in die Höhe hob.

Es lag in den gewandten Bewegungen des Landmädchens viel Anmuth. Die ländliche Tracht, weit entfernt, die Umrisse der schlanken Gestalt zu entstellen; das veilchenfarbene, dicht angeschmiegte Wamms; der leichte blaue Rock mit scharlachrothem Saum um die Knöchel der kleinen Füße schwebend; der schwarzsammtne Halskragen mit Silberflittern, welcher den Alabaster des Nackens und den Schnee des gefälteten Brusthemdes erhob, — Alles stellte, ohne Toilettenkunst, die jugendlichen Reize heller hervor, als das gewählteste Ballkleid einer unserer gefallsüchtigen Damen. Dunkle Augen im Glanz schuldlosen Muthwillens, Lippen, Wangen in frischer Blüthe, die helle Stirn, über welcher das gescheitelte Haar wie schwarzglänzender Glasfluß sich hinten in Flechten verschlang, machten Perlen, Kunstblumen und Juwelen entbehrlich.

„Der Bursch hat keinen übeln Geschmack!“ meinte der alte

Herr in seinen Gedanken, und dachte an den Vikar: „Auch die sogenannten Schicksalslaunen zeugen von der unendlichen Weisheit des Schöpfers. So wie in den Tiefen des Volkes die erhabensten Geister wandeln, das glänzende Talent manches Sokrates, Phocion, Cincinnatus, Franklin oder Washington hinter dem Pflug oder Webstuhl unerkannt steht, während an der Spitze der Staaten, der Heere, der Kirchen sich geistige Mittelmäßigkeiten blähen: so wandeln weibliche Geschöpfe, ausgestattet von der Natur zu Fürstinnen, im Dunkel des Lebens; während andere, von der Natur stiefmütterlich bedacht, auf hohen Sitzen prangen und sich ihren menschlichen Werth von Putzmachern aus dem Pflanzen-, Stein- und Thierreich zusammensuchen lassen. Ja, ja! übel gewählt hat der Bursch nicht. Nur daß er seine Wahl eben so leichtfertig wieder hat fahren lassen, als —"

Ein Geräusch hinter ihm unterbrach seinen Gedankenlauf, und im gleichen Augenblick lag er in den Armen dessen, bei dem er eben im Geist gewesen.

„Was führt dich so unverhofft zu uns?" fragte der Ueberraschte den Willkommenen nach den ersten gegenseitigen Freudenäußerungen des Wiedersehens.

„Eine Herzensangelegenheit, eine wichtige, lieber Vater. Ich bedarf deines Rathes, deiner Einwilligung dazu," antwortete Jakob mit einem bittenden Blick.

„Herzensangelegenheit, eine wichtige!" erwiederte der alte Herr, indem er dazu ein etwas boshaftes Lächeln nicht verbergen konnte: „Ich weiß schon; versteh' dich!"

„Nein, du verstehst mich nicht," entgegnete feuerroth geworden und verlegen der junge Mann, der den Vater besser verstanden hatte, als dieser ihn. „Nein, du verstehst mich nicht. Hast du Muße? Darf ich dir meine Sache sogleich vortragen?"

„Laß hören, Kind. Ich bin neugierig."

7. Ein neuer Wirkungskreis.

„Du kennst, so gut wie ich, die wilden, unseligen Zustände unsers Nachbarlandes!“ hob der Vikar nach kurzem Bedenken an, und lehnte sich an den braunglänzenden Schreibepult von Kirschbaumholz. „Wie überall in Revolutionen, auch dort, Gesetzlosigkeit, Blutvergießen, Zerstörung aller Rechtszustände für das ewige Recht; Vernichtung häuslichen und bürgerlichen Glücks, um Volksglück zu gründen.“

„Ich weiß, ich weiß!“ fiel ihm der Kirchenrath in die Rede. „Nur weiter! Menschen auf dem Thron und um den Thron, die weder ihr Volk, noch ihre Zeit kennen, sind von jeher die eigentlichen Staatsumwälzer gewesen. Das hat Karl X. mit seinen Ministern abermals der ganzen Welt bewiesen. Sprich weiter. Wozu mir diese wunderliche Einleitung?“

„Das Schlimmste von Allem, lieber Vater, scheint mir bei unsern unglücklichen Nachbarn religiöse und sittliche Verwilderung zu sein. Die Staatsmaschinerie mit ihren Behörden, Aemtern und Geschäftskreisen läßt sich leicht wieder zusammenzimmern und einrichten; aber nicht so bald wieder Bürgertugend, Eintracht, Parteientod, christlicher Sinn geltend machen. Seit Monaten sind dort viele Gemeinden ohne Gottesdienst; die Geistlichen zum Theil geflüchtet, zum Theil wegen politischer Gesinnungen verjagt; die Schulen stehen leer.“

„Hättest du etwa Lust, dort Missionär zu werden, Jakob? Fast vermuth' ich's.“

„Achtbare Männer aus jenen Gegenden,“ fuhr der Vikar fort, „sind als Abgeordnete bei mir erschienen. Sie bitten mich, im Namen mehrerer Gemeinden, die gottesdienstlichen Verrichtungen bei denselben zu übernehmen. — Freilich würde mein eigenes Loos daselbst, unter bürgerlichen Kämpfen und Kriegsgefahren, sehr

unsicher werden. Man kann mir weder irgend eine bestimmte Pfarrei, noch einen mäßigen Gehalt versprechen. Das Schicksal des ganzen Landes selbst steht noch unentschieden."

„Und was hast du den Abgeordneten erwiedert?"

„Ich wolle nichts ohne deinen Rath unternehmen."

„So wirst du, denk' ich, schwerlich dein Vaterland verlassen dem du dich vor Allem zuerst schuldig bist."

„Ist nicht Gottes Welt das Vaterland aller Gottgeschaffenen, und Jeder darin, mit welchem wir in Berührung kommen, unser Nächster, den wir wie uns selber lieben sollen?"

„Ganz wohl, liebes Kind; aber ich glaubte, die Nähe des heimathlichen Vaterhauses, die Nähe deiner Aeltern, die Nähe deiner Geschwister würde dich mit stärkern, engern Banden fesseln, oder auch schon der Verkehr mit deinen Jugendfreunden, oder sonst ein anderes theures Verhältniß des Herzens dir's schwer machen, dich in die Ferne und Fremde hinaus zu abenteuern.

Der junge Mann schlug bei den letzten Worten des Vaters erröthend die Augen zur Erde und stammelte nur halblaut: „Gewiß, schwer genug! Doch eben die schwersten Opfer, die wir unserer Pflicht darbringen, sind die schönsten Opfer, die wir bringen können."

„Brav gedacht!" sagte Herr Danielis, dem dies verlegene Stammeln und Erröthen des Sohnes einen tiefen Blick in dessen Herz werfen ließ.

Um dem Gespräch andere Wendung zu verleihen, fuhr er nach einer Pause von wenigen Augenblicken fort: „Indessen bedenke noch eins! Du stehst eigentlich noch in den Lernjahren und bist in einer Stadt angestellt, wo Bibliotheken, Umgang mit wissenschaftlichen Männern, mit liebenswürdigen Familien und hundert andere Gelegenheiten deiner weitern Geistesentwickelung günstig sind. Das Urtheil eines gebildeten Publikums kann nicht ohne

vortheilhaften Einfluß auf deine Kanzelvorträge sein. Unter allen amtlichen Verrichtungen eines Geistlichen ist unstreitig die des Predigtamtes die wichtigste. Denn eben darin wird er Lehrer, Glaubensverkündiger, Erwecker religiösen Geistes, Tugendbeförderer, mit einem Worte: wahrer Apostel. — Es ist zugleich die schwierigste seiner Verrichtungen. Beredsamkeit ist nicht nur Gabe der Natur, sie ist auch Sache der Kunst, welche Studium und Uebung verlangt. Der Kanzelredner soll nicht nur wie Alltagsprediger eine Stunde lang erträglich oder gut über Bibeltexte zu sprechen verstehen: sondern immerdar, so oft er auftritt, durch Neuheit des Stoffs und neue Behandlungsweise desselben, die Aufmerksamkeit zu fesseln wissen, und, um auf Herzen tief eingreifend zu wirken, die geheimsten Züge und Bewegungen der Herzen studiren. Wo leere Kirchen sind, ist's nicht die Schuld der Zuhörer, sondern der Prediger. Ich fürchte, du werdest dich auf dem Lande unter den Bauern in deinem Berufe selbst vernachlässigen und am Ende jenen Pfarrern gemeinen Schlages gleich werden, die, trotz geistlichem Amtsstolz, ihre Sache ganz mechanisch abthun, und nicht arbeiten, um die Menschheit zu veredeln, sondern ihren Taglohn zu verdienen."

„Lieber Vater, wen sein göttlicher Beruf nicht begeistert, den begeistert für denselben zuletzt die Stadt so wenig, als das Dorf. Auch scheint's mir, es bedürfe nicht minder Studium und Kunst, das Gemüth eines Landmannes, als das eines Städters zum Bessern zu erheben."

„Kann wahr sein, Jakob. Könnt' es dir aber so gleichgültig sein, deinen gegenwärtigen herrlichen Wirkungskreis gegen einen kleinern, noch unbekannten, zu vertauschen?"

„Dies würde mich am wenigsten abschrecken. Denn Größe der Thätigkeit und Willenskraft des Menschen hängt nicht vom weiten oder engen Raum ab, in welchen er hingestellt ist; sondern,

denk' ich, des Menschen Wille, Kraft und That, schafft sich erst, wo er steht, die Größe des Wirkungskreises."

Herr Danielis schien mit einem beifälligen Kopfnicken eine Meinung der Art zu billigen, wiewohl er hinzufügte: „Wenn sich auch auf Alles eine Antwort finden läßt, so vergiß wenigstens nicht, um dir einen gehörigen Spielraum für Willen und Kraft zu bereiten und zu sichern, an dich selbst, an deine künftigen ökonomischen Zustände zu denken. Wer mehr oder weniger thatkräftig ins Leben der Welt eingreifen will, muß zuerst für sich, für seine eigene Selbstständigkeit und Unabhängigkeit Sorge tragen. Wer persönlich häuslich übel steht und der Hülfe Anderer bedarf, kann Andern wenig helfen, sich und ihnen allenfalls nur mit Luftschlössern dienen. Auch Archimedes mußte, um die Welt aus den Angeln zu heben, wohl vor Allem zuerst an einen festen Punkt unter seinen Füßen denken. Und dieser feste Punkt für uns, ohne welchen es keinen Wirkungskreis gibt, ist eine durch Vermögen, wie mäßig es auch sei, durch Erwerb und Beruf gesicherte Stellung im bürgerlichen Leben."

Jakobs Gesicht leuchtete von neuem Erröthen. Es war aber das Erröthen einer aufflammenden Begeisterung. Er blickte erst himmelwärts, dann trat er langsam zum Vater hin, ergriff dessen beide Hände und sagte in einem Tone, der schon im Voraus um Verzeihung dessen zu flehen schien, was er auszusprechen wagen wollte: „Lieber Vater, ich kenne dich, deine Liebe zu mir und auch deine Grundsätze! Wenn Einer der Apostel, mit einer Bitte um Rath, wie ich zu dir, zu seinem Meister und Herrn, zu Christus, gekommen wäre: würde Christus ihm geantwortet und gerathen haben, wie du mir?"

Der alte Herr verstummte und starrte den Fragenden mit einem durchdringenden, ernsten Blick an, der sich aber in immer größere Freundlichkeit auflöste. Dann rief er: „Wenn du so denkst, lie-

bes Kind, hab' ich nichts mehr zu erwiedern. Geh, erfülle deine Pflicht, wie sie dir dein Herz gebeut. Gott wird mit dir sein. Und führte dich dieser dein Apostelsinn zum irdischen Untergang, dieser würde der schönste Aufgang deines geistigen Daseins im göttlichen All sein. Geh, Kind, Gott segne dich!"

Er schloß bewegt den Sohn an seine Brust, dessen thränenfeuchter Blick die Zärtlichkeit des Vaters mit gleicher Zärtlichkeit erwiederte.

---

8. Entsagung.

Die Mutter ergab sich in Beider Willen, doch mit schwerem Herzen. Auch that ihr die arme Else gar leid, die im geschäftigen Treiben und Vorübergehen manches Wort auffing, welches über Jakobs Entschluß geäußert ward, und mehr ein Todesurtheil ihrer Ruhe und stillen Glückseligkeit, als aller Andern zu sein schien. Sie durfte nicht entgegensprechen; und hätte sie gedurft, sie würde lieber gestorben, als Verrätherin von dem geworden sein, was sie empfand und selber nicht verstand. Sie wich ängstlich jeder Begegnung mit dem Sohne des Hauses aus, zu dem sich ihr ganzes Wesen angezogen fühlte; sie sprach, wo sie in Gegenwart der Aeltern mit ihm zu reden hatte, nur halblaut, nur silbenweise. Und doch war ihr, als müsse und wolle ihr ganzes Wesen gegen ihn Stimme werden. Aber wenn sich zufällig ihre Augen auf ihn wandten, las man darin eine stumme Klage und Anklage; und hinwieder, wenn sein Blick auf den ihrigen traf, lächelte darin für sie Liebe, Tröstung und Hoffen.

Was von diesen Seelengesprächen kein anderes Ohr erlauschte, ging für Mutter Anna's feinern Sinn nicht verloren. Sie fühlte Jakobs und Elsens heimliches Leid, als ihr eigenes. „Wenn mich auch," sprach sie zum Sohn, als ihr an diesem Tage Gele-

genheit ward, mit ihm einige Augenblicke allein zu plaudern, „wenn mich auch deine Abreise schmerzt und daß ich dich nun seltener wiedersehen soll; wenn mich auch die gefahrvolle Bahn schreckt, die du erwählt hast, wo du Heimath und freundliche Aussichten deiner Zukunft für eine edle Ueberzeugung hinopferst, — ich vertraue auf Gott! — so gesteh' ich dir, Kind, freut mich doch von allen deinen Entsagungen, die eine besonders, durch welche du dir und Elsen den Herzensfrieden wiedergibst, den deine Nähe vernichtet. Dein Wohl, wie das ihrige, liegen mir nahe. Nur darum und nur dafür mag ich's leichter ertragen, daß du dich in die sturmvolle Fremde, in das Land des Unglücks, hinauswirfst. Else ist ein Kind, und ihre Liebe nur noch ein dunkles Träumen, aus welchem du sie nicht zum hellern Bewußtsein wecken sollst, wenn du sie wirklich liebst. Geh, Kind, sei weise, das heißt glücklich. Dem Walten des Verhängnisses trotzen ist Wahnsinn, und starres Festhangen an Wünschen, deren Erfüllung jenseits unserer eigenen Macht liegt, ist der Menschen alltägliches Unglück. Geh, und Gott mit dir! Vergiß Alles, nur dich und deinen Selbstwerth nicht."

Jakob sah ihr bei diesem Zuspruche tief und freundlich in die Augen, nahm die Hand in die seine und erwiederte: „Nein, du liebe Mutter, das ist dein Ernst nicht. Sollt' ich Alles vergessen, auch dich und den Vater und die gute Else: dann müßt' ich zuvor auch mich und meinen Selbstwerth vergessen. So lange mein Gedächtniß nicht stirbt, lebt Ihr darin. Aber beschwichtige deine Besorgnisse. Weil ich Heiligkeit und Unschuld liebe, lieb' ich auch diesen Engel voller Unschuld. Ob er jemals mein Lebensbegleiter sein wird, weiß ich nicht; aber meine Gedanken werden ihn begleiten, so lange ich denken kann. Halte mich aber darum für keinen jener herzweichlichen Schwächlinge, die in ihrem Werther-Fieber den Verstand verlieren können. Ich liebe mit unverbunde-

nen Augen; und weil ich so liebe, gilt mir das Glück des herrlichen Geschöpfes mehr, als mein eigenes. Darum, glaub' es mir, wär' ein Anderer, denn ich, Elsens würdiger; könnt' er sie glücklicher machen: ich würde sie mit blutendem Herzen ihm selber zuführen können."

Die Mutter umarmte ihn gerührt.

Mit dem Abend kam die Trennungsstunde. Aeltern, Brüder und Schwester riefen heitermüthig dem Scheidenden ihr Lebewohl zu. Aber an der Pforte des Hauses stand Else, blöd' und schüchtern, wie in sich selbst zusammengezogen. Er reichte ihr schweigend im Vorübergehen die Hand. Beider Augen schienen sich, während des Augenblicks, eine Frage zu thun, und dann die Antwort mit einer Thräne geben zu wollen. Else floh in ihr Stübchen. Der Vikar eilte durch den Garten hinab zur Landstraße. Wenige Tage später hatte er schon im Nachbarstaate, inmitten aller bürgerlichen Verwirrungen und Parteigräuel des Landes, festen Schrittes die neue, selbsterkorene Berufsbahn angetreten.

Im väterlichen Hause ward von da an sein Wiedererscheinen zur Seltenheit. Nur öftere Briefe verkündigten von ihm freudigen Sinn im unfreudigsten Leben. Ein kleines Dorf hatte er sich zum geistlichen Hauptquartier gewählt, von wo aus er weit umher die kirchlichen Bedürfnisse der verwaiseten Gemeinden zu befriedigen trachtete. Drei-, viermal hatte er, bald dort, bald hier, den sonntäglichen Gottesdienst zu halten, wohin ihn, von Kirche zu Kirche, nach jeder Predigt, ein harrender Wagen stundenweit führte. An Wochentagen reisete der junge Seelsorger mit muntern Hirtenschritten von Dorf zu Dorf, seine zerstreute Christenheerde mit göttlichem Worte zu erquicken, mit Sterbenden zu beten, Brautpaare zu vermählen, Schulen herzustellen, Säuglinge zu taufen. Jeder Bequemlichkeit entsagend, war ein leeres, ödes Haus seine Wohnung, kaum mit dürftigem Zimmergeräth versehen.

Doch alle Entbehrungen, alle Mühseligkeiten schüchterten den jungen Mann nicht von dem rauhen Pfade der Pflichten zurück, die er freiwillig, ohne religiöser Schwärmer zu sein, mit dem Muthe eines Schwärmers übernommen hatte, und nun ohne Hoffnung auf Vergeltung, vielmehr unter Tadel, Vorwurf und Warnung vieler seiner Bekannten vollstreckte.

Auch Vater Danielis entging dem Tadel derer nicht, welche eine bequeme, reiche, sichere Versorgung ihrer Kinder über Alles hinaus zu stellen pflegen, was Forderung der Gottheit und Menschheit sein mag. Er aber ließ sich das nicht anfechten, und selbst nicht von mancher bittern Bemerkung kränken, daß er seinen Sohn revolutionären Banden, meuterischen Aufrührern und Empörern zugesellt habe, der nun, gleich ihnen, Untergang und Strafe zu fürchten habe.

„Sei es doch," pflegte er dann und wann zu entgegnen: „was der Mensch bestraft, erwirbt oft Lohn bei Gott. Was mein Sohn thut, haben längst vor ihm die Edelsten gethan; und sie, die von der Barbarei ihres Zeitalters oft mit dem Tode, als Verbrecher, abgestraft wurden, werden ja noch heute als Märtyrer und Heilige verehrt. Auch weiß ich's wohl, die alte Barbarei ist unter den Europäern noch nicht ausgestorben; sie geht in unsern Tagen nur elegant in Seidenkleidern einher, geschminkt und mit schöneren Namen. Die Nationen sind nicht mehr Leibeigenthum der Großen und ihrer Privilegien, aber, unter dem Namen von Bauern und Bürgern, zu gewöhnlich nur Staatseigenthum der Hochgebornen. Armuth, Aberglauben, Rohheit und Unwissenheit bei kümmerlichen Schulen drunten; Reichthum, Aufklärerei, Ueppigkeit droben bei großartigen Stiftungen für Luxus, Wissenschaft und Kunst. Als sich im Mittelalter zwischen Priesterthum und Ritterthum ein freieres Bürgerthum durch Gewerbe und Handel in den Städten erhob, sah man spottend auf dasselbe von oben herab, wie heute

auf adellose Gutsbesitzer, Fabrikanten, Handwerker und Gelehrte, die sich zu höhern Ansprüchen erheben. Und wenn sich vor Zeiten die geknechtete, leibeigene, von ihren Hirten und Hütern ausgesogene Volksmasse für das bescheidene Recht aufrichtete, als Menschen zu gelten, gleich andern, wurden sie mit aller Grausamkeit, als freches Gesindel, verdammt. Ist's heute besser? Unsere Barbarei geht nicht mehr im Panzerhemd oder Bärenfell, sondern im zierlichen Seidenrocke. So lasset denn meinen Sohn, als Friedensboten und Apostel des Evangeliums, seinen Weg gehen, den Weg der Winfriede, Columbane und Las Casas; wir haben ja neben ihm auch mehr, denn einen Peter den Einsiedler, oder andere fanatische oder fanatisirende Kreuzzugsprediger."

---

9. Der Festabend.

Das Jahr verging, ein Jahr, so reich an Blüthen, Ernten und Mißernten, wie jedes, welches man beim Erscheinen gewöhnlich mit Jubel bewillkommt und beim Abschiede kaltsinnig fahren läßt. Die schaffende Natur legte sich, vom vollendeten Tagewerke müde, in ihr stilles Winterbett zur Ruhe, und, wie Träume, spielten durch ihren Schlummer gaukelnde Silberflocken von Schnee, oder buntfunkelnde Flittern des Reifes, im Sonnenlichte von Zweigen herabschwebend. Das Weihnachtsfest nahte, das fröhlichste der häuslichen Feste im Familienkreise des Kirchenrathes.

Schon rüsteten die Genossen des Hauses einander in tiefster Heimlichkeit überraschende Geschenke vor. Da gab's des Suchens und Verbergens, des Berathens und Errathens, des muthwilligen Neckens und Flüsterns viel, schon wochenlang, ehe der feierliche Morgen des Christtages erschien. Wenn aber am Vorabende Jeder seine Gabe an Vater und Mutter überliefert hatte, um damit

den langen, weißgedeckten Tisch zu besetzen, und sich Alles aus dem Zimmer entfernt hatte, wo Mutter und Vater den Reichthum der Schätze ordneten, während sie selbst gegenseitig die einander bestimmten Geschenke vorsichtig verhüllten. Dann folgte gewöhnlich eine Nacht, die Jedem zu lang schien. Und hatte Morgens in dunkler Frühe Vater Danielis die zahllosen Kerzen auf allen Tischen und allen Zweigen des hohen, glänzend behangenen Weihnachtsbaumes entzündet, fand er schon die ungeduldige Menge seiner Lieben in Elsens Stübchen versammelt. Paar um Paar ging der erwartungsvolle Zug zum Festzimmer, wo er sich unter blendenden Lichterstrahlen, unter halblautem Ausrufe von Bewunderung und Freude schauselig auflösete.

Nur Jakob fehlte diesmal, den Alle vermißten, den Alle herbeiwünschten, Alle beklagten. Jeder nannte ihn, und fühlte seine eigene Lust vermindert, weil sie mit ihm nicht getheilt werden konnte. Else allein nannte ihn nicht, und doch mochte heimliche Wehmuth ihr Herz mehr beengen und bedrängen, denn die Herzen der Uebrigen, und vielleicht wäre gern ein Thränchen in das frohe Lächeln ihrer Wangen gefallen. Sein Platz stand leer da. Für ihn lag keine Gabe da.

Wenige Stunden später verlor sich aber die Mißstimmung in helles Frohlocken. Denn ein Brief von ihm erschien, der seine Ankunft auf den Abend verkündete. Er habe, sagte er, mit Freundes Hülfe, Alles geordnet, daß er geschäftsfrei seinen brennendsten Wunsch erfüllen dürfe. Von sämmtlichen Tagen des Jahres lasse er sich den einzigen nicht rauben, der ihm von früher Kindheit her immer der schönste, der feierlichste gewesen sei.

„Aber, ums Himmels Willen!“ rief Mutter Anna nicht wenig bekümmert und verlegen, sobald sie sich mit ihrem Gatten einige Augenblicke, fern vom Getümmel der Weihnachtsstube, allein befand: „Wie nun ihm diesen Tag verschönern und feierlich machen?

Nichts ist für ihn vorhanden, nichts für ihn besorgt. Hätt' er doch nur früher geschrieben. Rathe mir, was thun? — Ich kann ihm wohl am Abend ein Tischchen mit Leckereien füllen und bunt ausschmücken auf alle Weise. Aber das wäre doch allzuwinzige Sache, zu armselige Vergeltung der Freude, die er uns durch seine Ankunft im rauhesten Winterwetter bringt. Oder willst du ihm zu den Näschereien noch eine gute Geldrolle legen, Väterchen? Er könnte sie wohl gebrauchen, der arme Schelm."

Vater Danielis schüttelte nachsinnend den Kopf und erwiederte: „Eine Geldrolle! Trockenes Futter für Herz und Gemüth, wenn er es auch wohl für des Leibes Nahrung und Nothdurft gebrauchen kann. Nein, sinnen wir auf ein edleres Geschenk. Er verdient's. Komm, komm, ich habe einen glücklichen Gedanken!"

Er theilte ihr den Gedanken mit, flüsternd, daß er keinem fremden Ohre verrathen werde. Mutter Anna starrte anfangs dem Sprechenden zweifelhaft, fast erschrocken ins Gesicht. Dann verschmolz der strenge Ernst ihrer Züge in ein beifälliges Lächeln, welches zuletzt in eine Freudigkeit überging, die ihr ganzes Wesen verklärte.

„Es muß sein! Ein köstlicher Einfall!" rief sie: „aber woher die Zeit dafür nehmen? Der Abend naht. Es bedarf großer Vorbereitungen. Wo Blumen genug finden? Die Einladung an alle Familienmitglieder muß sogleich geschehen. Was die Küche betrifft, da laß dir nicht bange sein. An solchen Tagen bin ich auf Alles gefaßt. Hauptsache ist der Goldschmied. Ich muß selber in die Stadt. Nein, ich kann auch dahin schicken. Nur keinen Augenblick verloren! Der Abend naht. Geh, veranstalte du das Deine!"

Fröhlich eilte sie davon an ihr Geschäft und setzte dafür im Hause Alles in Bewegung. Keiner wußte, um was es zu thun sei. Der Eine mußte zur Stadt, der Andere in den Wald, der Dritte zu dem und diesem Verwandten, der Vierte zu Juwelierer und

Goldschmieden. Nur eine junge entfernte Verwandtin, die zufällig zum Besuche gekommen war, wurde von der rührigen Hausmutter in die Geheimnisse eingeweiht, und mußte emsige Gehülfin werden. Und als der Abend gekommen war, als sich der glücklich angelangte Jakob in die Arme seiner Aeltern, seiner jubelnden Geschwister und der übrigen Familienglieder gestürzt hatte, war schon Alles zu seiner Weihnachtsfeier bereit.

Unter Liebkosungen, Fragen, Gegenfragen, Scherzen und Erzählungen, mit welchen Jeder und Jede dem glücklichen Ankömmling das Willkommen brachte, mochte, wie man sich denken kann, geraume Zeit verstrichen sein. Da brach sich Vater Danielis endlich Bahn durch das lustige, bunte Gewühl, und mengte mit lauter Stimme sein Wort in das Geplauder der Uebrigen. Er ergriff Jakobs Hand und sprach: „Zur Hauptsache, Kinder, ehe wir uns zum nächtlichen Mahle um den Tisch setzen. Hier, mein Jakob erwartet, was ihr schon am Morgen davongetragen habt, seine Christbescherung. Armer Jakob, bist leider zu spät gekommen. Doch das Mutterherz würde bluten, dich ganz ohne Freudengabe zu lassen. Auf denn, Mütterchen, du voran in dein Schmuckzimmer; wir folgen dir! Alle mitsammen, ihr Leutchen, auf, uns nach!“

Wie er gebot, so geschah. Die Gesellschaft trat in das hellerleuchtete Zimmer der Kirchenräthin, dessen Wände mit Oelgemälden und Kupferstichen geschmückt waren; alles Bildnisse ihrer Aeltern, ihrer Kinder, oder theure Andenken von Freunden und Freundinnen. Denn in Liebe beständig unter ihren Lieben, abwesenden wie nahen, verstorbenen wie lebenden, zu wandeln, war das Süßeste für sie im stillen, heimathlichen Sein. Seitwärts stand am Sofa ein weißgedecktes Tischchen, mit Zuckerwerk in mannigfaltigsten Formen, und Näschereien aller Gattung bestreut. Hieher führten Vater und Mutter den Sohn. Beide beobachteten, heimlich lachend, seine Mienen, um sich ein wenig an seiner Be-

troffenheit zu weiden. Er aber umarmte dankbar die Aeltern und rief: „Wie seid Ihr so liebevoll für mich, so herzgütig!“

„Liebevoll? ganz gewiß!“ wiederholte der Vater. „Aber gütig, Jakob? Nein, der Tisch hier mit seinen Armseligkeiten widerspricht. Doch still! ich könnte dir zu dem Kram da noch eine Kleinigkeit legen, falls sie dich freuen würde. Es ist eine Art Kleinodes, um das dich viele beneiden sollten, aber dich vielleicht noch mehr tadeln werden. Darum bedenke dich wohl, ehe du es annimmst; denn hast du es einmal an der Hand, machst du es zeitlebens nicht davon wieder los. Es gehört mir zwar nicht, aber doch kann ich's dir schenken; denn der Eigenthümer kann es für sich selbst nicht gebrauchen. Was mir also nichts kostet, wird hingegen dir viele Ausgaben verursachen, und von Jahr zu Jahr mehr. Freilich Jedem, der es erblickt, gefällt es, und ich gesteh' es, mir selbst, durch etwas, ich möchte sagen: Magisches in seiner Form und Färbung; würd' ich's dir sonst zum Geschenk bieten? Allein ich sag' es dir voraus, in wenigen Jahren ist der blendende Goldfirniß verwischt, und dann, — ja, dann erst wird der Werth oder Unwerth des Stoffs sichtbar werden. Lieber Jakob, sieh mich nicht so verwundert an, weil ich dir vielleicht räthselhaft spreche. Das Ding, von dem ich spreche, ist am Ende selber nur ein Räthsel, wozu man den Schlüssel erst nach langer Zeit findet. Doch weiß ich, je mehr Sorgen, bange Stunden und Kummer es dir einst bringt, um so glücklicher macht es dich. Wozu noch mehr Worte? Komm, betracht' es mit eigenen Augen, und wähle.“

Die ganze Gesellschaft stand schweigend im Halbkreise umher, und hörte mit wachsender Neugier die Worte des Alten von seinem wunderbaren Kleinod. Dieser aber ging mit geheimnißvoller, ernster Miene, indem er dem Sohne zurief: „Folge mir!“ zur Thür eines Nebenzimmers und öffnete sie.

Da saß, vom hellsten Lichtglanz umflossen, wie von einer Glorie,

unter Blumenkränzen und Epheugewinden, schmucklos, und doch schöner, denn aller Glanz und Schmuck umher, der Engel des Labyrinths in einfacher, ländlicher Tracht, das Köpfchen halbgesenkt, die Hände ängstlich gefaltet. Ueberraschung oder Bewunderung durchflog mit leisem Stimmengeräusch die Versammlung. Dann folgte tiefe Stille. Einen Augenblick stand Jakob, wie gelähmt von schönem Schrecken, aber seine Augen strahlten Entzücken. Er breitete sehnsüchtig die Arme dem Engel entgegen, der sich zitternd erhob und erröthend in seliger Ohnmacht an seine Brust sank. Mit einem Blick der Wonne unter Thränen betrachteten die Aeltern und die Anwesenden das Schauspiel. Bald aber gewann die Freude Aller wieder Stimme. Man drängte sich näher. Jakob und Else warfen sich dankbar, stumm und weinend an das Herz der Mutter und des Vaters; dann flogen sie unter Glückwunsch und zärtlichster Theilnahme von Umarmung in Umarmung der Verwandten.

Kaum ein Jahr nachher ward schon die Vermählung des liebenden Paares gefeiert, welches noch heute manchem unglücklichen Paar das Bild der glücklichsten Ehe darstellt.

II.

Vorbedeutungen.

---

1. Der Streit der Freunde.

Im Garten, der die Wohnung des Bergdirektors Jansen fast ganz umringte, an der Brust eines Hügels gelegen, mit malerischer Aussicht über die weite Landschaft und deren Wiesen, Ströme, Wälder und Bergschlösser, ging es, wie gewöhnlich, lebhaft zu.

Es war einer der lieblichsten Tage im Frühherbste des Jahres 1839. Zwei junge Knaben jagten sich zwischen den Beeten, und flatterten um einander, gleich spielenden Schmetterlingen. Zwei andere bliesen im Gebüsche, welches seitwärts ein Dreieck bildete, auf Baumblättern gar kunstvoll bekannte Melodien. Am Hause, wo dieses mit dem anstoßenden Flügel einen Winkel bildet, saß, Kühle des Schattens genießend, Madame Jansen, auf grüner Gartenbank, thätig mit dem Strickzeug; neben ihr Lina, ihre elfjährige Tochter; auf der andern Seite ein junges Fräulein, Josepha, welches, eine Tagereise weit her, zum Besuch gekommen war.

Zwei ältliche Herren wandelten indessen, mit einander im Gespräch, den Hauptweg des Gartens, zwischen Buschakazien und hochstämmigen Rosen, auf und ab. Einer derselben war der Bergdirektor; der Andere, ein alter Freund und Nachbar, Professor

Grübelich, hager, gekrümmt, mit scharfen, eckigten Gesichtszügen; übrigens ein grundgelehrter Herr im Arabischen, Griechischen und Lateinischen. Auch hatte er die Bücherwelt schon mit einem Band seiner Poesien bereichert, die freilich etwas farblos an die verblichenen Vorbilder eines Gottsched und Lohenstein mahnten. Ueberhaupt war der gute Mann ein treuer Freund alter Sitte und Kunst. Das verrieth schon von Kopf zu Fuß an ihm der großväterlich-steife Zuschnitt seiner Bekleidung. Auch fehlte nicht im Nacken ein zwar kurzer, doch lebhaft spielender Zopf.

„Halt!" rief er und blieb plötzlich stehen: „Ich ertappe Sie auf Widerspruch mit sich selber. Einerseits anerkennen Sie also das Faktum, die wunderbare Sehergabe der Mondsüchtigen und Somnambülen, oder mancher Sterbenden kurz vor ihrer Auflösung; die unerwartete Erfüllung mancher Ahnungen und Träume; ja, aus Ihrer eigenen Erfahrung, das richtige Gefühl rhabdomantischer Naturen von verborgenen Metallen und Wassern. Anderseits verdächtigen Sie mir die Möglichkeit von allen Geistererscheinungen; die Orakel Griechenlands, die Auspizien der Römer, die unzweifelhaft eingetroffenen Weissagungen der Propheten des alten und neuen Testaments. Sie widersprechen nicht mir allein, sondern sich selbst; atque ergo — — —!"

„Lieber Freund," erwiederte Herr Jansen: „wenn ich einzelne Thatsachen, die ich nicht erklären kann, nicht wegläugnen darf, bin ich hoffentlich deshalb keineswegs verpflichtet, Alles, was ich nicht verstehe, zu glauben. Es ist in der Natur allerdings ein geheimnißvoller Zusammenhang der Wesen, eine Verkettung von zum Theil halb, zum Theil ganz unbekannten Kräften, ein ununterbrochenes Band zwischen Vergangenheit und Zukunft vorhanden. Ja, selbst Spinnen, Vögel, Amphibien, Pflanzen, alte Wunden und Gebresten der Menschen künden Witterungswechsel voraus an. Soll ich aber darum jedem alten Weibe glauben,

welches mir aus den Lineamenten der Hand, oder aus Kaffeesatz, oder mit Kartenschlagen, oder zufälligen Stellen der aufgeschlagenen Bibel erzählt, was mir Gutes und Schlimmes bevorsteht?"

„Festina lenter! nicht zu hastig!" fiel ihm der Nachbar ins Wort: „Sie werfen mir da wieder Kraut und Unkraut bunt durcheinander. Ich behaupte nur, die menschliche Seele sei mit höhern Kräften vom Schöpfer ausgerüstet, als Thiere und Pflanzen. Wenn diese sich schon durch ihre Fasern und Nerven mit dem, was noch nicht ist, in Verknüpfung fühlen können: — warum vermöchte es nicht eben sowohl die menschliche Seele, vermittelst ihrer vollkommneren Eigenschaften. Sie ist in sich und an sich die ewige, daher mit Vergangenem und Künftigem verwandt und eins. Ja, der Mensch hat die Macht, wenn er tiefes Vertrauen in sein Selbst besitzt, durch festes Wollen mit fester Zuversicht gepaart, sich mit Wesen höherer Art in Verbindung zu setzen, und auch wohl der Zukunft auf seine Frage eine Antwort abzuzwingen."

„Ich wünsche Glück dazu!" versetzte der Bergdirektor mit schelmischem Lächeln: „Ohne Zweifel haben Sie die verschwiegene Zukunft schon manchmal zum Ausplaudern verführt und Visionen gehabt?"

„Welche Frage!" rief Herr Grübelich und warf den Zopf von der Schulter zurück, wo er sich zwischen dem Halstuch verkrochen hatte: „Sie selber, oder vielmehr Ihr Sohn Gottfried, und seine Vision in München, die richtig in Erfüllung ging, — Sie müssen mir noch die seltsame Geschichte ausführlich erzählen; ich habe davon nur verworrenes Zeug vernommen. Also, folglich — — — was wollt' ich eigentlich sagen? — Genug! so gewiß uns die Zukunft unaufgefordert oft Ereignisse ankündet, die noch geschehen werden und dann erfolgen; eben so gewiß kann das, was wir mit Seelenernst als Vorbedeutung erkennen, erfüllt werden!"

„Kann!" entgegnete sein Widersprecher: „Können zeigt nur

auf Mögliches, aber nicht auf Gewißheit hin. Freund, die Lust am Uebernatürlichen schnappt oft ins Unnatürliche über. Vieles ist möglich, vieles nicht. An Möglichkeiten so zuverlässig, wie an Gewißheiten zu glauben, dazu gehört Ueberglänbigkeit, die man besser deutsch Aftergläubigkeit nennt."

„Sie sind, und das ist keine Aftergläubigkeit," murmelte der Professor ein wenig verdrossen: „Sie sind mit Haut und Haar ein Verfechter des heut modischen Unglaubens, dem profane und biblische Geschichte nichts mehr gelten. Zu allen Zeiten und in allen Völkern herrschte von jeher Glaube an Vorbedeutungen, und man sah sich von ihm selten getäuscht. Von Kain und Abel an, die im aufsteigenden Rauch der Opfer ersahen, wer dem Jehova der angenehmste war, könnt' ich Ihnen eine lange Reihe der geistreichsten Männer, bis auf Napoleon, nennen, die meiner Ansicht waren; wollen Sie sie allesammt Abergläubige heißen?"

„Warum nicht?" antwortete Herr Jansen: „Zum Geistesreichthum gehört auch Reichthum lebendiger Phantasie, die ins Dunkel künftiger Zeiten mit hüpfenden Irrlichtern hineinleuchtet. Aber, lieber, guter Professor," setzte er rasch hinzu, und nahm freundlich schüttelnd die Hand des Gelehrten, als wär' er seiner Worte gereuig: „Machen wir Friede! denn

Ihr seid Dichter, ich bin nur Reimer,
Ihr kein Zweifler und ich kein Träumer;
Wenn Blinder den Tauben von Farben belehrt,
Wird viel salbadert und Keiner bekehrt,
Weil der Eine nicht sieht, was der Andre nicht hört."

Herrn Grübelichs senkrechte Gesichtsfalten krümmten sich zu einer Art Lächelns beim Vernehmen dieser Knittelverse, dergleichen der Bergdirektor, bei guter Laune, gern aus dem Stegreif aufzutischen pflegte.

„Jammerschade, Nachbar, daß Sie Bergmann geworden sind. Sie übertreffen Hans Sachs, den Meister der Meistersänger, der Riemen und Reimen mit gleicher Gewandheit schnitt. Was aber den verlangten Frieden betrifft, kann ich nur Waffenstillstand gewähren. Sie sind der hartnäckigste Thomas, und haben mich fast zu hartfäustig angegriffen."

„Glaube und Unglaube haben beide ihren Fanatismus," meinte der Bergdirektor mit entschuldigendem Achselzucken, indem er seinen Gast zu einer Winkelbank, unter überhangendem Laubgewölbe von latarischen Lonizeren und Philadelphengebüschen führte: „Setzen wir uns hier im Schatten zum runden Tischchen."

---

2. Eine Vision.

„Ich bin's zufrieden," sagte der Professor, indem er sich bedächtig niederließ: „Aber, nicht zu vergessen, Sie sind mir noch die mysteriösen Geschichten schuldig geblieben, die Ihr Sohn in München erlebt haben soll. Erzählen Sie mir."

„Es ist bald erzählt!" versetzte der Direktor. „Nur fürcht' ich," fügt' er mit satyrischem Lächeln hinzu: „Ihr Wunderglauben erhält damit frische Stützen, oder gar Waffen wider mich selbst. Denn offen gestanden, weiß ich nicht, was von der ganzen Sache halten? Ich würde sie für ein Ammenmährchen nehmen, wenn sie mir ein Anderer erzählte; und doch darf ich sie nicht läugnen, weil ich dabei gewissermaßen die Rolle einer handelnden Person spielen mußte."

„Gut! vortrefflich!" rief Herr Grübelich; „Es freut mich Ihretwillen. So treibt Erfahrung immer den Kobold des Zweifels am kräftigsten aus, und das Schicksal schleppt den verstocktesten Unglauben endlich zu den Füßen des Glaubens hin. Geschwind, lassen Sie das Faktum hören!"

„Wohlan! Vor vier, fünf Jahren etwa war es," hob Herr Jansen seinen Bericht an: „ganz recht, im Jahre 1834 war es, daß mein Sohn Gottfried fast tödtlich erkrankte. Sie wissen, er trieb damals seine Studien mit Grabstichel und Pinsel an der Kunst-Akademie zu München. Schon im Begriff, sich von da nach Karlsruhe zu begeben, um auch den Stahlstich zu üben, ward er vom Nervenfieber befallen. Wir hier zu Lande erfuhren erst von der Lebensgefahr, in welcher der arme Bursche lange geschwebt hatte, als sie größtentheils schon vorübergegangen war. Zum Glück hatte er der sorglichsten Pflege genossen. Er wohnte im Hause eines meiner dortigen Freunde, eines sehr angesehenen Staats- und Geschäftsmannes. Einer der vorzüglichsten Aerzte der Residenz behandelte ihn. Auch seine Kameraden und dort studirenden jungen Landsleute verließen ihn nicht.

„Von einem der Letztern, der ihm der Treueste und Liebste war, vernahm ich später, wie von ihm selber, Folgendes aus seiner Krankheitsgeschichte. Als Gottfried eines Tages in tiefster Fieberglut lag, phantasirte und irreredete, glaubte er in sein Vaterland zurückgekehrt und bei mir zu sein. Er fand mich aber in einer fremden Stadt, und zwar in einem Garten, zwischen vielen Häusern gelegen, die wegen der Menge dicht belaubter, alles verschattender Obstbäume, kaum sichtbar blieben. Dort erblickte er mich seitwärts zur Linken, am Ende eines Nebenweges, wie ich unter der offenen Thür eines Gartenhauses dastand, seiner zu harren und ihn doch nicht zu erkennen schien. Ich hielt ein Buch in der lässig niederhangenden Hand, und war von Kopf zu Fuß schwarz gekleidet. Endlich, wie er näher getreten war, und ich ungewiß blieb, wer er sei, ging ich ihm einige Schritte entgegen, und schloß ihn in meine Arme. Das ist die ganze Geschichte von Gottfrieds Vision. Sie ist nicht des Erzählens werth."

„Aber noch nicht am Ende!" rief der Professor, dessen gespannte

Mienen einer Befriedigung seiner Erwartungen entgegenlauerten: „Fahren Sie fort. Sie nennen ja selber den Fiebertraum Vision. Also, wovon war er Vorbedeutung? Was hatte der schwarze Anzug zu sagen; oder das Buch in der Hand?"

„Nichts, überall nichts!" gab der Erzähler zur Antwort: „Wir hier im Hause wußten damals von seiner Träumerei nichts; und hätten wir sie gewußt, wir würden uns wenig aus ihr gemacht haben. Wie gesagt, wir erfuhren erst spät von seiner Krankheit, als es damit zur Besserung ging; und der erste Brief von seiner eigenen, noch zitternden Hand geschrieben, sprach nur ungeduldige Sehnsucht aus, bald wieder bei uns zu sein. Aber die Genesung machte, wie gewöhnlich, langsame Schritte.

„Unterdessen war ich von der Regierung zu der Konferenz nach Seestadt geschickt, um im Zwist unserer Nachbarstaaten die Interessen unsers Landes wahrzunehmen. Ich litt schmerzliche Langeweile dabei. Der Sitzungen waren genug, aber die Unterhandlungen gingen trägen Gang."

„Wie kann man," fiel der Professor ein, der gern einen Witz abschoß, wenn er ihn zu haben meinte: „wie kann man auch gehen, wenn man sitzt? Das ist ächt diplomatisch."

„Zum Glück hatt' ich mich bei meinem alten Freunde, dem Obergerichtsrath von Rolle, laut unter uns bestehendem Gastfreundschaftsrecht, einquartiert. Bei ihm und in seiner liebenswürdigen Familie fand ich zum Glück Zerstreuung und Erholung genug, um nicht am Nichtsthun zu sterben. Auch an diplomatischen Diners und Soupers fehlte es nicht. Als ich eines Tages einem solchen beiwohnen mußte, fühlt' ich mich so unwohl, so unbehaglich, daß ich gleich nach aufgehobener Tafel die geräuschvolle Gesellschaft wieder verließ, um mit Freund Rolle einen erquickenden Gang am schönen Seeufer zu thun. Ich ward noch verdrießlicher, als ich diesen nicht zu Hause traf; nahm endlich

ein Bändchen von Lichtenbergs Werken und begab mich damit in seinen Garten. Kaum hatte ich mich hier in einer Laube lesend auf eine Bank hingestreckt, klang mir der sogenannte Buben=Pfiff in die Ohren."

„Halt!" unterbrach ihn der aufmerksame Zuhörer. „Das ist bedeutsam! Buben=Pfiff! Ich hab' in meinem Leben nicht davon gehört. Was nennen Sie Buben=Pfiff?"

„Nichts, als ein Signal," antwortete der Berichterstatter lachend: „mit welchem meine Söhne, groß und klein, von jeher einander ihre Nähe verkünden. Darum zweifelt' ich nicht, daß einer von ihnen mir die Ehre seines Besuchs gewähren wolle. Ich sprang auf und lauschte in fröhlicher Erwartung umher. Es kam Niemand. Nach einiger Zeit entdeckt' ich einen Fremden, den der Hausknecht, mit ausgestreckter Hand, gegen den Garten wies. Der Unbekannte schlich langsam unter den Bäumen heran, mager, bleich, mit tiefliegenden Augen. Erst in der Nähe erkannt' ich meinen Gottfried. Denken Sie sich mein Erstaunen! Ich flog ihm entgegen. Er fiel kraftlos in meine Arme. „Dir ist nicht wohl, Kind!" sagt ich zu ihm, als wir uns beide von der ersten Ueberraschung erholt hatten. „O sehr, sehr!" gab er zur Antwort: „Aber der Garten hier; drüben dort die alte Laube, und du unter der Thür in der nämlichen Stellung und Kleidung mich erwartend. Das ist Alles schon einmal da gewesen. Ich bin nicht mehr im Fieber, und doch in den Träumen. Ich erzähle dir nachher, lieber Vater."

„Ich führte ihn in mein Zimmer. Zwischen allen Fragen und Antworten, die wir unter einander wechselten, äußerte er immer von neuem seine Verwunderung, mich so angetroffen zu haben, wie er mich schon in den Fieber=Paroxysmen gesehen haben wollte. Ich fürchtete im Ernst schon, sein Verstand sei etwas aus den Fugen gewichen. Aber ein junger Landsmann, der ihn aus Bayern

heimbegleitet, ihn in der Krankheit gepflegt hatte, wiederholte mir folgenden Tages dieselbe Geschichte, wie er sie bei Gottfrieds Irrereden im Fieber und später von dem Genesenden in München, auf dessen ersten Spaziergängen mit ihm, zum Ueberdruß hatte anhören müssen. Denn er hielt Alles für leere Faselei. — Hiemit hat die ganze Historie ein Ende."

Der Professor saß ernst und schweigend da, noch immer mit Augen und Ohren andächtig horchend. Endlich rief er: „Merkwürdig! Und Sie wagen noch den Ungläubigen zu spielen? Ein Traumgesicht, das sich buchstäblich erwahrt hat, und doch zu einer Zeit erschien, da selbst Sie, und noch weniger Ihr Herr Sohn, von einer Seestädter Konferenz und Ihrer Anwesenheit dabei wissen konnten, — können Sie noch zweifeln? Es wohnt unserer Seele eine geheimnißvolle, höhere Macht inne, als wir glauben und wissen. Nicht umsonst sagte der Apostel Paulus schon:

„Unser Wissen ist Stückwerk!"

„Eben darum ist," setzte Herr Jansen hinzu:

„Unser Thun und Lassen nur Flickwerk!"

„Amen!" seufzte der glaubensreiche Nachbar: „Eins so wahr, als das Andere! Ich muß Ihren Gottfried selber befragen. Die Sache ist zu wichtig. Sie erwarten also in diesen Tagen seine Ankunft? — Aber, ich bitte, sehen Sie dort die allerliebste Gruppe der zwei jungen Geschöpfe, halb versteckt hinter den Spiräen-Gesträuchen. Was treiben die Mädchen so Heimliches? Wollen wir sie in ihrer Andacht ein wenig belauschen?"

---

3. Erläuterungen.

Wirklich boten zwei weibliche Gestalten in einiger Ferne dem Auge ein anmuthiges Bild dar. Im Dunkelgrün des Gebüsches

halb sichtbar, standen sie da, verklärt vom Abendgold der Sonne, die sich durch jede Lücke im Netzwerk des Laubes liebkosend zu ihnen hinstahl; die Jüngste von beiden, Lina, des Direktors einzige Tochter, glich in ihrer kindlichen Sommertracht mehr einem zarten Knaben. Denn ihr Gewand bestand in einer flatternden Blouse, unter der Brust vom breiten Gürtel zusammengefaßt, in Pantalons, die bis zu den Knöcheln der kleinen Füße reichten. Ein runder Strohhut bedeckte das Köpfchen, von welchem lange, blonde Locken auf den Spitzenkragen der Achseln niederfielen. Sie hielt ihrer ältern Gespielin schweigend und ernst ein Bündel Grasstengel entgegen.

Eben so ernsthaft beschäftigten sich mit diesen Stengeln die Finger der zwanzigjährigen Josepha. Sie trug noch halbe Trauerkleidung um ihren verstorbenen Vater, den Obristen Velito, der in spanischen Kriegsdiensten gelebt hatte, und Herrn Jansens treuer Freund gewesen war. Ihr feiner, schlanker Wuchs, das Edle, fast Stolze ihrer Haltung und Bewegung, selbst ihres Ganges, neben dem Ausdruck der reinsten Seele in den Zügen eines hübschen Gesichts, machten sie unter den Liebenswürdigsten ihres Geschlechts noch ausgezeichnet. Jetzt ruhten ihre schwarzen Augen unverwandt auf dem Halmenbündel in der Hand der kleinen Lina. Sie flocht je zwei und zwei Enden der Gräser in einen Knoten zusammen und regelmäßig lispelte sie dazu jedesmal: „Er kömmt, — er kömmt nicht! Er kömmt, er — kömmt nicht!“

„Aber er kömmt! Sieh nur, er kömmt!“ jauchzte Lina am Schlusse des Werks und hüpfte hoch auf.

„Wie? Wo?“ stammelte erschrocken Josepha, und schaute schüchtern nach allen Weltgegenden aus.

„Nein, sieh hieher!“ mahnte die Kleine, die das Halmengebinde leise auseinandergeschüttelt hatte, das nun als ein einziger Ring zusammenhing und nicht zerfallen war.

Behutsam nahm Josepha den lockern Halmenkranz in die Hand, musterte ihn von oben bis unten, warf ihn dann fröhlich um Lina's Hals, küßte diese, drehte sich tanzend um sich selbst und sagte: „Es ist gelungen! Freue dich, er kömmt noch heute an. Aber sag' auch Niemandem, daß wir es schon zuverlässig voraus wissen."

Um das Gespräch der beiden Mädchen zu verstehen, muß man wissen, daß unter den Worten: „Er kömmt!" Niemand anders, als der junge Jansen verstanden war, von dessen Visionen sein Vater eben erzählt hatte. Nach mehrjährigen Reisen, die er zur Vollendung seiner Kunst durch Deutschland und Frankreich gethan, hatte er Karlsruhe endlich zum bleibenden Aufenthalt gewählt. Doch pflegte er jedes Jahr das Vaterhaus einmal zu besuchen, und dann auch wohl, noch eine Tagreise weiter, die befreundete Familie des Obersten Velito. Gottfried war, nebenbei gesagt, ein eben so leidenschaftlicher Liebhaber der Kriegskunst, als der eigenen mit Pinsel und Grabstichel. So fand er im Hause des Obersten doppelten Genuß. Ihn begeisterten die Erzählungen des vielerfahrnen Offiziers von spanischen Schlachten und Gefechten gegen Napoleon; aber auch nicht weniger die Reize von der schönen Tochter des Erzählers. So war er dort einerseits ganz Ohr, anderseits ganz Auge. Kein Wunder, daß er dann jedesmal nachher ein halbes Jahr lang nur von katalonischen Guerilla's und katalonischen Madonnen träumte. Er aber hütete sich wohl, einer einzigen Seele in der Welt von seinen Träumen zu sagen, selbst Josephen nicht.

Sie hinwieder sagte, nach Mädchenart, auch nichts von den ihrigen. Uebrigens schien sie den jungen Künstler, als den Liebling ihres Vaters, gern zu sehen, wohl gar, wenn auch einsilbig, in dessen Lob einzustimmen. Dies Gernsehen und Loben ward endlich zur bloßen Gewohnheitssache, und, wie es oft zu geschehen pflegt, aus langer Gewohnheit zum Bedürfniß. Das harmlose

Kind wußte sich über dies wunderliche Bedürfniß eigentlich keine Rechenschaft zu geben; auch kümmerte es sich im Grunde wenig darum, woher es gekommen sei?

Da starb der Oberst. Gottfried empfing die Trauerbotschaft mit Schrecken und Schmerz. Allein dieser Schrecken, dieser Schmerz war nicht mit dem zu vergleichen, den er empfand, als ihm seine Aeltern meldeten, die hinterlassene Wittwe habe beschlossen, sich mit ihrer Tochter nach dem südlichen Spanien zurück zu begeben, wo sie die schönern Tage ihres Lebens gelebt habe. Es war für ihn zu viel, seinen militärischen Freund im Grabe, und die Stillvergötterte, in weiter Ferne, jenseits der Pyrenäen wissen zu sollen. In den ersten Augenblicken, aller mannhaften Fassung verlustig, hätte er sogleich aufbrechen, und zu den Verwaiseten hinfliegen mögen. Doch, gebunden durch Arbeiten und eingegangene Verpflichtungen, blieb er in der Karlsruher Werkstätte, und um so ergebener in sein Verhängniß, da Briefe besagten, daß die Uebersiedelung der Wittwe Velito nach Spanien schwerlich früher, als nach Verlauf eines Jahres, werde stattfinden können. Aber sobald er wieder einigermaßen ruhige Haltung gewonnen hatte, offenbarte er seinen Aeltern, wie er litte, in einem Briefe.

„Wohlan denn," schrieb er unter Anderm: „so möget Ihr Alles — Alles erfahren, was ich, hätt' ich nur können, mir gern selber weggeläugnet haben würde. Josepha darf nicht nach Spanien. Was sollte aus mir werden? Ihr Schicksal ist mir wichtiger, als mein eigenes. Sie darf nicht! Ihr Andenken hat mich, seit ich sie kenne, wie ein frommer Genius überall begleitet und bewahrt. Schon ehe ich nach Paris ging, stand es fest in mir, Euch zu bekennen, liebe Aeltern, was mir die theure Josepha sei. Aber es sollte erst geschehen, wenn ich es, mit mehr Fug und Recht, in unabhängiger Lage aussprechen dürfe. Ich darf jetzt; und Schrecken und Angst haben mir nun das Geheimste meiner

Geheimnisse entrissen. Urtheilet über mich. Ich kann nicht anders. Ja, es ist unmöglich, daß sie nach Spanien zurückkehrt. Uebrigens hat sie bis jetzt noch durch keinen Wink, durch kein Wort Vermuthung erhalten, wie unaussprechlich lieb und heilig sie mir ist. Aber ruft sie, ich bitte, in ihrer gegenwärtigen Trostlosigkeit zu Euch, damit sie sich unter andern Umgebungen zerstreue. Lernt sie ganz kennen; prüfet sie, dann urtheilet selber, ob ich nicht das edelste, vortrefflichste Geschöpf unter dem Himmel liebe? — Doch, liebe Aeltern, bewahret den Inhalt dieser Zeilen wie mein und Euer heiligstes Geheimniß, was ich in Angst und Eile verrathen habe, — verrathen mußte; und nur Euch, keinem Sterblichen sonst."

Herr Jansen und seine Gattin sahen sich, nach der Durchlesung dieses überraschenden Briefes, eine ganze Weile stumm und still mit fragenden Augen an. Einer wollte aus des Andern Mienen lesen und wissen: Was denkst du dazu? — Beide dachten indessen, in Betreff der wichtigen Offenbarung, ganz Verschiedenes, und doch nicht an das, woran Aeltern in solchen Fällen am ersten zu denken pflegen; nicht ob die Parthie anständig genug sei? Ob die Familie Velito durch Rang, Stand und Verhältnisse sich für den Sohn eigne? Ob eine stattliche Mitgift zu hoffen sei? Ob die allfällige Schwiegertochter Vermögen besitze oder von Aeltern und andern Verwandtschaften noch etwas Ansehnliches zu erwarten sei?

Um die Lippen des Bergdirektors zuckte ein leichtes Lächeln, indem er sagte: „Da haben wir nun unsern Helden; er ist kriegsgefangen. Der arme Schelm thut mir leid. Aber was kann er dafür, daß er zwei Augen hat, die er sein Leben lang als Künstler nur im Aufsuchen der Schönheit geübt hatte. Doch soll sich der Bursch wohl in Acht nehmen. Junge Mädchen sind wie neue Bücher. Wer kennt den Inhalt? Der niedliche Einband und

Goldschnitt sind doch nur Toilettenwerk. Das lockende Titelblatt, das gefällige Format, das holde Gesichtchen und der zierliche, verführerische Wuchs haben schon manchen ehrlichen Mann gröblich betrogen. Es ist typographischer Luxus des Buchhändlers; aber auch die Natur läßt sich in Werken, die sie herausgibt, ärgerliche Druckfehler zu Schulden kommen. Am sichersten wählt man ein Buch mit leeren, reinen Blättern, wo man noch selber hineinschreiben kann, was man liebt und braucht; und auf ähnliche Art ein Mädchen. Josepha, glaub' ich, ist ein solches; hat für Gottfried noch das Herzblättchen unbeschrieben und rein; ist schön und gut."

„Nun ja," entgegnete Madame Jansen, mit bedächtigem Kopfschütteln: „Es ist ganz gut und schön, daß sie schön und gut ist, wie du sagst. Damit aber ist's für unsern Gottfried nicht abgethan. Das Schönste wird ihm nach Jahr und Tag gemeine Alltäglichkeit werden; und die engelreinste Seele kann ihm vielleicht keine Wassersuppe kochen. Daran denkt er jetzt nicht. Josepha ist mir lieb. Sie weiß sich zu kleiden und zu benehmen; ist lebhaft und bescheiden; freundlich, verständig, ohne Stolz und ein Erzplappermäulchen dazu. Aber ist sie auch arbeitsam, häuslich, wirthschaftlich, vom Morgen bis zum Abend? Weiß sie zu sparen, zu schonen?"

„Gewiß noch nicht so gut wie du," erwiederte der Bergdirektor lächelnd.

„Knaben schickt man," fuhr die Sprecherin fort, ohne sich unterbrechen zu lassen: „Knaben schickt man für ihren Lebensberuf auf Schulen und Universitäten, in Werkstätten und Comptoirs. Aber wohin die Mädchen? Man erzieht sie für die Rosenzeit der Brautschaft und Hochzeitsfreuden; an die schwarzen Stunden denkt man nicht. Aber mit Putz- und Klavierklimpern, Romanlesen und Deklamiren, Singsang, Tanzen und Französisch-Parliren macht kein

Weib den Mann glücklich, keine Mutter ihr Kind. Wahrhaftig, Maskenbälle, Promenaden, Soireen, Liebhaberkonzerte und Liebhabertheater sind keine Universität für die künftige Hausfrau; sondern Keller und Küche, Nähtisch und Waschhaus, Markt und Krämerladen."

„Vollkommen richtig!" stimmte der alte Herr ein: „Allein wohin zielst du nun eigentlich?"

„Gottfried handelt sehr verständig, lieber Mann. Er will, wir sollen selber prüfen. Gut! Aber nichts übereilt! Josepha muß, in diesen Tagen der Trauer, der Mutter allein angehören; den Gram um den Verstorbenen mit ihr theilen und dadurch erleichtern; nicht schon für sich, für ihre Zerstreuungen und Erheiterungen sorgen. Es ist Pflicht der Tochter; das Gegentheil wäre kaltherzige, grausame Selbstsucht; wäre empörende Leichtfertigkeit. Die Reise nach Spanien, wer weiß, wie lang es noch dauert, eh' sie begonnen werden kann? Also Geduld? Lassen wir ein Viertel-, ein halbes Jahr vorübergehen; dann schreib' der Mutter um Erlaubniß, daß Josepha einige Wochen bei uns leben dürfe."

„Hast abermals Recht, Kindchen; dein Wille geschehe. Du verdientest Frau Rathsherrin zu heißen," sagte der Bergdirektor.

Und wirklich geschah also. Im Herbst erst erging die Einladung. Herr Jansen selber holte Fräulein Velito ab; und kaum vernahm es der liebende Jansen in Karlsruhe, so kündigten seine Briefe baldige Beendigung seiner Arbeiten und die Nähe seiner Ankunft an. Man erwartete ihn sofort von einem Tage zum andern. Und darauf bezog sich jenes: „Er kömmt! Er kömmt nicht!" einiger Ungeduldigen.

---

4. Fingersprache.

Das Orakel der Grasstengel täuschte nicht. Wenige Stunden später, als die magischen Worte gesprochen waren, erschien der Ersehnte. Er flog aus einer Umarmung in die andere. Auch Josepha begrüßte ihn mit schüchterner Höflichkeit; aber flüchtete bald aus dem stürmischen Getümmel davon ins Freie; ohne Zweifel, um diesmal, was selten sonst der Fall war, zu den Stillen im Lande zu gehören; oder weil es etwas unbehaglich sein mag, beim Jubel eines Willkommens seitwärts zu stehen und sich vergessen und überflüssig zu fühlen. Das gute Kind war jedoch weder so vergessen, noch überflüssig, als es vielleicht fürchtete. Denn der junge Jansen schielte bald, mitten durch alle Frager und Antworter, nach der Verschwundenen umher.

Zum Glück ist hienieden auch die schönste Freude vergänglich; wäre sie es nicht, würde sie in fade Gewohnheit und Langeweile veralten. Sobald sich der Sturm des ersten Wiedersehens gelegt hatte, war es Lina zuerst, nicht ihr Bruder, die verwundert Josephens Abwesenheit bemerkte, davon sprang, sie aufsuchte und herbeiführte. Die Stillste im Lande, oder vielmehr im Zimmer, gewann bald Sprache, als der gefeierte Sohn des Hauses in angenehmer Bangigkeit ihr entgegen trat, und wider seinen Willen, mit einer gewissen Verlegenheit und Verwirrung vor ihr stand, wodurch sie beinahe selber verlegen und verwirrt ward.

Gottfried, ein ganz verständiger junger Mann, that sich gern etwas auf strenge Grundsätze und feste Vorsätze zu gut. Er hatte beschlossen, während den ersten Wochen im väterlichen Hause durchaus von seinen Gefühlen gegen die Geliebte nicht das Mindeste durchblicken zu lassen, sondern der kaltblütigste, umsichtigste Beobachter zu sein. Es war ihm, als Künstler, keineswegs unbekannt, daß der Liebesgott sein Hand- und Herzenswerk nie anders, als

blindlings mit verbundenen Augen treibe, und Hymens Hochzeitsfackel hinterher, statt mit verklärendem Licht das Leben zu verschönern, verzehrende Feuersbrunst anrichte. Er hütete sich daher ungemein, durch ein leicht entschlüpfendes Wörtchen oder durch einen noch leichter aufflammenden Blitz der Augen etwas zu verrathen. Daß er wohl und weise daran that, wird Jedermann zugeben müssen.

Doch läßt sich auch nicht läugnen, daß man mit Weisheit und eisenfesten Grundsätzen und Vorsätzen zuweilen übel bestellt ist, wenn man irgend einer wunderthätigen Madonna zu nahe steht oder sitzt. Das mußte leider auch der sehr bedächtige Sohn des Herrn Bergdirektors schon in den ersten Tagen, und zu seinem eigenen nicht geringen Erstaunen erleben.

Als er nämlich, in einer späten Morgenstunde, seine Mutter zu einer geheimen Unterredung aufsuchte, fand er sie im allgemeinen Wohn-, Speise- und Empfangzimmer der Familie; doch nicht allein. Sie saß auf ihrem gepolsterten Winkelstuhl, am Nähtischchen arbeitend, neben dem Fenster; Lina ihr gegenüber, andächtig der Mutter Lehren hörend, mit dem Strickzeuge beschäftigt; Josepha ein wenig hinterhalb der Sprechenden, in einer Ecke des sammetgrünen Sofa's, mit ähnlicher Fingerthätigkeit und ohne von Stricknadeln und Maschen ein Auge wegzuwenden, besonders seit Gottfried eingetreten war. Dieser, um die Unterhaltung nicht zu stören, nahm leise und schweigend auf dem Sofa Platz; doch, mit gewohnter Behutsamkeit so weit, als es der Raum gestatten mochte, von der fleißigen Strickerin entfernt, im entgegengesetzten Winkel.

„Nimmermehr hätt' ich geglaubt," fuhr Madame Jansen in ihrer mütterlichen Ermahnung an die beiden Mädchen fort: „daß Ihr in Euerm Alter noch so große Kinder sein und dergleichen Unsinn treiben könntet. Nicht umsonst hat die göttliche Weisheit

das Künftige dem Auge des Sterblichen verhüllt. Meint Ihr im Ernst, mit Euern Grasstoppeln den Vorhang der Zukunft lüften zu können?"

„Aber, liebe Mama," bemerkte Lina: „es ist doch richtig eingetroffen. Du selbst kannst es nicht läugnen. Eine Stunde nachher war er bei uns; und da sitzt er ja leibhaft vor uns."

Gottfried saß nicht mehr im äußersten Winkel des Sofa's, sondern war gegen die Mitte desselben vorgerückt; vermuthlich um besser zu hören, was man verhandelte, da es seine eigene Person anzugehen schien.

„Eingetroffen, du leichtgläubiges Ding?" erwiederte die Mutter unwillig lächelnd: „Begreifst du denn nicht, daß, wo nur zwei Dinge möglich sind, eins davon nothwendig erfolgen muß? Ja, oder Nein; entweder an jenem Tage kam Gottfried, oder er kam nicht. Eins mußte doch von beidem geschehen. Gelt, Josepha, Sie sind keine Zauberin, und können einem Grasbüschel keine magnetische Kraft mittheilen, dem Schoos der Zukunft Geheimnisse zu entlocken?"

Das Fräulein hatte eben eine Masche von der Nadel verloren, suchte sie wieder aufzufangen, und konnte nicht sogleich antworten. Es wäre dem jungen Künstler besser angestanden, den Zweifel der Mutter mit entschiedenen Thatsachen zu widerlegen. Josepha war offenbar eine Zauberin, offenbar mit magnetischer Kraft begabt. Denn er, unwillkürlich, sogar ohne zu wissen, wie es zugegangen sei? war er von seinem bisherigen Platz weg, zu Josephen fortgezogen worden. Seiner selbst vergessen, saß er dicht an ihrer Seite.

„Seid also verständig, Kinder!" verfolgte Madame Jansen ihre Rede, indem sie zur Nutzanwendung des Gesagten überging: „Zeichendeuterei, Wahrsagerei sind Phantasterei und Narrethei. Wer mit leeren Einbildungen vertraute Freundschaft schließt, sagt

zum Verstand: gute Nacht. Ich weiß wohl, junge Mädchen Eures Alters, hoffen immer gern zuversichtlich, was das Herz eben wünscht; und was sie hoffen, lassen sie nicht fahren."

Josepha ward bei diesen Worten feuerroth. Es ist schwer zu sagen, warum? Sie hatte das Köpfchen tief gesenkt, und ihre Hände sammt dem Strickzeug lässig neben sich niederfallen lassen. Ganz zufällig gerieth dabei ihre Rechte in die Nachbarschaft von Gottfrieds Linker; und eben so zufällig schlang sich einer seiner Finger heimlich um einen der ihrigen. Offenbar Wirkung eines bisher zu wenig beachteten Magnetismus. Sie hätte das gefangene Eigenthum gern zurückgezogen; aber ihr Arm schien vollkommen gelähmt zu sein. Sie empfand ein Klingen und Brausen in den Ohren; ein Dämmern vor den Augen; ein ungewohntes Schlagen der Pulse; ein leises Zittern in allen Nerven. Hier mußte Elektro-Magnetismus vorhanden sein.

Denn auch der junge Künstler saß da, von aller menschlichen Kunst verlassen, wie ein armer Sünder, mit niedergeschlagenen Augen und lautpochendem Herzen. Ihm war, als fühlte er sein eigenes Dasein nicht mehr. Doch irrte er darin; denn er fühlte deutlich ein Zucken von Josephens umklammertem Finger, als hätte dieser einige Lust, zu entwischen. Dann nahm er, zum Unterpfand für diesen, einen zweiten; dann argwöhnisch einen dritten, endlich von Habsucht ergriffen, alle fünf. Nun, wie sie Hand in Hand geschlossen dasaßen, verstanden Beide keine Silbe von Allem mehr, was die gute Mutter ferner sagte; ja, selbst die helle Stimme derselben hörten sie kaum. Nur, als sie endlich sahen, wie sich Madame Jansen und Lina von ihren Sitzen erhoben, um sich miteinander ins Freie zu begeben, verließen auch die beiden Gehörlosen ihre Plätze und folgten langsamen Schrittes nach. Aber ihre Hände, schon zu gut mit einander einverstanden, ließen nicht von einander.

Man sollte fast schwören, die Fingersprache sei reicher an Worten, als die übliche Mundsprache. Was der junge Herr Jansen und Fräulein Velito sich bisher weder in artikulirten noch unartikulirten Tönen hatten bedeuten können, war ihnen jetzt hell und klar. Ja, Josepha, die sich wahrscheinlich bisher selber nicht recht verstanden hatte, ward vermittelst des Fingergesprächs vollständig über sich belehrt. Die Sache war ihr zu neu und fremd. Kein Wunder, wenn sie, die sonst leichten Sinnes mit der Gegenwart tändelte, jetzt nachsinnend, oder voraussinnend ins Künftige ward.

Leider konnten die plaudernden Finger nicht immer, weil es der Anstand untersagte, beisammen sein. Die jungen Leute wußten sich aber bald zu helfen; denn bekanntlich, Noth macht erfinderisch. In Anwesenheit fremder Augen waren sie so glücklich, ohne Geräusch und Aufsehen, einander schnell mit fragenden, antwortenden, bittenden, dankenden, fordernden und gewährenden Blicken, so viel und mehr zu sagen, als mit den Fingerspitzen. Dem Tausendkünstler genügte indessen endlich weder die Finger- noch Augensprache. Denn Josepha, nicht mit Unrecht ein Plaudermäulchen genannt, war gegen ihn immer am einsilbigsten. Es ist nie verrathen worden, durch welches Kunststück es ihm gelungen sein mag, nach wenigen Tagen schon, ihr wieder zur Tonsprache zu verhelfen und die verschlossenen Lippen zu öffnen. Man weiß nur, daß Beide einst zu den Ruinen einer benachbarten Ritterburg lustwandelnd, voll himmlischer Seligkeit, Weg und Steg unter den Füßen verloren hatten, und vollkommen gesprächig zurückgekehrt waren. Ja, mehr als gesprächig. Denn die stillselige Jungfrau schien allen Blumen in den Wiesen, allen Sternen am Himmel etwas zuflüstern zu wollen. Er dagegen hätte der ganzen Welt mit lauter Stimme etwas bekennen mögen; nur die Geliebte, in jungfräulicher Verzagtheit, wehrte ab.

Eines Morgens jedoch führte er die Arglose durch die gekrümmten Gänge der Hausflur zur steinernen Treppe, die zum obern Geschoß leitete. Er sagte nicht, wohin und zu wem? Sie hüpfte plaudernd und fragend neben ihm die Stufen hinan; doch befremdete sie sein stummes Wesen, und sie sagte: „Ihre Hand — warum ist sie heut so kalt?“ Er öffnete die Lippen zur Antwort; aber es erlosch ihm die Stimme. Gern hätte die Fragerin weiter geforscht; denn sie glaubte sogar ein leises Zittern der kalten Hand zu fühlen. Doch da standen Beide schon vor dem Zimmer des Bergdirektors; die Thür ging auf. Sie traten ein, und Gottfried führte das unbefangene Mädchen zu dem alten Herrn, der seinen Lehnsessel und Schreibtisch verließ, ihnen entgegen zu gehen.

„Lieber Papa,“ stammelte Gottfried und ward dabei roth und blaß: „Du weißt, wie über Alles mir Josepha lieb und heilig ist.“

„Wohl, mein Sohn! es ist recht und billig; das Heilige soll uns lieb sein,“ sagte Herr Jansen, der lächelnd die Verlegenheit des Sohnes wahrnahm und aus den Eingangsworten schon errieth, was folgen würde.

„Du weißt schon,“ fuhr Jener fort: „daß ich mich ihrer Gegenliebe freue.“

„Josepha ist viel zu fromm und gut,“ erwiederte der Alte, um nicht Gleiches mit Gleichem zu vergelten.“

„Und“ — verfolgte Gottfried seine Rede, nach einem augenblicklichen Stocken, indem er nach Worten suchte: „und sie ist eine Waise; hat ihren theuern Vater verloren; willst du nun ihr Vater sein; sie zur Tochter annehmen?“

Herr Jansens Miene verlor hier plötzlich die bisherige Schalkhaftigkeit. Er warf einen ernsten, doch nicht unfreundlichen Blick auf den Sohn, dann auf dessen Auserwählte. Diese stand mit niedergeschlagenen Augen, in unaussprechlicher Bestürzung, da;

wagte kaum zu athmen, geschweige ein Wort zu lispeln; ihr ward, als stände sie, wegen schwerer Sünden, vor einem strengen Richter derselben.

„Kinder, ich versteh' Euch!“ sagte endlich der Bergdirektor, indem er dabei Josephens Hand in die seinige nahm, als wollt' er die Furchtsame ermuthigen: „Doch in Angelegenheiten, wie diese, haben Aeltern nicht zu entscheiden, sondern nur aus Erfahrung zu lehren, zu warnen, zu rathen. Das wichtigste Lebensloos muß Jeder eigenhändig aus der Urne des Schicksals ziehen. Wer möchte vor Gott und dem eigenen Gewissen die Verantwortlichkeit auf sich laden, im Namen Anderer das Loos zu wählen, und Wohlfahrt und Herzensfrieden der eigenen Kinder durchs ganze Leben hin zu vergiften? Das bleibt heutiges Tages nur noch dem gefühllosen Unverstand, oder dem barbarischen Hochmuth hohen und niedern Pöbels eigen, daß er mit Sklavenzwang Menschen zusammenkuppelt, die nicht für einander geschaffen sind, und je nach dem Gewichte der Geldsäcke, oder der Größe des Stammbaums, Titels und Rangs, wahre Seelenverkäuferei treibt. Es gibt der qualvollen Ehen leider genug. — Kinder, ihr genießet des Menschenrechts so gut, als es Eure Aeltern genießen. Ihr seid frei. Du aber, Gottfried, erinnere dich, was ich dir schon — — —“

Herr Jansen machte, indem er abbrach, bedenkliche Miene. Sein Sohn hinwieder, nun schon gefaßter und froher, rief: „Ich verstehe dich, lieber Vater. Jahr und Tag mögen vergehen, eh wir an Vermählung denken. Ich führe sie nicht zum Altar, bevor ich der Mann bin, sie und mich, unabhängig von aller Welt, anständig erhalten zu können. Heut zu Tage dürfen allenfalls noch reiche Fürstenkinder zu ihrer Hochzeit Beisteuern vom Volk erbetteln, oder erpressen. Ich bin zu stolz! Selbst von dir nehm' ich nichts an. Mich nährt mein Beruf. Allein Josepha und ich

wollen uns, eh wir den ewigen Bund schließen, in unsern zartesten und — unzartesten Eigenheiten kennen lernen. Dies ist nur in erlaubten, traulichern Verhältnissen des Umgangs möglich. Fühlen wir uns dann einst nicht — ich fürchte es nicht! — ganz für einander geeignet, dann — ein Verlöbniß ist leichter gelöst, als ein heiliges Eheband zerrissen."

„Gut, sehr gut!" entgegnete der Vater: „Doch eins nicht zu vergessen. Sie ist Katholikin; du bist Protestant!"

„Wir haben es nicht vergessen. Wie sollten wir das?" versetzte Gottfried: „Die Religion, der wir Beide angehören, ist eine und dieselbe; die alle Kinder des himmlischen Vaters mit ihm und in ihm vereint. Nicht die Religion, sondern nur Kirchenthum und Sektenthum trennt Menschen und Völker von einander. Sind die Herzen in Gott eins, mögen die Kirchen zweierlei bleiben, oder dreierlei; und die Priester sich gehässig einander verketzern und des Irrthums zeihen. Sie haben beide, ohne Zweifel, recht. Denn Christus war weder Katholik, noch Protestant. Meinungen und Ueberzeugungen, irrige, wie wahre, hängen nicht von unserer Willkür, noch weniger von einem Kabinetsbefehl oder einer Priesterautorität ab; sondern von den verschiedenen Stufen des Lebensalters, der Erfahrungen, Einsichten und Schicksale"

„Sehr philosophisch, sehr gelehrt!" rief Herr Jansen: „Wie aber, denken Sie auch so, wie der Ketzer da?" fragte er lächelnd das blöde Mädchen, welches kaum aufzublicken wagte: „Was wird Ihr Beichtvater sagen, wenn er Sie an die neuesten Befehle des heiligen Vaters mahnt?"

Sie erröthete und flüsterte endlich halblaut: „Er wird die Befehle des heiligen Vaters pflichtmäßig vollziehen, zur Aufrechthaltung von dessen Reich auf Erden. Und ich — ich will die heiligen Befehle Gottes vollziehen in meinem Herzen."

Von dieser, in ihrer Art, etwas sonderbaren, aber einfachen

Antwort überrascht, erglänzte das Antlitz des Greises in ungewöhnlicher Heiterkeit. Er drückte die Hand der Schüchternen mit Rührung, und sprach: „Sehen Sie mir ins Auge, Josepha, offen und vertrauensvoll!“ Er zog sie, bei diesen Worten, näher an sich: „Josepha, soll ich dein Vater sein?“ — Sie lehnte ihr Haupt stillschweigend an seine Brust.

„Sprich doch,“ fragte er nochmals: „Willst du mir Tochter werden?“ — Sie legte ihren Arm um seinen Nacken, und blickte, wie um Liebe bittend, zu ihm auf. Er küßte ihre helle Stirn, winkte dem Sohne, und sprach mit zitternder Stimme: „Gott mit euch, ihr lieben Beide!“ und er schloß Beide in seine Arme.

Es wäre ganz überflüssig, hier noch zu sagen, daß Madame Jansen früher schon, als ihr Gemahl, in Einverständniß und Pläne des jungen Paars eingeweiht war. Wie könnten Dinge solcher Art dem Scharfblick weiblicher Augen, der theilnehmenden Sorglichkeit einer Mutter geheimnißvoll entschlüpfen? Ueberflüssig, zu sagen, daß Gottfried von der Wittwe des Obersten Velito Einwilligung und Segen derselben erflehte und empfing; daß die kleine Lina und die ganze Schaar ihrer anwesenden und abwesenden Brüder die neue Schwester jauchzend begrüßten; daß Verwandte und Bekannte, nach alter Landesübung die schmeichelndsten Glückwünsche ins Haus des Direktors trugen, und am Kaffeetisch der Gevatterinnen die klugen Nasen zu der sonderbaren Parthie rümpften, der sie unmöglich Beifall geben konnten.

Genug, die Verlobung ward in aller Form gefeiert; Goldring um Goldring als Wahrzeichen und erstes Glied der zukünftigen Ehestandskette zwischen Braut und Bräutigam getauscht. Der Himmel war auf Erden.

Die getrennten Kränze.

Aber, wie Jedermann weiß, hat auch der Freudenhimmel seine Wölkchen und Wolken; das Leid schleicht der Lust, der Schatten dem Lichte nach. Eine Welt ohne Wechsel wäre nicht die beste Welt; und ein Leben ohne Thränen würde allen Seligkeiten hienieden den Zauber abstreifen, durch den sie uns entzücken.

Die Zeit kam, da der junge Jansen seine Wohnstätte in der Fremde wieder aufsuchen, und das Fräulein Velito in die Arme der ungeduldigen, liebenden Mutter heimkehren mußte, deren Trost sie war. Die Trennungsstunde ließ sich nicht mit Seufzern und Thränen zurücktreiben; in jeder Minute trat sie eine Minute näher. — Das Morgenroth eines Hochzeittages lag noch tief im Nebel unbekannter Fernen verborgen. Wer konnte wissen, wann und ob es je leuchten werde?

Die Liebenden, in so beängstigender Lage, ließen keinen Augenblick, keine Einsamkeit unbenutzt, sich noch das Dringendste und Wichtigste ihrer Angelegenheiten mitzutheilen. Sie hatten einander natürlich unaussprechlich viel zu sagen, und das Beste ließ sich nicht einmal mit Worten sagen. Man gab sich immer und immer wieder Gelübde und Schwüre, die man zwar schon gehört, auch keineswegs vergessen hatte, die aber nothwendig wiederholt werden mußten, weil sie, in der Vergangenheit, Vergängliches werden konnten. Man entwarf ausführliche Baupläne und Grundrisse des künftigen Elysiums; füllte sie mit den gewähltesten Farben aus; änderte sie täglich wieder ab, je nachdem man noch Schöneres über Nacht, mit geschlossenen Augen, oder am hellen Tage mit offenen, geträumt hatte.

„Ach!“ seufzte Josepha und ließ traurig das Köpfchen hängen: „wird das Eden, das so reizend in unsern Träumen blüht, nur blüthenreicher Traum bleiben; wird es in Wahrheit und

Wirklichkeit jemals um uns her aufsteigen? Könnt' ich, — o könnt' ich doch den kommenden Tagen, und Monden, oder Jahren das Geheimniß aus der Brust reißen!"

Beide standen eben am Hag des Baumgartens. Schnell bückte sich Josepha, und suchte nach den längsten Grashalmen umher. Seit der magische Ring jüngsthin Gottfrieds Erscheinen so bestimmt angegeben hatte, war ihre Ueberzeugung von der Untrüglichkeit dieses Orakels unzerstörbar geworden. Man darf es also dem an Glaube, an Liebe und Hoffnung reichen Kinde kaum verargen, daß es seine Zuflucht noch einmal zur erprobten Unfehlbarkeit des Trost- und Hülfsmittels nahm. Gottfried, obschon er in seinem philosophischen Unglauben dazu lächelte, war doch ein Freund aller freien und nützlichen Künste. Er bot treulich Hand zu dem großen Unternehmen. Es ließ sich um so eher wagen, weil man vor spottlustigen Lachern rings umher sicher war, und nur ein kleines, armes Mädchen die breiten Gänge zwischen den Blumen und Gemüsebeeten vom hervorwuchernden Unkraut, um Tagelohn, säuberte.

„Denke, aber denke mit Ernst daran, Gottfried," sagte Josepha, indem sie ihm die Halmen zu halten gab: „ob unser Eden bald aufblüht; ob wir uns wirklich einst ganz angehören werden?" Dann band sie die Enden der grünen Stengel paarweis, auf gutes Glück hin, zusammen und lispelte dabei: „Es wird! — Es wird nicht!"

Aber, o weh! Als sie das Werk vollendet hatte, und erwartungsvoll das lockere Geflecht auseinanderschüttelte, ward sie leichenblaß, und die sonst heiterblitzenden schwarzen Augen verfinsterten sich unter den zusammengezogenen Augenbraunen und Wimpern. „Was ist das?" schrie sie fast überlaut vor Schrecken. Eigentlich eine überflüssige Frage. Denn Jedermann sah, daß statt eines einzigen Halmenkranzes zwei getrennte Kränze am Bo-

den lagen. „Wie?“ rief sie noch beklommener; „Was bedeutet das? Es wird nichts?“

Ihr kindliches Verzagen erregte ein gutmüthiges Lächeln in Gottfrieds Gesicht. Mit der Miene eines Mannes, der über Vorurtheil und Aberglauben erhaben steht, sprach er: „Sieh jetzt in keinen Spiegel, du würdest dich vor dir selber fürchten, wenn du dich erblicktest. Zum Kinderspiel gehört Lachen. Komm, wir flechten in größter Geschwindigkeit noch drei, vier solcher Dinge. Eins wird gerathen, dann haben die mißlungenen andern offenbar Unrecht.“

Sie schüttelte den Kopf und wandte sich einige Schritte von ihm weg, ihren Unmuth zu verbergen. Er indessen pflückte eifrig frische Halmen. Er schien mit Suchen und Wählen noch nicht am Ende zu sein, als sie wieder zu ihm trat. Ja, da er sich aus der gebeugten Stellung aufrichtete, waren seine Hände noch leer; seine Mienen voll innern Aergers und Verdrusses.

„Warum blickst du so finster?“ fragte sie verwundert: „So fängst du endlich auch an, wie ich, das böse Zeichen zu fürchten? Ich wünschte, ich wüßte nichts; hätte der Versuchung widerstanden. Uns steht Unglück bevor!“

„Nein!“ rief der Künstler und erzwang eine gewisse Munterkeit: „Nein, es steht nicht bevor, denn es ist schon da. Ich weiß nun, was dein verfehlter Kranz bedeutet. Hilf mir den verlornen Ring wieder finden. Er muß, glaub' ich, hier irgendwo liegen. Er ist mir, der Himmel weiß, wie und wann? vom Finger entschlüpft, beim Pflücken im Grase, oder beim Flechten; oder — —“

„Welcher Ring?“ fuhr sie ängstlich auf: „Doch nicht der meinige; der Ring unserer Verlobung?“

„Sei ohne Kummer, liebe Josepha. Der treulose Flüchtling soll bald wieder eingefangen sein!“ sagte er; aber sagte es etwas unsichern Tons, und fuhr fort zu suchen.

„O Gottfried, mein Gottfried!“ seufzte sie zitternd: „Ein zweites böses Vorzeichen, nur Wiederholung, nur Bestätigung des ersten! Geschiedene Halmenringe, geschiedene Brautringe, wehe, wenn geschiedene Herzen folgen! Nein, lieber vom Leben geschieden. Ich könnte freudig mit dir sterben; aber ohne dich leben, ich vermöcht' es nicht mehr!“

Während sie klagte, verschwendete der junge Künstler alle Kunst seiner Finger, dem edeln Kleinode im Grase, im Sande und Grien des Gartenweges, in den dornigen Zweigen des Hages nachzuspüren. Jedes Blättchen von Kräutern, jedes Aestchen von nahen Gesträuchen bog er auseinander; jedes Steinchen schob er von der Seite. Vergebliche Mühe! Er, obgleich freier Gesinnung, wie sein Vater, fühlte jetzt selber, obgleich er es Thorheit nannte, eine Anwandlung von heimlichen, peinlichen Ahnungen. Der Gedanke: „Sollte der Brautring kein Trauring werden?“ klettete sich widerlich an alle seine Vorstellungen, und hing ihnen immer fester an, je länger er sich Mühe gab, ihn davon zu reißen. Auch der verständigste Mann hat Talent zum Unverstand.

„Helft uns einen verlaufenen Deserteur einfangen!“ rief er seinen vier jüngern Brüdern entgegen, rührigen Knaben von dreizehn bis achtzehn Jahren, die von ihren Aeltern her in den Garten hereinsprangen. Man umringte die Suchenden; fragte; forschte; zerstreute sich dann nach allen Richtungen, wo das Pärchen gegangen oder gestanden sein konnte. Jeder wollte der glückliche Finder werden. Keiner ward es. Das Abenddunkel machte der Arbeit ein Ende.

„Nur der armen Josepha willen schmerzt mich der Zufall,“ sagte Gottfried: „Sie fürchtet von dem Verlust noch schlimmern.“

„Sei kein Närrchen,“ tröstete Madame Jansen das niedergeschlagene Mädchen: „Er bedeutet dir nicht mehr und nicht weniger, als der Verlust einer Stecknadel. Auch ich hätte wohl einst

abergläubisch sein können. Denn dreimal, ich sage dreimal schon büßt' ich meinen Hochzeitring ein. Er entfiel mir einmal vom Fenster in einen tiefen vergraseten Schloßgraben; einmal ging er an einem Brunnen, einmal sogar im Kehricht verloren. Jedesmal blieb er Jahr und Tag verschwunden. Was meinst du, daß es bedeutete? Sieh hier in meinem Arm unsern lieben Papa! Wir leben, du weißt es, die glücklichste Ehe. Sieh hier den Hochzeitring in meiner Hand. Immer fand er sich ganz unverhofft wieder ein, wenn er fast vergessen war. Glaube mir, auch der deinige kehrt wieder zurück."

Er kam aber nicht zurück, wie unermüdet immerhin die freundlichen Hausgenossen Tag und Nacht auf Entdeckung ausgingen. Er kam nicht, obgleich es sogar abermals ein Halmenkranz, in größter Heimlichkeit gewunden, mit Sicherheit versprochen hatte. Wenn die junge Braut sich einen Augenblick lang allein überlassen war, saß sie still und traurig da. Alle fühlten Mitleiden.

Nur Vater Jansen war hartherzig genug, bei guter Laune zu bleiben und mit der ganzen Geschichte Scherz zu treiben. — „Hört, Kinder, laßt das liebe Mädchen in Ruhe!" sprach er: „Ihr wißt nicht, was ihr thut. Selbst das Honigsüße des Brautstandes hat endlich faden Nebengeschmack, wie jede andere Süßigkeit. Den sich zu benehmen, mischt unsere Josepha sich selber einen Tropfen Bitteres hinzu. Das ist Instinkt der Menschennatur! Die höchste Lust des Glücks wird durch Furcht vor dessen nahem Ende gemildert, und der Schmerz des Unglücks durch Hoffnung auf dessen Vorübergang. Beide würden sonst unerträglich sein. Wißt ihr denn nicht, daß die innigste Freude in Thränen übergeht; und im tiefsten Leiden ein stolzer Seelenmuth uns über die Gewalt des Schicksals beseligend erhebt? Nur still, die schwarze Stunde wird nicht ausbleiben, in deren Finsterniß die Schattenbilder der ängstlichen Mädchen-Phantasie von selbst verschwinden."

Er hatte Recht. Es war die Trennungsstunde. Da wurden alle Prophezeiungen vergessen. Man sprach nur von fleißigem Briefwechsel und Hoffnungen baldigen Wiedersehens. Der junge Künstler eilte in die großherzogliche Residenz zurück; seine Verlobte zu ihrer verlassenen Mutter.

---

6. Ein langer Glückwunsch.

Es war nur kaum ein Jahr verflossen, als Gottfried schon verkündigte, Alles sei in seinem Hause bereitet, die künftige Lebensgefährtin bei sich aufzunehmen. Die Mütter waren indessen unermüdet beschäftigt gewesen, die jungen Leute zum künftigen Haushalt genügend auszustatten, selbst mit den entbehrlichsten Entbehrlichkeiten. Nun wurde nur noch von den Feierlichkeiten der Vermählung gehandelt, über das Wann? und Wo? und Wie? — Zum Wann endlich der achte Septembertag bestimmt; zum Wo, ein freundliches Bergdorf, gleichweit vom heimathlichen Wohnort der Aeltern entlegen; — zum Wie ein fröhliches Mahl mit schnellem Abschied der Neuvermählten nach demselben. Nichts fehlte mehr; am wenigsten die ermüdende Menge von Glückwünschen der Vettern und Gevattern.

Auch der Professor Grübelich brachte den seinigen freundnachbarlich dar, mit lateinischen Phrasen zierlich geschmückt. Dankend erwiederte der Bergdirektor: „Sie haben Recht, Nachbar! Nirgends im menschlichen Leben sind Glückwünsche an besserer Stelle, als vor der Pforte eines neuen Ehestandes. Folgte nur immer den Wünschen das Glück so nah, als sie ihm weit vorauslaufen. Doch hoff' ich das Beste, statt wie ein gewisser grundgelehrter Herr, Sie kennen ihn vielleicht? wegen eines verlorenen Ringes, oder gar eines Flechtwerks von Gras, das Böseste zu erwarten.

Wohlan, was ist nun aus Ihren Augurien und Orakeln, wie Sie es nennen, geworden? Hatt' ich Recht?"

Mit flüchtigem Achselzucken, und Aufzucken der Unterlippen, eine Unentschiedenheit bedeutend, antwortete der betagte Schulmann: „Bis jetzt, allerdings! — Ob später? — — — Ich wünsch' es von Herzen, mein streitfertiger Freund. Triumphiren wir nicht zu früh. Sie kennen meine Bedenklichkeiten. Wir leben in einer Zeit, wie jene, die dem dreißigjährigen Krieg voranging. Gährungen überall; Völker und Fürsten verstehen sich nicht mehr. Die Einen ziehen links, die Andern rechts; mitten inne stehen Nuntiaturen, Klöster, Jesuiten, Generalsuperintendenten und hetzen, treiben, jagen und peitschen Hirten und Heerden aus einander."

Der Bergdirektor machte bei dieser wunderlichen Rede große Augen und rief: „Was, in aller Welt, Freund Nachbar, ficht Sie plötzlich an? Oder was haben die Fürsten, Völker und Nuntiaturen mit der Hochzeit meines Sohnes zu schaffen?"

„Ihre Brautleute sind verschiedenen Glaubens, wenn ich denn deutlicher werden soll," sagte Herr Grübelich: „Wird ein protestantischer, oder katholischer Geistlicher die Ehe einsegnen?"

„Ich verstehe, wohin Sie zielen," versetzte Herr Jansen: „In Glauben, Meinung und Ueberzeugung stimmt kein Mensch mit dem andern überein. Jeder hat seine eigene, innere Religion, und ändert sie mit dem Hellerwerden seiner Begriffe, vom Kindes- bis zum Greisen-Alter. Das ist Naturnothwendigkeit, das ist Gottes Werk; hindert nicht an Liebe, Treue und Herzensgüte. Alles Aeußere ist bloße Zuthat, Wortwerk, kirchliche Uniform. Mein Gottfried gehört ja zur protestantischen Gemeinschaft, welche gegen das Tragen von Symbolenfesseln protestirt. Ein protestantischer Geistlicher wird die Trauung vollstrecken."

„Leicht gesagt, mein Herr Freigeist!" erwiederte der Professor: „Nur denken Sie an die Folgen! Die alleinseligmachende Kirche

stellt heutiges Tages die Protestanten den Ungläubigen und Heiden gleich, verbietet die gemischten Ehen; nennt sie nicht Ehen, sondern Concubinate; will wenigstens die Kinder katholisch erzogen haben. Meinen Sie, die Priester werden nicht früh oder spät das Fräulein Velito mit tausend Zweifeln und Gewissensplagen heimsuchen? Und dann — — —"

„Dann, Herr Nachbar, ist Fräulein Velito, ich weiß es, verständiger," unterbrach ihn der Alte: „Sie weiß so gut wie wir Beide, daß sich nicht Concordienformeln und Konfessionen vermählen, sondern Herzen; daß Vernunft und Religion dasjenige erlauben müssen, was Gott in die Menschheit gelegt hat, ehe denn ein Papst war. Natur und Vernunft sind Werke und That Gottes; darum kann Unnatur und Unvernunft nicht zugleich Wahrheit und Religion sein. Kirchen sind menschliche Bauwerke, die oft das Allerheiligste, statt zu bewahren, einkerkern und verpfuschen."

„Verpfuschen oder nicht! Dem ist nun einmal so," wandte Herr Grübelich ein: „Die römische Kurie will nun einmal ihr altes Universalreich wieder herstellen. Und es gelingt ihr. Sie hat ihre leichten Truppen, die Jesuiten, Redemptoristen und wie sie alle heißen mögen, überall in protestantischen und katholischen Ländern siegreich vorgeschoben; Mönche und Weltgeistliche stehen, als Linientruppen, in Dörfern, Städten und Fürstensälen schlagfertig. Die Regierungen werden zuletzt kapituliren müssen. Glauben Sie mir, es ist heut zu Tage nicht mehr geheuer im Weinberg des Herrn, und daher meine Furcht für die Zukunft Ihres jungen Brautpaars nicht eitel."

Vater Jansen lachte laut auf und rief: „Sie sind vom Wirbel bis zur Sohle Hypochonder, Geister- und Gespensterseher geworden. Possen! Bilden Sie sich denn ein, daß Gottfried und Josepha am Ende noch dem heiligen Vater den Pantoffel küssen und Kirchenbuße thun müssen? Oder gar ich selbst? Hören Sie:

Der Weinberg des Herrn sind Vernunft und Herz;
Drin pflanzte der Heiland allerwärts
Der Lieb' und der Tugend Reben,
Doch Satan auch Unkraut daneben.
Das Unkraut überläßt man den gläubigen Lai'n;
Für sich behalten die Herren den Wein.

Da haben Sie mein Glaubensbekenntniß. Frischauf und wohlgemuth! Weg mit dem prophetischen Firlefanz, von Ringverlust und Halmenkranz!"

Der Professor Grübelich zupfte ärgerlich den kleinen Zopf wieder hervor, der sich in den Rockkragen verkrochen hatte, und sagte: „Nun denn, wie Sie wollen. Ich wünsche Glück von ganzem Herzen."

„Aber, nicht wahr, mit bangem Herzen?" spottete der Bergdirektor lustig nach, indem er den gelehrten Herrn ergriff und freundlich schüttelte, als wollt' er ihn aus einem schweren Traum wecken.

---

7. Die freudenlose Vermählung.

Eines Tages sah man den sonst heitermüthigen Greis still und ernst, mit verschränkten Armen, vor seinem Landhause auf- und abwandeln. Er beachtete kaum den Gruß der Vorübergehenden, die ihm seitwärts mitleidige Blicke zuzuwerfen schienen. Es war ein warmer, heller Septembertag; nur einige Wochen nach jener Unterredung. Alle Fenster des Gebäudes standen weit geöffnet; aber keine Bewegung, kein menschlicher Laut ward aus den Zimmern vernommen. Der Garten lag öd' und unbesucht. Selbst der Knaben fröhliches Getümmel, Lachen, Rufen und Singen war verstummt, den Nachbarn ungewohnt. Ein bösartiges Nervenfieber hatte die ganze Familie, nur den Vater und Linchen ausgenommen, ergriffen, und Einen nach dem Andern der

bisher so Glücklichen aufs Krankenlager gestreckt; zuletzt, und fast am gefährlichsten die gute Mutter, die zärtliche Pflegerin Aller. Furcht vor Ansteckung verscheuchte die gewohnten Besuche.

In dieser Einsamkeit war es Herrn Jansens ausschließliche Beschäftigung, durch die Zimmer, von Bett zu Bett, seiner leidenden Lieblinge zu gehen; jeden derselben durch Scherze zu erheitern, durch Erzählungen zu zerstreuen, durch nahe Hoffnungen des Genesens und bunte Pläne für die Zukunft zu ermuntern. — War er aber allein und sich selbst überlassen, prüfte er gewöhnlich seinen Mannes- und Christenmuth, und forschte sich selber aus, wie er dann wohl sein, und sich nehmen würde, wenn auch das schwerste der Schicksale über ihn herfiele. Er war weit entfernt, sich das Bitterste mit süßen Hoffnungen zu überzuckern, oder, wie er's gegen seinen Freund Grübelich nannte, sein Gemüth zu verhätscheln.

„Niemand kann das Schicksal überwältigen," schrieb er seinem Sohne: „aber Niemand soll sich auch von ihm überwältigen lassen. Zieht die Gefahr heran, die wahrscheinliche, oder die unvermeidliche: mustere du sie, mit all ihren möglichen Schrecknissen; frage, was kann sie dir rauben? dann antworte und rüste dich. Entreißt sie mir Hab' und Gut: wohlan, ich will entbehren; Millionen sind arm, aber unverschuldete Noth gelassen zu dulden, ist ehrenreich. — Raubt sie mir Weib und Kind, die ganze Freude meines Lebens, all meine süßen Gewohnheiten: wohlan, es sei; ich stehe dann einsam, aber mit mir ist Gott noch, und uns Allen gehört die Ewigkeit an. — Bringt sie mir Tod: wohlan, so bringt sie das Ende jedes Leides. Gottergebene Demuth gibt stolzen Christenmuth, der mit Gott überall siegt."

In diesem Sinne hatte er auch Gottfried ermuntert, die Hochzeitfeier keineswegs länger zu verzögern.

Dieser gehorchte gern, und doch wieder mit Bangigkeit und

Trauer, wenn er gedachte, daß er den schönsten Festtag seines Lebens ohne Theilnahme seiner Aeltern und Geschwister feiern, und diese an den Pforten des Todes wissen sollte, während er an den Schwellen seines irdischen Paradieses stand. Er besuchte das Vaterhaus, bevor er sich zur ängstlich harrenden Braut begab, sie zum Altare zu führen.

Als er dies theure Haus aber von ungewohnter klösterlicher Stille umgeben fand; als er die theure Mutter und seine jungen Brüder entstellt und leidend in ihren Zimmern vereinzelt nur aus einer gewissen Ferne sah; sich ihnen nicht einmal nähern durfte, um Ansteckung zu vermeiden; keinen Segen, keinen Kuß von ihren Lippen empfing, — da übermannte ihn schmerzliche Bangigkeit. Er wollte auf die nahen Freuden der Vermählung verzichten, bis die Gesammtheit seiner Lieben ihnen beiwohnen könnte.

„Mit nichten!“ sagte Vater Jansen: „Geh du deinen Weg; laß du das Schicksal den seinigen gehen. Nimm, was dir die Stunde der Gegenwart lächelnd bietet, und verschmäh' es nicht, weil dir die nachfolgende weinend begegnen kann. Es ist die Thorheit des Menschen, welche das Mißgeschick des Augenblicks zum Mißgeschick von Tagen und Monden erweitert, weil sie mit Furcht vor Möglichkeiten schon das Unglück anhebt, eh' es da ist; und mit beständigem Rückblick darauf verlängert, wenn es längst schon vergangen ist. Fort mit dir, fort! Flieg' an das Herz deiner Braut. Unsere Kranken werden in stiller Mitfreude an deinen Freuden leichter genesen, als durch das Leid, sie ihretwillen zerstört zu wissen.“

Gottfried trennte sich mit schwerem Herzen von Vater und Mutter. Er eilte in die Arme seiner Geliebten. Die Hochzeit ward im dazu erkornen Bergdorfe, im lückenreichen Kreise der Verwandten, still, mit halberzwungener Fröhlichkeit, gefeiert.

Schon gleichen Tages trennten sich Alle schweigend und traurig. Das junge Ehepaar begab sich auf den Weg zum Rhein.

„O Gottfried!“ seufzte Josepha: „gedenkst du wohl des gebrochenen Halmenkranzes? — Der Tag unserer ewigen Vereinigung schon ein Tag der Thränen!“

---

8. Die Heimfahrt.

Es war der lieblichste Herbstmorgen des Jahres 1840, der neunte September, als die beiden Liebenden auf einem Dampfschiffe den großen Grenzstrom Deutschlands hinabfuhren. Der Glanz des Himmels, die in bunter Anmuth leuchtenden Ufergegenden, das muntere Treiben der zahlreichen Reisegesellschaft, aus Personen von allerlei Völkern und Sprachen zusammengesetzt, daneben der stillselige Hoffnungsblick auf die Zeiten am eigenen Herde, verflüchtigten das letzte, trübe Wölkchen des Unmuths. Der Künstler schilderte seiner jungen Gattin recht malerisch Straßen, Gebäude, Plätze und Umgebungen der Stadt, welche sie mit ihm nun bewohnen würde; die Liebenswürdigkeit der Familien, mit welchen er daselbst in traulicher Verbindung lebte; am ausführlichsten aber die eigene Behausung, mit allen Zimmern und deren Bestimmung, Einrichtung, Schmuck und Geräth, wo die Tochter Velito's fortan nur allein waltende Königin sein solle. Und die Farben, in denen er einzelne Gegenstände gefällig hinzustellen wußte, wurden im Prisma der weiblichen Phantasie zur flammenden Glorie. Josepha hätte voll Entzückens den Erzähler mit ihren Armen fest umschlingen und mit den brennendsten Küssen jedes Wort bezahlen mögen, wären nicht der fremden Zeugen zuviel auf dem Schiffe gewesen.

Jählings erhob sich auf dem Verdeck ängstliches Geschrei, wildes Toben, rohes Fluchen des Steuermannes, der einzelnen

Arbeiter und ihres Kapitäns. Dem folgte verworrenes Durcheinanderrennen und Fragen der erschrockenen Reisenden. Die Einen drängten zum Schiffsbord; die Andern flohen aus der Kajüte hervor, lärmend von denen gehemmt, die hinuntereilen wollten. Bleiche Gesichter überall. Jeder fragte; Niemand erwiederte. Wer in dem Gewühl die Seinigen verloren hatte, rief ihre Namen. Keiner hörte, Keiner antwortete mehr.

„Was ist geschehen, um Gotteswillen!“ stammelte erblassend Josepha: „Gottfried, verlaß mich nicht!“

Er saß schon nicht mehr an ihrer Seite. In der stürmisch durch einander fahrenden Menge blieb er verschwunden. Heulend brausete indessen aus den Röhren der entlassene Dampf. Das taktmäßige Rauschen der Räder hinwieder war verstummt, und das Schiff, nur von den Wellen des Rheins langsam gezogen, schwamm vorwärts. Denn der Dampfer, als er unterwegs, auf einer seiner Stationen, Reisende gelandet, andere aufgenommen hatte, war unvorsichtig, bei seiner Abfahrt und Wendung, dem Steindamm des Ufers zu nahe gerathen, und die Schaufeln eines der beiden Räder hingen zerstört umher. So mußte er sich, ohne Kraft und Eigengewalt, den Stromwogen zum Spiel überlassen. Bald drehte er sich tanzend um sich selbst, das Hinterste zu vorderst; bald glitt er, dem Rinnsal des Flusses folgend, hart an einem Gestade desselben hin, jeden Augenblick in Gefahr, beim Anrennen zertrümmert zu werden; bald wirbelte er in der Mitte der Fluthen umher, abwechselnd ein Bord um das andere gegen den Wasserspiegel niedertauchend. Das Hin- und Herrollen der Anker, der Waarenballen, Kisten und Koffer und Reisewagen; das gebieterische Brüllen der Befehlenden und Rathenden; das Fluchen und Drohen so vieler zorniger Kehlen; das Nothgeschrei der verzweifelnden Frauenzimmer, betäubte Jeden und vermehrte das Entsetzen, wie die Verwirrung.

Josepha saß stumm in Leichenblässe da, nur unter Mühen sich aufrechthaltend, um nicht beim Schwanken des umhergeworfenen Fahrzeuges zu Boden geschmettert zu werden. Zwei junge Männer, ein preußischer Kavallerie-Offizier und ein kleiner, lustiger Franzose, gerührt von der Verzagtheit des jungen Weibes, näherten sich, sie zu beruhigen oder zu unterstützen. Sie sah, sie hörte Keinen. Ihre Augen flogen irre umher, im zusammengedrängten, umhergeschleuderten Menschengetümmel, den Einzigen zu suchen, der ihr Letztes und Alles in der Welt war. — In diesem Augenblick warf ein schwerer Stoß Alles durch einander. Mehrere Menschen stürzten nieder. Das Schiff war, inmitten des Rheins, an einer Sandbank gestrandet und blieb an ihr behangen. Eine Insel, mit Erlen und Weidengebüsch überwachsen, zeigte sich einladend für die Unglücklichen in der Nähe; doch eine ziemlich breite Wasserstraße floß zwischen ihr und ihnen.

Da erschien aus dem Gewühl der Haufen Gottfried wieder, mit ruhiger Fassung und Entschlossenheit. „Noch ist Rettung möglich," sagte er und warf seinen Ueberrock von sich: „verliere den Muth nicht, Josepha; dann ist nichts verloren! Wir schwimmen hinüber; ich werde dich tragen und halten." Mit diesen Worten nahm er von ihren Achseln den rothen Shawl, wand ihn um sich, als Gürtel, woran sie sich klammern könne. Andere, die es sahen, folgten seinem Beispiel, auch der junge Offizier. „Ich bin kein schlechter Schwimmer," sagte dieser: „erlauben Sie, daß ich zur Rettung der Dame beitrage, und wir sie zu größerer Sicherheit zwischen uns nehmen."

»Eh, que diable, qu'est-ce qu'on fera de moi? Tenez, je n'étais jamais l'ami de l'eau!« rief der kleine Franzose, und drehte sich dabei dreimal auf der Zehenspitze herum.

„Ach, Gottfried, so gehen die finstern Vorzeichen in Erfüllung!" seufzte Josepha, und lehnte sich halbohnmächtig an ihn:

„das schrecklichste Loos, das uns erwarten konnte; es ist uns gefallen.“

„Noch nicht!“ erwiederte er, und zog sie fester an seine Brust: „Noch nicht! Und wenn auch — — — Wir haben gelebt und geliebt.“

„Vom Traualtar ins frühe Grab! Es ist hart!“ lispelte sie leise und matt.

„Fasse Muth, Gott waltet heut, wie sonst!“ sprach er der Zitternden zu: „Ich fühle Kraft in mir, dich dem Rachen der Gefahr zu entreißen. Und wär' es unser Verhängniß, — dürfen wir nicht mit einander leben, — Josepha, süß ist's mit einander zu sterben. Du, Engel, führst mich in die Ewigkeit. Aber sieh doch, da sendet uns der Himmel Rettung herbei. Steigt die Noth am höchsten, ist uns Gott am nächsten.“

Drei bis vier Fischerkähne ruderten um die Wette von einem der benachbarten Dörfer über den Rhein heran. Der Lärmen des Jammers verwandelte sich schnell in Freudengeschrei, Johlen und Winken mit Händen, Hüten und Tüchern. Alles drängte ungestüm zur Treppe des Dampfbootes. Die Nachen füllten sich, fuhren ab zur Insel; kehrten zurück, und in kurzer Zeit befand sich der gesammte Schwarm der Reisenden auf festem Boden. Die Einen standen stumm in sich gesunken mit gefalteten Händen, wie betend; Andere umarmten sich weinend; Andere liefen wild und tobend auf und ab; Andere hüpften und sprangen in ausgelassener Freude.

»Attendez, Messieurs, Mesdames!« rief der kleine Franzose, der am Boden beschäftigt saß, aus Weidenrinde eine Pfeife zu schnitzen: »Ne commencez pas la danse, je vous jouerai la flûte!«

Josephens Augen leuchteten in Entzücken und Thränen. „Ich möchte hier auf die Knie fallen und im Staube dem Allbarmher-

zigen Dank stammeln! Aber er sieht mein Inneres. Mein ganzer Geist ist Gebet!“ sagte sie mit gebrochener Stimme und entkräfteter, und erschöpfter, als sie selbst auf dem Schiffe gewesen war. Gottfried trug ein Bündel Reiser herbei, auf dem sie ruhen konnte.

Während sie sich unter ermunternden Gesprächen des Künstlers erholte, der sich mit Robinson auf der wüsten Insel verglich, und seine Lage glücklicher pries, als jenes Gescheiterten, arbeitete man auf dem Dampfboote emsig, das beschädigte Rad, so gut es die Umstände erlaubten, wieder brauchbar herzustellen. Es gelang nothdürftig. Nach einigen Stunden konnten sich die Insulaner wieder einschiffen; und langsam und behutsam ging die Fahrt gen Straßburg und Kehl. Unser Pärchen aber erreichte von da wohlbehalten Karlsruhe.

---

9. Der Ring.

Hier könnte die kleine Erzählung füglich geendet, und allenfalls noch, wie eine äsopische Fabel, mit der Nutzanwendung geschlossen werden: daß Vorbedeutungen, diese Gespenster und Gespinnste kindischer Einbildung und kränklichen Verstandes, eigentlich Nachbedeutungen heißen sollten. Denn wenn nichts erfolgt, worauf sie sich beziehen lassen, läßt man sie unbeachtet und vergessen.

So wurden auch in der Familie Jansen, sogar von Josephen und dem ehrenwerthen Professor, die Weissagungen der Halmenkränze und des verlornen Ringes endlich vergessen, weil nichts weniger, als das geschah, was man furchtsam davon erwartet hatte. Gottfried und seine Gattin lebten Jahre lang, und leben noch heut, in der glücklichsten Ehe. Sie sind von Kindern umspielt, schön und selig, wie Amoretten. Ihr häusliches Glück

zu wahren, verließen sie Karlsruhe später; und der Künstler schlug seine Werkstätte in der eigenen Vaterstadt auf, um in engerm, täglichem Verkehr mit allen Lieblingen seines Herzens, mit Aeltern und Brüdern zu wohnen.

Allein die bisherige Erzählung ist keine äsopische Fabel, einer guten Lehre wegen gegeben; auch kein Mährchen, keine Novelle zur Unterhaltung gedichtet. Sie wäre dafür zu einfach; ohne Verwickelung, ohne Neugier anregendes Interesse auf Entwickelung. Man sieht's ihr an, sie ist wahre, wirkliche Geschichte aus einem Familienleben. Sie würde zu unbedeutend sein, mitgetheilt zu werden, wäre das bisher Gesagte nicht bloß Einleitung zum nun folgenden Schluß, zur Hauptsache des Ganzen gewesen; zur Erzählung einer Thatsache, die, wie unglaublich oder romanhaft sie scheinen mag, dennoch Thatsache bleibt. Selbst der etwas zweifelhafte Bergdirektor konnte sie nicht hinwegläugnen. Er nannte sie nur eines der tausend unauflöslichen Räthsel in der Erfahrungs-Seelenkunde.

Doch zur Sache:

An einem nebelichten Wintermorgen, es war der zwanzigste Novembertag des Jahres 1844, näherte sich dem einsamen Wohnhause des alten Herrn Jansen ein Unbekannter. Es war ein ältlicher Mann, schlicht gekleidet, in einen graubraunen Ueberrock gehüllt, mit schleppendem, gelähmtem Gange. Er trat in den Garten, irrte zwischen den Beeten hin, die Thür des Gebäudes suchend, zu welchem ihm die halbentlaubten Gebüsche umher den Zugang verbargen. Mißmuthig schlich er längs der Außenseite des Landhauses hin, und um dasselbe herum, bis er im geräumigen Hofe dahinter die Thüre fand. Er trat ein.

In der Küche, denn schon nahte der Mittag, ordnete die vielgeschäftige Hausmutter, nach ihrer Gewohnheit, was zur Mahlzeit des Tags erforderlich war. Sie hörte am Herde die Schritte

des Fremden und ging ihm fragend entgegen. Es war ein Bürger der Stadt, ein biederer Handwerksmann.

Mit freundlichem Gruß, doch etwas verlegen, nahte er sich und sprach: „Ich erscheine hier in ganz besonderer Angelegenheit. Wollen Sie die Güte haben, mir zu sagen, ob Sie, oder sonst Jemand Ihres Hauses etwas Werthvolles verloren hat? Ich meine einen goldenen Fingerring."

Madame Jansen, umhersinnend, gab mit Kopfschütteln verneinende Antwort; so ganz vergessen war Gottfrieds ehemaliger Verlust. Plötzlich erinnerte sie sich desselben; und mit einer Miene, die zum Theil Hoffnung, zum Theil Nichtglauben, äußerte, sagte sie: „Es könnte möglich sein! Einer meiner Söhne hatte einmal den seinigen verloren, ganz in der Nähe unsers Hauses. Doch ist's schon vor langer Zeit. Fünf volle Jahre sind's seitdem."

„Könnten Sie mir den Verlornen näher bezeichnen?" fragte der graue Mann weiter.

„So viel ich mich dessen noch erinnere," antwortete Mutter Jansen: „war er einfach glatt, aber von ziemlicher Schwere und Stärke."

„Wissen Sie mir nicht noch ein besonderes Kennzeichen von ihm zu geben?" fuhr der Fremde in seinem Verhör fort.

„Ja wohl, ich besinne mich eben!" erwiederte sie: „Im Innern des Ringes standen zwei Buchstaben eingegraben: die Anfangsbuchstaben des Namens Josepha Velito, also J. V."

„Richtig. So ist's der Ihrige; ich dacht' es wohl!" rief, mit sich selber zufrieden, der ehrliche Handwerksmann; zog den goldenen Trauring aus der Tasche und überreichte ihn mit den Worten: „Jedem das Seine! sagt das Sprichwort. Sie werden ihn wohl erkennen."

In angenehmer Bestürzung betrachtete sie das schwer vermißte Kleinod lange Zeit auf allen Seiten, von innen und außen. „Er

ist's wirklich!" rief sie froh aus: „Er ist's! Das wird Ueberraschung, das wird Freude geben! Tausend, tausend Dank! Aber wo und wie ist man zu dem glücklichen Fund gelangt? Und wer? Und wie kam man auf den Gedanken an uns? Ich kann es nicht begreifen. Treten Sie mit mir ins Zimmer. Sie müssen mir ausführlicher erzählen."

Er gehorchte und hier gab der wackere Mann die verlangten Aufschlüsse in folgender schlichten Erzählung: „Bei mir arbeitet zuweilen im Taglohn ein junges Bauernmädchen. Ei, Sie kennen es wohl; es taglöhnert auch bei Ihnen und säubert die Gartenwege vom Unkraut; es ist die Lisabeth! Wohlan, diesen Morgen kam sie zu mir, wie gewöhnlich. Statt jedoch an die Arbeit zu gehen, nahm sie mich beiseite; zeigte mir den Ring, und bat mich, ihn an einen Goldschmied in der Stadt zu verhandeln. Er gehöre ihrer Mutter."

„Ist's möglich!" rief Madame Jansen: „Ein so junges Geschöpf und schon eine so zungenfertige Lügnerin?"

„Ich besah mir die verdächtige Waare und schöpfte gerechten Argwohn, ließ aber nichts davon bemerken; sondern sagte: Wie ist deine Mutter, oder wie bist du dazu gekommen? Sprich reine Wahrheit; wo nicht, so verkauf' ich dir ihn nicht, und muß glauben, du habest ihn dir auf ungerechte Weise irgendwo zugeeignet. Aber eine Diebin bist du nicht. Du hast den Ring vermuthlich nur gefunden. — Das Mädchen stand lange Zeit betroffen da. Ich las deutlich aus seinem Gesicht, ich habe die Geschichte glücklich errathen. Auf mein Zureden gestand mir Lisabeth endlich: sie habe, aber schon vor vielen Jahren, zufällig beim Grasrupfen im Garten des Herrn Bergdirektors den Ring, im Rosenhage hangend, erblickt; ihn zu sich genommen, und, zurückgekommen in ihr Dorf, ihn der Mutter gewiesen. Diese hätte ihn aufbewahrt, und gesagt: das muß sich einmal für dich in einen schönen

Rock verwandeln. Auch hätte sie den Ring später einem schachernden Juden verkaufen wollen; der habe aber nur drei Gulden dafür geboten. — Gegenwärtig sei ihr aber wirklich ein neuer Rock dringend nöthig; die Mutter habe kein Geld, und so habe sie gedacht, mir den Ring zu bringen, weil ich den Werth desselben und den Handel besser verstände. Ich entließ einstweilen das gewissenlose Mädchen; statt jedoch zum Goldschmied, hab' ich mich hierher begeben, Nachfrage zu halten, und bin herzensfroh, es gethan zu haben."

Und nach Vollendung seines Berichts entfernte sich der rechtschaffene Bürger wieder, begleitet von lauten Dankbezeugungen der Mutter Jansen. Und laut verkündete diese das Ereigniß im ganzen Hause. Der Bergdirektor schien anfangs zwar, gleich den Andern, Vergnügen bei der Botschaft vom wiedergekehrten Fingerschmuck zu empfinden, in der That aber war er mehr von Unwillen gegen die unredliche Finderin, und noch heftiger gegen deren schändliche Mutter aufgeregt, die der eigenen Tochter diebische Hehlerei gebilligt und unterstützt hatte.

„Das Vergehen darf nicht ohne obrigkeitliche Ahndung bleiben!" sprach er: „Straflosigkeit ist die Pflegmutter der Verbrechen. Das Oberamt soll Meldung empfangen; die junge Sünderin aber, von der Arbeit verstoßen, nie wieder die Schwelle unsers Hauses berühren. Du aber," fügte er heiterer hinzu, indem er sich zu seinem jüngsten Sohne, einem nun achtzehnjährigen Jüngling, wandte: „Du Pierot, wirf Livius und Horaz auf die Seite; eil' in die Stadt, bringe Josephen ihr oder Gottfrieds Eigenthum, und sag' ihr, das Vorzeichen bei der Verlobung hätte gelogen; es schäme sich, und käme deßwegen reuig zurück. Ihre Ungeduld aber gehörig zu quälen, wickle den Ring in so viel Papierschnitzel, daß sie wenigstens eine Viertelstunde zu schaffen hat, bevor sie sich mit eigenen Augen von der Wahrheit des Wunders überzeuge."

10. Eine neue Vision.

Schon voraus sich an dem Erstaunen Josephens ergötzend, eilte der Abgesandte mit dem wohleingekleideten Kleinod zur Stadt, und durch die Straßen derselben zur Wohnung des Bruders. Er trat fast odemlos ins Zimmer. Der Künstler saß mit seiner Gattin beim einfachen Mittagsmahl, während ihr Kind unweit davon im zierlichen Bettchen schlief.

„Woher zu so ungewohnter Stunde?“ rief ihm Gottfried entgegen.

„Um euch Beiden eine gute Lehre über den Werth aller Vorbedeutungen und Weissagungen zu geben!“ antwortete mit schlauem Lächeln der Gefragte, und zog sein geheimnißvolles Päckchen hervor. „Seht hier, — es kam ein Mann, — hier hab' ich — —“

„Still! o still!“ rief plötzlich die junge Frau, und fuhr von ihrem Sitz auf, und Todtenbläſſe überzog ihr Gesicht: „Schweig still, lieber Pierot! Ich weiß Alles. Du bringst mir den verlornen Trauring!“

Jetzt war die Reihe des Erstaunens an dem überraschten Boten, der ganz verblüfft die Schwägerin anstarrte. Auch sein Bruder stand verwundert vom Sitz auf, und fragte: „Was gibt's? Was treibt ihr für seltsames Spiel?“

„Ach!“ seufzte Josepha tief auf, und Freude röthete wieder ihre Wangen: „Mir ist ja Alles bekannt! Vor einigen Tagen schon träumte mir, — ich erzählte am Morgen, als ich das Bett verließ, unserer Barbara den Traum — da kömmt sie selber! Barbara, mein Traum ist Wahrheit geworden!“

Ein junges Dienstmädchen war ins Zimmer getreten und betrachtete nun verlegen die entzückte Gebieterin.

„Was denn hast du geträumt, Kind?“ fragte Gottfried mit ungeduldiger Neugier.

„O, es war mehr als Traum!“ rief Josepha: „Glaubt es, oder nicht; aber hier ist meine Zeugin. Höre doch nur! Unser lieber Engel dort in der Wiege kam spielend zu mir, so träumt' ich. Er hob das Händchen empor. Zwischen den Fingern hielt er meinen verlornen Hochzeitring, und sagte: „Mama, sieh, wie Schönes!“ — Ich sprang dann mit dem Ringe vergnügt ans Fenster, ihn deutlicher zu sehen und die Buchstaben darin zu suchen und gewiß zu werden, ob es der meinige sei. Da erblickt' ich durch den Ring, wie in einem Spiegel, statt der Häuserreihe jenseits unserer Straße, weit außerhalb der Stadt ganz deutlich Garten und Landhaus unserer lieben Aeltern. Darauf erschien ein betagter, aber glaub' ich, etwas lahmer Mann, in einem grauen Rock, der langsam unter den Fenstern längs der Mauer des Hauses vorüberging. Ein Fremder mußte es sein, der den Eingang zum Hofe verfehlt hatte. Aber ich wußte, er trage verborgen mein Eigenthum bei sich. Danach sah ich ihn ebenso wieder unter den Fenstern zurückkehren. Darüber erwacht' ich. Alles schwebt mir noch lebhaft vor Augen. Du kamst, Barbara, und ich erzählte dir. Her den Ring, lieber Pierot. Gesteh' es, du hast keine andere Botschaft.“

„Nein,“ antwortete der Jüngling, indem er, noch vom Erstaunen nicht genesen, das anvertraute Gut überreichte: „Mir wird zu Muthe, als lebt' ich selber jetzt im Traume.“

Während Josepha mit hastigen Fingern Papier um Papier von dem wiedergewonnenen Schatz riß, erzählte Pierot vom Mann im grauen Kleide, der aus der Stadt zur Mutter gekommen sei, und der Taglöhnerin, die den Fund fünf Jahre lang verheimlichte. Dann, nachdem Alles zum Ueberfluß besprochen war, machte er sich behend auf, seinen Aeltern die seltsame Vision zu berichten, welche ihm alle Entwürfe vereitelt hatte, das junge Ehepaar zu überraschen. Man hörte ihn mit fast komischem Befremden an.

„Aber nein!“ rief Madame Jansen: „Was sprichst du da? Besinne dich. Das klingt wie ein Märchen aus Tausend und eine Nacht. — Und doch, Josepha ist immerdar aufrichtig und jeder Lüge unfähig gewesen. Wie sollte das gute Kind nur auf den Einfall gerathen, Unwahrheit zu sagen; oder weßhalb? Warum schweigst du, Papa? Was meinst du dazu?“

Der Bergdirektor hatte die Wundergeschichte anfangs nicht ohne einige Betroffenheit angehört; bald aber spielte ein ironisches Lächeln in seinen Mienen. „Wahrhaftig!“ sagte er: „**Moutarde après dîner!** Josephens Traumgott ist wahrlich ein dummer Teufel. Da kömmt er hinten nach, und verkündet gar altklug, was man schon weiß; zeigt den Mann an, der den Ring gebracht hat; statt zur rechten Zeit die Spitzbübin zu verrathen, die ihn entwendete. Demungeachtet, ich geb' euch mein Ehrenwort, wenn Josephens Traum seine Richtigkeit hat, will ich künftig gewiß auch an Josephs Traum in Aegypten glauben, dazu an die sieben magern und fetten Kühe, ja ich will alle Josephs und Josepha's in der Welt für prophetische Träumer halten. Indessen laßt uns die Sache näher am Licht schauen!“

Und nun nahm er seinen Pierot über gesammte Einzelnheiten in strenges Verhör; über jedes Wort, was derselbe, vor Josephens Erzählung, ihr etwa geäußert habe, woraus sie hätte Vermuthungen folgern und diese, sich selbst täuschend, dann mit ihrer Träumerei hätte verknüpfen können. Nicht damit zufrieden, mußte der Ausgefragte ohne Zeitverlust sich abermals in die Stadt begeben, und im Hause des Künstlers die Rolle des schlauen Kundschafters übernehmen, um die unbedeutendsten Nebendinge zu erfahren; zum Beispiel: ob der graue Mann groß oder klein gewesen? ob er, beim Ankommen und Zurückkehren, nach der Ost- oder Westseite des Gartens und Hauses den Weg genommen? und mehr dergleichen.

Als aber nach vollzogenem Auftrage das Ergebniß war, daß selbst in Kleinigkeiten das Traumgesicht in vollkommener Uebereinstimmung mit der Wirklichkeit stand; als Gottfried und sein Weibchen bald selber bei ihren Aeltern zum Besuch erschienen, und das oft Gesagte und Gehörte wieder gesagt und gehört ward, rief der alte Herr, indem er lächelnd den Kopf schüttelte: „Was muß man erleben, wenn man lange lebt! So glaub' ich denn fortan auch steif und fest an Joseph in Aegypten. Aber," fuhr er fort und betrachtete, indem er mit verstelltem Grausen einen Schritt zurücktrat, den Künstler, der sein junges Weib im Arme hielt: „Mir wird angst und bange. Ihr Beide seid ein mysteriöses, verzaubertes Paar, das im Schlafe mehr schaut und weiß, als der klügste Mensch mit offenen Augen. So du, Gottfried, in deinem Fiebertraum zu München; so nun Josepha, die mit ihrem magischen Ring, statt der Brille, durch alle Häuser, Straßen und Mauern der Stadt gewahrt, was bei uns hier draußen geschieht. Und was wird mit der Zeit endlich aus euerm Kinde, dem Erben eurer Sehergaben werden müssen? Ohne Zweifel ein Prophet, wie die Zeiten des alten und neuen Testamentes keinen größern kennen."

„Nein, Väterchen, jeden Scherz hier bei Seite!" unterbrach ihn seine Gemahlin etwas unzufrieden: „Zeig uns offen deine Gedanken über so wundersame Erscheinungen."

„Kind," antwortete er, mit leisem Seufzer himmelwärts blickend; „Gott ist der Allweise; der Weiseste auf Erden ein unwissendes Kind. Aus gesammten Versuchen, die Räthsel des Weltalls und unsers eigenen Daseins, Wirkens, Wachens und Träumens zu lösen, ernten wir nur wieder neue Räthsel. Wer kennt die Seele des Zugvogels, der im Herbst seinen Weg, ohne Kompaß und Landkarte, nach Afrika weiß, und im Frühling eben so sein europäisches Nest bei uns wieder zu finden versteht? Auch unserer menschlichen Seele scheint etwas inne zu wohnen, wodurch

sich zuweilen, was Zeit heißt, in Ewiges auflöst, und Vergangenheit und Zukunft in Gegenwart zusammenrinnen. Ich denke fast, der alte Shakspeare hat recht: Es gibt der Dinge viel zwischen Himmel und Erden, wovon sich unsere Herren Philosophen nichts träumen lassen. — Aber, ums Himmels willen, sagt unserm gelehrten Professor Grübelich keine Silbe vom heutigen Vorfall! Er würde grübeln und, zu meinem größten Verdruß, noch voll- und tollgläubiger werden, als er schon ist."

Schweizer-Skizzen.

Wer redet nicht gerne von dem was er liebt? Dem Schweizer einmal gilt auf Erden Nichts über sein schönes Vaterland. Er liebt es mit jener inbrünstigen Liebe, womit ein treues Kind seine Mutter umfängt. Kein Wunder daher, daß, wessen das Herz voll ist, der Mund so gern überfließt. — Und wie für die eigenen Bewohner, behält dieses von der Schöpferhand Gottes so wunderherrlich gebaute Gebirgsland auch für Fremdlinge sein ewiges, hohes Interesse. Wer einmal die malerische Anmuth dieser Thalgelände, oder die erhabene Einsamkeit ihrer Bergwelt sah, gibt die Erinnerung um Vieles nicht hin. Nicht bloß aber die milde und wilde Pracht der Natur, die sich hier auf einem Flächenraum von kaum 600 Geviertmeilen in unendlicher Mannigfaltigkeit ausbreitet, sondern eben so sehr die seltsame Paarung dieser alterthümlichen und neuen Sitten, dieser so ganz andern Staatengebilde, als sie im übrigen Welttheil bestehen, und der Odem der Freiheit, welcher durch die zwei und zwanzig Republiken weht, bringt den eigenthümlichen Reiz hervor, welcher den Lustwanderer, Maler, Naturforscher und Staatsmann immer wieder neu anzieht.

Allerdings, auch andere Länder Europa's haben ihre Schönheiten; aber nirgends, wie hier, überraschen sie durch schnellern

Wechsel und kolossale Größe. Bis zur Linie des ewigen Schnees in frisches Grün und dunkle Waldung gehüllt, und mit Dörfern und Hütten überstreut, bilden die Schweizer-Alpen, unter strahlenden Eismeeren und flatternden Wasserfällen, das eigentliche Prachtstück des großen Gartens, in welchem Liebliches und Grauenvolles aller Himmelsstriche des Welttheils vermählt wohnt. Drunten Italiens wollüstiger Hauch zwischen Weinbergen, Cypressen und Feigenbäumen; droben der starre Winter von Grönland. Vielleicht tragen nur die Berge Tibets das Gepräge jener Größe und Majestät, mit welchem die helvetischen Alpen, bei ihrem ersten Anblick, das Gemüth bewegen. Selbst die Cordilleras der Anden erregen so großartige Wirkungen nicht. Alexander von Humbolt, dieser Fürst unter den naturforschenden Reisenden, anerkennt dies und sagt: „Der Chimborasso und Cotopari, von den Hochebenen Licoms und Mucalo's aus betrachtet, scheinen nicht so großartig, wie der Col du Geant oder Col de Cramont, welche de Saussure gemessen.“ Oder wo sieht man, England ausgenommen, das tiefe, erquickende Grün der Matten; die seladongrünen Wellen der Ströme, wenn sie gebadet aus den Seen heraustreten; oder der Seen weite Spiegel, von einem Kranz von Dörfern, Städten und prächtigen Villen oder einsamen Wohnungen umschlungen, wenn sie zitternd das Bild der himmelhohen Alpen, wie aus einem durchsichtigen Abgrund, zurückgeben!

Fast in gleicher Mannigfaltigkeit, wie die Gestaltungen von Thal und Gebirge, sind es auch Sprache, Sitten und sonstige Eigenthümlichkeiten der Bergbewohner, und sind der Betrachtung eines denkenden Geistes nicht minder würdig als jene. Doch nicht nur etwa die bunten Trachten, die Kuhreihen der Hirten, die Ring- und Schwingspiele im Berner Oberlande, die Winzerfeste am Leman, und Anderes, was die Neugierde der Reisenden im Vorbeigang ergötzen mag, ist hier gemeint. Aehnliches besteht auch in

andern Ländern. Sondern daß auf einem Flächenraum des Erdbodens von so mäßiger Ausdehnung ein so greller Abstich der verschiedenartigsten Zustände alles gesellschaftlichen Daseins neben einander besteht, wie sonst nur zwischen Nationen und Nationen gefunden wird. Dieß erblickt man nicht leicht. In wenigen Tagreisen kann man hier alle Gesittungsstufen der europäischen Welt durchschreiten, vom feinen Ton gebildeter Hauptstädte bis zur Lebenseinfalt der Nomaden im Gebirg. Von Kanton zu Kanton gelangt der Reisende nicht bloß in andere Staaten, sondern wird auch in ganz andere Volksthümlichkeiten versetzt, deren Sprachen, Mundarten, Kleidung, Wohnungen, Beschäftigungsweisen, Charakter, ja deren Nationalphysiognomien sogar auffallend von einander abweichen. Die Bevölkerung der Schweiz ist in der That nur aus Trümmern vieler Nationen zusammengesetzt, welche in den Stürmen längst vergangener Zeitalter untergegangen, ihre Ueberbleibsel zwischen diesen Felsen liegen ließen. Hierher retteten sich schon ein halbes Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung Etruskische Flüchtlinge, deren Enkel noch heut zu Tage in den rhätischen Hochthälern die alte romanische und ladinische Sprache reden; hierher die Trümmer des Cimbrischen und Teutonischen Heereszuges, die Marius schlug; noch heut zu Tage beurkundet ihre Verwandtschaft mit den Völkern Skandinaviens die Aehnlichkeit des Menschenschlags, der Namen und alterthümlicher Sagen. An andern Orten findet man hinwieder Spuren der Hunnen. Hier wurden die ansäßigen Römer, nach Erlöschung ihrer Weltherrschaft, Leibeigene der Allemanen, Burgunder und Gothen, bis auch diese wieder von den Franken gleiches Loos empfingen. Während die ebenern Länder des Welttheils unter beständigen Kriegen und Wanderungen fremder Völker selten die herkömmlichen Formen alter Sitten andauernd bewahren konnten, war es anders in den wald- und seereichen Hochlanden. Die

Art und Weise der Vorwelt, unvermischter mit Fremdartigem, pflanzte sich daselbst von Geschlecht zu Geschlecht fast ohne Wandel fort. Nur leise und mittelbar wirkte, was auswärts geschah, auch auf das innere Leben dieser kleinen Völkerschaften.

Jede derselben spielte, fast unbeachtet von der Welt, ihre eigene Geschichte durch. Den Bergleuten ist Freiheit überall Bedürfniß, um ein Leben voller Entbehrungen, Gefahren und Arbeiten erträglich zu finden. Es geschah daher bald, daß der gesunde Natursinn dieser abgehärteten Volksstämme, welche des Klima's Unbill, aber nicht so leicht der Menschen Willkür ertragen konnten, die Banden mittelalterlicher Knechtschaft löste. Dorf- und Thalschaften gestalteten sich allgemach, unabhängig von geistlichen und weltlichen Herren, zu besondern Gemeinwesen mit eigenthümlichen Rechtsamen. Manche derselben begannen zuletzt Wettkampf des Gewerbfleißes mit kleinern Städten. Der Handelsverkehr, der sich aus Deutschland nach Welschland über die Alpenpässe Bahnen brach, begünstigte ihr Emporkommen. So entstand zuletzt eine Sichtung der Verhältnisse, in denen wir jetzt den Landmann, wie den Patrizier der Städte, in voller Gleichheit bürgerlicher Rechte finden. Enkel ehemaliger Leibeigener von Klöstern oder Gaugrafen stehen heut zu Tage nicht selten an der Spitze des Staates, der Kirche oder der Heerschaaren und Großgewerbe; während Namen weiland hochgeborner Freiherren oder anderer edler Häuser von Nachkömmlingen getragen werden, die, der erlauchten Abstammung kaum bewußt, ihr väterliches Feld mit Pflug und Karst im Schweiße ihres Angesichtes bearbeiten.

Während das Gepräge des Alterthums und ihrer Abstammung am reinsten von den Bewohnern der abgelegenen Thäler in den höchsten Gebirgen bewahrt wurde, stehen in oft schroffem Gegensatze dazu die Völkerschaften, welche das flächere Gelände zwischen Jura und Alpen inne haben. Ihre Aecker und Wiesen sind mit

hoher Sorgfalt bebaut und unterhalten; die Gegenden zur Belebung des geselligen Verkehrs mit einem Netz zahlreicher Landstraßen übersponnen. Hier regt sich Gewerbfleiß nebenbuhlerisch mit dem britischen und Wetteifer in Pflege der Wissenschaft und Kunst mit Deutschland und Frankreich. Hier führen kleine Städte berühmtere Namen, als viele der größern in andern Theilen des Welttheils. Die rauhe Sprödigkeit herkömmlicher Lebensweise ist durch Anmuth späterer Sitten gemildert. Doch schimmert gern noch der ehrwürdige Rost alter Zeit durch den glänzenden Firniß der neuen.

Und ebenso wie in Sitten und sonstigen Volkseigenthümlichkeiten besteht eine große Mannigfaltigkeit in den Staatsgebilden der Viertelhundert kleinen Republiken. Erst noch vor einem halben Jahrhundert fand man eine wahre Musterkarte von Verfassungen in bunter Stufenleiter, von den rein demokratischen der Hirtenkantone, wo das Volk in Landsgemeinden in persönlicher Stimmgebung über Gesetze und Dekrete entscheidet, bis zu den oligarchischen der weiland oberherrlichen Städte. Es ist wohl des Studiums von Staatsmännern und Weltweisen werth, dem Gange der Entwicklung dieser staatlichen Formen in der Geschichte nachzuforschen; zu sehen, wie sie aus den Bedürfnissen des verschiedenartig sich bewegenden Volkslebens oder aus Nachwirkungen früherer Zeitalter hervortraten, und wie hinwieder die Verfassungen auf Geist und Denkart und Wohlstand der Völkerschaften mächtigen Einfluß übten. Die schweizerische Geschichte ist nicht bloß wegen einzelner Freiheits-Heroen, deren Namen ruhmreich durch die Jahrhunderte strahlen, oder wegen der sprichwörtlich gewordenen Tapferkeit der Schweizer, sondern besonders darum merkwürdig und lehrreich, weil sie eine eigentliche Volks- und keine bloße Fürstengeschichte ist, wie anderwärts fast überall. Was Gutes oder Böses geschah, darüber trifft weder Dank noch Anklage die

Willkür eines Einzelnen; sondern Alles entwickelte sich aus dem Volke selbst. Darum zeigt auch wohl keine Nation an ihrem Beispiele so klar, wie tugendliche Kraft, trotz aller noch so schwerer äußerer Bedrängniß das Gemeinwesen zu heben vermag, und wie innere Entartung trotz noch so fester Schutzwehr hinter Strom und Gebirge ein Volk zu Falle bringen kann.

Die nachfolgenden „Skizzen" machen nichts weniger als darauf Anspruch, ein Bild von Helvetien in allen diesen genannten Beziehungen zu entwerfen. Sie sind in bunter Abwechslung theils Erinnerungen an eigene Erlebnisse und eigene Erfahrungen über Schweizer Art und Brauch, theils Versuche, den beim Anschauen großartiger Naturbilder empfangenen Eindruck wiederzugeben, theils auch nur vergleichende Blicke in die Vorzeit und Jetztzeit. Auch sind sie aus keiner andern Absicht aufgezeichnet, als — wie schon gesagt — um liebend von dem schönen Vaterland zu reden und sich seiner zu freuen; denn jegliche Liebe, die einen andern Zweck außer sich hat, hört auf wahre Liebe zu sein.

1. Der Rheinfall bei Schaffhausen.

Von Schaffhausen leiten auf beiden Ufern des Stromes romantische Pfade zu der eine Stünde westwärts entfernten, weltberühmten Katarakte. Ich schlug die neue Straße über Feuerthalen und Uhwiesen auf der Zürcherischen Seite nach dem alterthümlichen Schlosse Laufen ein, das auf einem Felsenvorsprunge über dem Bergkessel ruht, in welchen sich der Wasserfall donnernd wälzt. Hier in das über dem Abgrunde hängende Pavillon tretend, überblickt man auf einmal tief zu seinen Füßen die tobende, glanzvolle Herrlichkeit.

Schon bei Schaffhausen bricht sich der Strom an einzelnen vortauchenden Klippen. In schöner Bogenlinie fluthet er zwischen jähen, dunkelgrünen Hügelwellen zu der verhängnißvollen Stelle. Immer häufiger werden die Felsrisse seines Bettes; immer mehr lösen sich die silber-grünen Wasser zu Milchschaum auf. Noch sind an einzelnen klaren Stellen die Steinbänke, von Wasserflechten gebräunt, über die er hingleitet, sichtbar. Nun aber plötzlich bricht die Strommasse. Sie wird zur Schneelauine an blendender Weiße und Wuth des Sturzes; zermalmend sausen zwischen vier Felsthürmen die Wasserberge in den 60 bis 70 Schuh weiten Schlund hernieder; Staubsäulen fahren wirbelnd in die Lüfte und umschwärmen wie silberfarbenes Gewölke die Klippengipfel, — und ein ewiges Donnergetöse, zwischen welchem oftmals hinein ein leises, fernes Glockengeläute zu tönen scheint, füllt mit seinem Widerhall die Wände des Gebirges. Aber der Mensch steht bei diesem Anschauen sich selbst vergessend da. Das wechselnde Treiben und Verschlingen, Immerkommen und Immerforteilen der Gewässer führt das Bild der Ewigkeit in der Natur vor die Seele, und während so die Phantasie mit glühenden Flügeln vor der Unendlichkeit verweilt, zittert ein banges Gefühl von menschlicher Ohnmacht und Kleinheit durch alle Nerven hin.

Ich habe immer gefunden, es könne ein Wasserfall, und zumal dieser, nicht gemalt werden. Denn immer sieht er, und wenn sich auch der trefflichste Künstler daran wagt, wie gefroren aus. Die rastlose Bewegung, die keinem Pinsel Stand hält, ist ja das eigentlich Wesenhafte seiner Schönheit. Nun finde ich aber auch, er könne sogar nicht einmal beschrieben werden. Immer bleibt das lebendigste Wortbild arm hinter der Wirklichkeit zurück.

Das Farbenspiel dieser brausenden Wasserwelt ist wirklich zauberhaft; es wechselt unaufhörlich je nach der Beleuchtung. Anders ist es beim Gewitterhimmel, anders in den Frühstunden eines

klaren Morgens, anders, und vielleicht am prächtigsten beim Vollmondschein. Manchmal schlagen die Wogen, sich durchkreuzend, über einander; und es entstehen Wassergrotten, in deren Tiefe dann sogleich das makellose Weiß in Smaragdtöne, oder selbst in das tiefe Grün des Lapis lazuli überschillert. Manchmal färbt eigenthümliche Lichtbrechung einen Streifen des aufwallenden Wasserstaubes mit Orangegluth und es scheinen Feuerflammen hinter den Felsen vorzulodern. Fast kein Augenblick geht an sonnenhellen Tagen vorüber, wo nicht hier oder da ein Regenbogenglanz als flatterndes Meteor erscheint und wieder verschwindet. Wer aber am Morgen zwischen acht und zehn Uhr hier weilt, vor dem spannt Iris fast immer ihren Bogen vollkommen in der stäubenden Luft aus, wie eine Brücke über dem Toben des Abgrundes.

Mitten in diesem Chaos von Licht und Farben, und mitten in dem heftigsten Anprall der Wellen stehen unbeweglich fest die vier schwarzen Felsthürme, welche den Wasserfall theilen. Unaufhörlich brüllen und schlagen die Strudel daran, und schleudern ihre Schaumflocken bis zu den Gipfeln empor, wo Gras und Gesträuche blüht — aber sie halten ruhig dem Tumulte Stand. Durch die Seite eines dieser Kolossen hat die Strömung eine große Fensterhöhle gebrochen, aber seine tiefen Wurzeln im Urgestein des Gebirges konnte sie nicht zernagen. Der Wassersturm ist so wüthend, daß es Gott versucht wäre, wollte Jemand, dem Strom von oben folgend, an eine dieser Klippen gelangen. Vor einigen Jahren wurde zur Probe ein Kahn mit einem Fährmann von Stroh den Fall hinabgelassen; noch ehe er zur Mitte gelangte, war Alles in viele Stücke zerschellt. Dagegen wird das Wagestück nicht selten siegreich unternommen, von unten her den mittlern größten der aufragenden Felsköpfe zu erklimmen. Wenn auch in dem Becken, worin sich der Strom fängt, die Wellen in wilden Kreisen wirbeln,

und je näher am Falle, um so grausenhafter kochen, so schützt doch der Felsen selbst die Anfahrt.

Es ist auffallend, daß zuweilen fremde Reisende, die den Rheinsturz zum ersten Male sehen, besonders wenn es vom Schaffhausischen Ufer aus geschieht, ihn gar nicht so imposant finden, wie sie sich ihn im Voraus gedacht hatten. Allerdings benachtheiligt eine optische Täuschung das Erhabene. So beim Staubbach im Lauterbrunnenthal, der 900 Fuß hoch herabfällt, wo aber die Reihe der Bergwände noch viel größer ist. Beim Rheinfall zehrt die Breite an der Höhe; denn er ist fünfmal breiter als hoch. Dem Niagarafalle in Nordamerika kömmt zu gute, daß er in einer Ebene und nicht zwischen Bergen herabstürzt, welche seiner Höhe im Augenmaße Eintrag thun würden. Doch je länger man den Rheinfall beobachtet und studirt, desto herrlicher erscheint er. Man kann auf ihn anwenden, was Schiller von der St. Peterskirche sagt:

Suchst du das Unermeßliche hier, du hast dich geirrt;
Meine Größe ist die, größer zu machen dich selbst.

Die günstigste Zeit zum Besuche der Katarakte ist offenbar das Frühjahr, wenn der schmelzende Schnee von den Hochgebirgen bricht. Im Winter ist oft das Wasser zu klein. Wer sich aber zu jeder Jahreszeit dem vollsten Genusse seines Schauerlich-Schönen hingeben will, der steige den Abhang vom Schlosse Laufen hinunter an das Bassin bis dicht unter den Wasserfall, in die sogenannte Fischenz. Hier ist eine kühne, hölzerne Gallerie vom Uferfelsen in die Strudel hinausgebaut. Fortwährende Donner umtoben diesen einsamen Standort so laut, daß kaum die menschliche Stimme mehr vernehmlich bleibt, und ein unaufhörlicher Platschregen netzt Balken, Bretter und Kleider. Blickt man aber über sich in die Höhe, so scheint der ganze ungeheure Wasserfall

auf einen herabstürzen, einen begraben zu wollen. Manchem schwindelte schon bei diesem verwegenen Anblick.

Noch ist es der Mühe werth, vom zürcherischen Ufer aus in einem Nachen an das gegenüberliegende 'schaffhausische zu rudern. Von dem klappernden Hammerwerke von Neuhausen, hart am Rande des Falles, und seinen des Nachts dunkelroth glühenden Fenstern hinweg, ziehen sich neue Anlagen für Lustwandelnde bis zum Schlößlein Wörth. Aber wohl das Sehenswürdigste dieses Ufers ist die Camera obscura in dem letztgenannten Gebäude. Sie stellt den Rheinsturz in seiner ganzen Breite dar. Es kann kein getreueres Daguerrotypp geben, das dazu noch lebendig ist, in warmen Farben strahlt und den täuschenden Donner in der Nähe hat. Ich hätte stundenlang dem Zauberbilde zuschauen mögen, auf dem eine Armslänge von mir die Strommassen sich brachen und zerstäubten. Den Indigo des wallenden Beckens, wo der Strom sich wieder zu sammeln beginnt, glaubt man mit der Hand wegwischen zu können. Und wie sonderbar! Hoch über dem Aufruhr des Sturzes, wo er am wildesten brodelt, wiegte sich in langsamen Kreisen, ruhig, kaum von der Größe einer Fliege — ein mächtiger Hühnerweih! —

Die Nebenbuhler unsers Rheinfalls, die Katarakten des Niagarastroms an Kanada's Grenzen, des Bogota in Colombien, des Pyrl in den indischen Rajemahalgebirgen, mögen ihn an Größe, nicht aber an Ruhm übertreffen. Indessen dieser Ruhm ist auch noch nicht alt. Es scheint fast, die welterobernden Römer kannten den Rheinfall gar nicht; denn keiner ihrer Schriftsteller spricht von ihm. Und doch kundschafteten die Römer auf ihren Feldzügen jedes Land mit Sorgfalt aus; freilich nur in militärischer Hinsicht. Dazu war der Rheinfall ihnen wahrscheinlich ohne Wichtigkeit. Landschaftliche Naturschönheiten hatten überhaupt, scheint es, keinen besondern Reiz für sie; wenigstens ließen sie

sich, selbst ihre Dichter, selten in Beschreibungen derselben ein. Vielleicht aber war auch der Rheinfall noch nicht vorhanden.

Daß dieser Strom einst, bevor er durch den Bodensee ging, den Weg durch den Wallen- und Zürichsee in das Aarebett genommen habe, ist kaum zu bezweifeln. Der venetische und akronische See des Alterthums (wie sonst der Bodensee hieß) hatte damals also keinen andern Abfluß von Gewässern, als von denen, welche ihm durch einzelne Bäche der schwäbischen und schweizerischen Seite zugeführt worden waren. Dieser Abfluß war unbedeutend; ward mithin nicht beachtet, zumal wenn die jetzige Felswand, über welche das Wasser niederstürzt, noch nicht durch den Wogenfall hervorgewühlt war. In Schaffhausen unter der Brücke, also eine halbe Stunde vom Rheinfall entfernt, ist die Oberfläche des Flusses um achtzig Fuß höher, als die Fläche desselben unterhalb dem Rheinfall. Das Wasser konnte daher zwischen den Felsenufern den Weg lange Zeit ohne Geräusch zurücklegen. Anders aber ward es, als der Rhein endlich seinen Lauf gegen den Bodensee durchbrochen hatte, und er die Fülle seines ganzen Wasserschatzes in denselben ergoß, die er von 150 Gletschern und zahllosen Waldströmen und Gießbächen des rhätischen Gebirgs empfängt. Dies war freilich schon zur Zeit der Römer der Fall. Allein vielleicht gehörte noch ein Jahrtausend dazu und mehr, um die allmälige, schräge Verflächung des Flusses so auszuwühlen, daß unter den Felsen von Laufen ein senkrechter Wogensturz von 70 — 80 Fuß entstand. Wahrscheinlich bohrt er sein Becken fort und fort tiefer. Wenigstens füllt er dasselbe nicht mit Geschieben aus.

Denn was der Rhein von Schutt und Schlamm aus den Gebirgen und Thälern Graubündens fortreißt, setzt er im Bette des Bodensees ab. Dafür ist in diesem noch Platz genug, weil er nicht nur einen Raum von zehn Geviertmeilen einnimmt, sondern stellenweis, wie z. B. zwischen Lindau und Bregenz, eine Tiefe

von 2300 Fuß, also eine größere hat, als die Nordsee und das baltische Meer. Wie würde der alte Ammian Marcellin erstaunen, wenn er heut die Gestade des Bodensees oder des brigantinischen Sees, wie er ihn nennt, mit Städten, Dörfern, Fruchtfeldern und Gärten umkränzt erblicken könnte. Zu seiner Zeit, also im dritten Jahrhundert, starrten diese Ufer noch von wüsten, dichten Waldungen*), durch welche Rom bloß eine Militärstraße gebahnt hatte.

So mag der Rheinfall bei Schaffhausen ein Gebilde späterer Zeit sein, von welchem die Römerzeit nichts kannte, wie hinwieder der Niagarafall in Nordamerika wahrscheiulich nach tausend Jahren auf einer ganz andern Stelle gesucht werden muß, als heutiges Tages. Denn nach neuen Beobachtungen rückt derselbe, durch fortwachsende Anhäufungen des Schutts und Geschiebes, immer mehr dem Ontario-See entgegen. Aus Strichen und Zeichen, die man im Felsen dicht neben dem großen Fall angebracht hat, ersieht man, daß der Wogensturz in den letzten 25 Jahren um 19 Fuß 7 Zoll vorgerückt ist. Ursprünglich mag er in der Nähe des Erie-Sees gewesen sein.

Es ist in unsern Tagen nichts Seltenes, das Schöne dem Nützlichen aufgeopfert zu sehen. Selbst die Pracht des Rheinfalls zu zerstören, kam Jemand auf den Einfall, vorzuschlagen, damit man stromabwärts schiffen könne. Der Entwurf ging von einem Tausendkünstler aus, der auch sogar Gletscher, mit darüber zu streuendem Kohlenstaub, wegzuschaffen hoffte, wo sie den Nachbarn lästig wären. — Zum Glück blieb das Kolossale an diesen Gedanken ihr Bestes. Man ließ dem Rheinfall sein schönes Spiel, und den Gletschern ihre Ewigkeit.

*) Horrore silvarum squalentium. Amm. Marcell. XV, 4.

2. Appenzeller Art und Brauch.

Die Appenzeller sind durch ihre heitere Laune und ihre drolligen Einfälle in der ganzen Schweiz bekannt; und vor allen die „Innerrhödler“. Man wiederholt sich gern ihre witzigen, spitzigen Erwiederungen bei verschiedenen Gelegenheiten, und es wird nicht ganz außer Ort sein, wenn ich zur Unterhaltung einige mittheile.

„Fort mit dir, und komm' mir nicht wieder vors Haus!“ rief einst ein reicher Herr dem Bettler durchs Fenster zu, der eben angeläutet hatte. „Nichts für ungut,“ versetzte der Bettler: „ich wollte grade bei Euch Abschied nehmen.“

Bei einer Inspektion der Milizen bemerkte der eidsgenössische Oberst, daß die Kragen der Uniform ungleich zu sein schienen. „Das kömmt nur daher“, sagte Einer, „weil nicht alle Soldaten ordonnanzmäßige Hälse haben.“

Ein Landammann, der von einer erhaltenen Sendung Stockfische dem Gemeindsvorsteher zum Kauf angeboten hatte, und zur Antwort erhielt: „Stockfische lieb' ich überall nicht!“ erwiederte diesem: „das find' ich nicht gut, wenn Brüder einander nicht lieb haben.“ — „Doch besser,“ versetzte der Ortsbeamte: „als wenn sie einander fressen.“

Freilich der Landammann ist die höchste Magistratsperson im Staat; aber im Privatleben allen Bürgern des Landes gleich. Er muß sich daher wohl gefallen lassen, wenn er vom geringsten Bauer dieselbe Behandlung empfängt, die er diesem widerfahren läßt. In der Demokratie wird das Amtsvorrecht nicht, wie in monarchischen oder aristokratischen Staaten, zu einer Art persönlichen Rangs und Vorrechts verwandelt; hinwieder dennoch der obrigkeitlichen Würde, und trüge sie auch der gemeinste Bürger, Ehrfurcht gezollt. Als die Gesandten Alexanders des Großen zu dem noch größern Phocion kamen, fanden sie ihn mit Wassertragen, seine

Gemahlin mit Backen beschäftigt. Solche Ueberraschungen sind in den schweizerischen Demokratien gar nichts Seltenes, wenn auch die Phocionen fehlen.

Der Landammann Gebhard Zürcher von Außerrhoden war Landbauer und Zimmermann. Wenn er Morgens in amtlichen Sitzungen des Rathes oder in Kommissionen die Verhandlungen mit Einsicht geleitet hatte, sah man ihn Nachmittags hinter dem Pflug oder mit der Axt in seiner Werkstätte. So fand ihn einst ein Patrizier aus einer der schweizerischen Hauptstädte, der sich wegen erheblichen Angelegenheiten an die Regierung von Appenzell wenden mußte. Der Landammann führte ihn in sein Wohnzimmer, um ihn anzuhören. Der Patrizier, vor dem Mann im Schurzfell wenig Achtung fühlend, setzte den Hut wieder auf, und mit der Reitgerte in der Hand spielend, trug er ihm sein Geschäft vor. Als er vollendet zu haben glaubte, und in einer vornehmen, fast herablassenden Stellung das Urtheil des Landammanns erwartete, fragte dieser: „Mit wem wollt Ihr denn eigentlich reden? Mit dem Bauer Gebhard Zürcher, oder mit dem Landammann von Appenzell?“ — „Natürlich mit dem Landammann!“ antwortete der Patrizier. „So nehmt den Filz ab,“ sagte der Landammann mit edlem Ernst: „vergeßt keinen Augenblick, vor wem Ihr steht; und traget mir Eure Sache vor, von der der Landammann nichts gehört hat, weil Ihr sie nur Eures Gleichen, dem Bauer, erzählt habt.“ — Der betroffene Patrizier gehorchte mit Ehrerbietung und stammelte erröthend seine Entschuldigungen.

Eben dieser Landammann Zürcher saß an einem schönen Sommerabend mit Freunden vor dem Hause, als sich ihm zwei Weiber nahten, die mit einander in vollem Zank begriffen waren. Jede der Wüthenden brachte ihre Klage an, reichlich mit schändlichen Vorwürfen gegen die andere gespickt. Der Landammann, welcher sie beide genugsam kannte, hörte ihr Toben eine gute Weile ge-

lassen an. Endlich gebot er Stillschweigen, und sagte ganz trocken: „Hier ist nicht schwer zu entscheiden; gebt euch zufrieden und geht ruhig heim, denn ihr habt beide völlig recht!" — Die Anwesenden brachen in lautes Gelächter aus, und die Zänkerinnen machten sich beschämt davon.

Ein Appenzeller, welcher drei Weiber gehabt hatte, wurde einst gefragt, welche von ihnen die Beste gewesen sei? — Er antwortete: „Beiß in drei hübsche Holzäpfel, und sage mir, welcher von ihnen der Süßeste gewesen sei."

„Wie lange tragt Ihr Euern Schnurrbart schon?" fragte man einen alten Innerrhödler. „Länger als Ihr denken könnet!" versetzte dieser. „Ihr habt ihn doch wohl nicht mit auf die Welt gebracht?" — „Ei nun, doch den Platz dazu."

Viele in den Thälern von Appenzell ehemals üblichen, oft rohen Volksspiele haben sich nach und nach verloren; andere sind wegen ihrer Gefährlichkeit, und weil sie selten ohne Unglück abliefen, verboten worden; Andere hatten sie mit andern Gegenden der Schweiz gemein, wo sie noch jetzt gelten. Gewöhnlich bestehen sie in Uebungen körperlicher Gewandtheit und Kraft. So das Eierlesen um Ostern. Zwei Jünglinge, nur in Hemd und Hosen, aber mit flatternden Bändern geziert, beginnen im Angesicht der Zuschauer ihren Wettgang. Der eine läuft eine halbe oder ganze Stunde weit zu einem bestimmten Ort, wo man ihm ein Glas Weins reicht, und eilt dann wieder von wannen er kam zurück. Der Andere hebt inzwischen 50 oder 101 Eier auf, die er in einen mit Spreu gefüllten Korb wirft, ohne daß eines zerbrechen darf. Aber die Eier sind auf einer Wiese in schnurgrader Linie gelegt, jedes vom andern eine Elle weit. Der Auffammler beginnt am äußersten Ende der Linie, und trägt Ei um Ei zum Korbe am andern Ende der langen Reihe. Sieger ist, wer seine Aufgabe am ersten vollendet hat.

Eben so ist das Stein-Werfen oder „Steinstoßen" eine Kraftübung besonderer Art. Wer den schwersten Stein am weitesten schleudert, empfängt, unter dem Jubel der Zuschauer, den Ehren-Preis; einen buntgestickten ledernen Küher-Gürtel, oder eine Kappe von feinem Leder, oder eine Denkmünze, oder Geld im zierlichen Beutel. Der zu werfende Stein ist aber oft über einen halben oder ganzen Zentner schwer und von runder, schwierig zu handhabender Gestalt. Wer ihn lüpft, muß ihn sich selber auf eine der Schultern legen, und dann erst schleudern. Im Jahr 1805 hob ein Mann von Urnäsch einen Stein von 184 Pfund auf, und warf ihn zehn Schuh weit.

An die Ringer-Spiele des Alterthums, bei Griechen und Römern, mahnt das schweizerische „Hosenlüpfen". In einem Kreise von Männern und Weibern, Jünglingen und Mädchen, stehen die kampffertigen Athleten. Sie nahen in gebückter Stellung. Jeder sucht die Theile, bei welchen er ergriffen werden kann, Schultern und Hosengurt, so weit er kann, vom Gegner zu entfernen. Endlich drängen sie, Kopf an Kopf, Wirbel an Wirbel gestämmt, zusammen, und haschen nach Gurt oder Schulter des Andern. Eins oder das andere ergriffen, beginnt ihr wirkliches Ringen. Wer von beiden zuerst zu Boden gestürzt wird, ist der Ueberwundene. Aber man sollte die gewaltigen Anstrengungen dieser Muskelstarken, ihre geschmeidigen Wendungen und Biegungen, ihre durch Gleichgewicht der Kräfte zuweilen erzwungene starre Ruhe sehen, die plötzlich wieder in ungestüme Angriffe übergeht; ihre äußersten Machtversuche und Listen sehen, die Fersen des Gegners vom Erdboden zu trennen, um sich eine lebendige Vorstellung vom Ringen des Herkules mit dem Riesen Antheus zu geben.

Ich übergehe eine Menge anderer üblicher Spiele, die von minder eigenthümlicher Art sind. Manche der in der Vorzeit gebräuchlichen, oft lebensgefährlichen, worin nur rohe Kräfte sich ohne

Zweck erschlossen, wie im „Blockfest", da man ungeheure Baumstämme in Prozession durch die Dörfer schleppte, sind im gleichen Verhältniß abgegangen, wie, mit größerer Gesittung, das Gefallen an geselligen Spielen des Witzes und heiterer Laune, oder an der Kunst des Gesanges, wuchs.

Unter den öffentlichen Volksbelustigungen, die auch jetzt noch wie ehemals, und weit allgemeiner, denn ehemals, beliebt sind, gehört das Ziel- und Scheibenschießen. Sonntags hört man fast in allen Dörfern, während der Sommerzeit, das Knallen der abgeschossenen Stutzer. Abwechselnd werden bald in dieser bald in jener Ortschaft „Freischießen" gegeben, bei welchen den Besten der Schützen, die weit her aus den Umgegenden erscheinen, kostbare Siegespreise aufgestellt sind.

Ehemals waren diese Uebungen der Schützen auch in Deutschland gemeiner. Sie dienten zur Verbrüderung und Vergesellung der Völkerschaften. Beim großen Hauptschießen zu Stuttgard, im Jahr 1560, sah man auch die Schweizer zahlreich. Man zählte da anderthalbtausend Schützen mit 96 Gesellschaftsfahnen; und unter den Schützen erblickte man Fürsten und Bauern beisammen um den Preis zielen. Bekannter noch ist das große Freischießen von Straßburg im Jahr 1576, zu welchem die Züricher verhießen, so freudig und rasch zu eilen, daß ihr in Zürich gekochter Hirsbrei noch in Straßburg warm ankommen solle. Sie hielten Wort, indem sie zu Schiffe, mit ihrem Brei die Limmat, Aar und den Rhein hinabschwammen.

Die in Deutschland zum Theil halb, zum Theil ganz erloschene Sitte dauert in der Schweiz, und nicht in Appenzell allein, sondern in allen Kantonen ungeschwächt fort, ja in größerm Maßstabe, als vor Zeiten. Privatleute und Regierungen zollen ansehnliche Gaben zu den Festen, welche durch Stiftung der sogenannten eidsgenössischen Freischießen wirkliche Nationalfeste geworden

sind. Das erste von diesen gab die Schützengesellschaft der Stadt Aarau im Jahr 1824. Sie lud dazu die Meisterschützen der gesammten Eidsgenossenschaft ein. Es dauerte, unter Zudrang aus fast allen Kantonen, acht Tage lang. Seitdem haben sich diese von zwei zu zwei Jahren wiederkehrenden olympischen Feste der Schweiz durch Theilnahme aller Gegenden vom Rhein bis zur Rhone selbst zu einer politischen Bedeutsamkeit gehoben. Sie gelten nicht mit Unrecht als Sammelpunkt der geschicktesten Stutzer-Schützen, die einst bei dräuender Gefahr von Außen durch ihre erprobte Kunst eine nicht zu verachtende Schutzwehr fürs Vaterland bilden werden. Durch begeisterte Lieder und Reden wird dabei der Nationalgeist immer wieder kräftiger angefacht. Und unter den fröhlichsten Sängern, wie unter den glücklichsten Schützen stehen stets die Appenzeller voran. Aber eine jede der 26 Gemeinden von Außerrhoden hat auch ihre eigene Schützengesellschaft und jedes ihrer 400 bis 500 Mitglieder seinen eigenen Stutzer mit Zubehör. Mehr als die Hälfte dieser Männer ist in dieser Kunst so eingeübt, daß ein Schuß aus freier Hand nie ein Brett von der Größe eines Geviertschuhes in der Entfernung von 200 bis 300 Schritten verfehlt.

---

3. Das Wildkirchlein.

Ein fantastisches Gebilde der schöpferischen Natur! Oder ist es das nicht erst durch menschliche Einfälle geworden? Nicht romantisch darf ich diese Stelle nennen, sondern lieber einen Roman selbst, mitten in die Alpen hineingebaut, abenteuerlich und seltsam, dem nur noch die belebenden Gestalten aus den Fantasien Walter Scotts abgehen.

Im grauen Kalkstein einer Felswand der innerrhodischen „Eben-

alp," 4620 Fuß über dem Meer, wölbt sich eine geräumige Höhle, die mehr denn hundert Fuß über der darunter grünenden Bommeralp und ihren Heerden erhaben ist. Drinnen errichtete die Andacht einen Altar, dem heiligen Michael geweiht; daneben einen Kapellenthurm, dessen Glocke fünfmal des Tages geläutet wird. Ihr weit durch die Stille der Berge und Alpen schallender Ton ruft die Sennen eben so oft zum Gebet. Ueber der Grotte aber steigt der senkrechte Felsen noch einige Hundert Fuß himmelwärts. Neben ihr ist eines bärtigen Kapuziners Einsiedelei zwischen Felsen geklebt, die auch eine Grotte formen, malerisch, wie Alles hier. Eine kleine Brücke führt am tiefen Abgrund zu ihr. Dies noch nicht genug. Hinter des Einsiedlers Gemach klafft eine neue Höhle aus einander. Sie hat wohl 60 Schritte Breite und 80 Schuh Wölbung. Beständig träufelt darin Wasser herab, welches, von Kalktheilen geschwängert, Alles mit Tropfsteinrinde deckt und überzieht. Hundert Schritte wandert man durch den Bauch des Berges, bis sich der Weg verengert zu einer schmalen Höhle. Das Innere derselben ist von feuchter Mondmilch überkleidet; der Boden voller Steintrümmer und Felsspalten. Es geht über diesem Schutte steil aufwärts. Der Eremit leuchtet mit flammendem Holzscheit voran. Man steht vor einer kleinen Thür. Sie wird aufgeschlossen, und es tritt uns ein blendendes Bild entgegen: eine fremde Alpenaussicht, blauer Himmel, Gebirg, glänzendes Wiesengrün, Halmen der Gräser wie durchsichtig. Es ist keine Täuschung. Wir sehen umherirrende Rinder. Wir hören das zeitweise Tönen ihrer Halsglocken. Wir sind durch das lange Felsengrab in die schönste aller innerrhodischen Alpen gelangt, in die Ebenalp, wo Hunderte von Kühen weiden.

Die gesammte Gebirgskette, wie sie in ihrer Länge und in ihren Seitenzweigen vom Kamor bis zum Säntis hinzieht, ist voll solcher Höhlungen ihres Innern. Viele mögen weitläuftiger sein,

als ihre engen Oeffnungen verrathen, die von den Hirten bald Wetterlöcher, bald Windlöcher, Krystallhöhlen und Ziegenlöcher genannt werden. Viele mögen im Bauch der Berge mit einander in Verbindung stehen. Aber wer wagt das Leben, um die Geheimnisse der unterirdischen Nacht zu erforschen? Die Hirten der Alpen bauen ihre Milchhütten zu solchen Felslöchern, aus denen jederzeit ein kalter Luftstrom bläst, der die Frische der Milch, selbst in den heißesten Tagen, bewahrt. In der italienischen Schweiz dienen dergleichen Grotten zur Aufbehaltung des Weins.

Aber das Wildkirchlein in der Grotte des Ebenalpfelsens baute, (im Jahr 1756) zur Nahrung oder Bewahrung der Frömmigkeit, ein gottesfürchtiger Bewohner des Fleckens Appenzell, Namens Paul Ulmann. Am Festtag des Schutzengels Michael wird alljährlich hier Messe gelesen. Nach ihrer Vollendung erschallt die weite Ebenalp vom Jubel, Spiel, Gesang und Lärmen, bei Schmaus und Trunk, der hiehergezogenen frommen Christenmenge des ganzen Gebirgs. Auch ohne gerade der Andacht pflegen zu wollen, wandern an schönen Sonntagen die Nachbarschaften dahin. Vom Kurort Weisbad sind es nur anderthalb Stunden.

Man möchte fast den Einsiedler um sein herrliches, hohes Adlernest an einer der Säulen des merkwürdigen Naturtempels beneiden. Er selbst aber hat, bei dem vor ihm schwebenden Wechselspiel des Himmels und der Erde, nur Kapuzinergedanken. Der Anblick des ungeheuern Prachtbildes draußen vor dem Fensterlein seiner Hütte ist ihm zur gewohnten, bunten Tapete geworden.

Ich stand in der Stille des Sommermorgens droben einsam. Vor mir lag's wie ein aufgeschlossenes Weltall. Der Blick schweifte lang und irre durch die helle Weite in blauverdämmernden Fernen. Er findet keinen Haltpunkt, wo er ruhe. Die zahllosen Hütten, wie Maulwurfshäuflein, an den Hügeln Appenzells verschwinden. Der Osten der Schweiz, der Bodensee, das weite Schwaben, sind

zur flachen in sich verschwommenen Landkarte geworden, zur Mosaik, worauf sich das himmlische Gewölbe lehnt. Die Seele bebt vor wollustvollem Grausen, als habe sie sich in der Unendlichkeit verloren. Der Blick flieht scheu zurück, wie wenn er in einem unbegrenzten, lautlosen Meer von Duft und Duftfarben zu ertrinken scheue. Er rettet sich zu benachbarten Alpenfirsten, zu nähern, festern Gegenständen. Er senkt sich, wo der Seealpsee aus dem nachbarlichen Hochthal, wo der Wellenschaum des Schwändibaches aus schwarzer Waldschlucht, und der Strom der Sitter hinter Hügeln heraufglänzt. Das milbenhafte Geschlecht der Sterblichen bleibt dem Auge in dieser Höhe unsichtbar. Die weiten Landstriche drunten sind still und todt, als wären sie noch unbewohnt; als müßten sie noch aus Hochasien, der Wiege des Menschengeschlechts, Bevölkerung erwarten.

So stumm und todt schwang sich einst Jahrtausende lang dieser Weltball in weiten Kreisen um die Sonne, nur Spielball gährender Elemente, welche, aus den Tiefen der Gewässer, Länder und Gebirge hervordrängten; — und Jahrtausende rollte er wieder im grünen Gewande seiner Urwälder und Savannen dahin, ehe das Thiergeschlecht aus Meeren und Sümpfen über festen Grund hervorging und sich stufenweis und wechselweis mit Pflanzenarten entfaltete. — Wann endlich trat der Mensch in den vollendeten Gottesgarten? Wie viele Jahrtausende flossen abermals vorbei, eh' er sein Lallen des Säuglings mit einer ausgebildeten Sprache vertauschte, und die Sage vom Schicksal seiner Tage Enkeln überliefern konnte?

Vor meinem innern Blick zog, unter diesen Gedanken, die Lebensgeschichte der Menschheit mit ihren Familien und Nationen, mit ihren Göttern und Heroen, Pyramiden und Ruinen, Tyrannen und Märtyrern, Weltumseglern und Erfindern vorüber. Ich sah, wie Jakob im Traum, die Himmelsleiter des sterblichen Ge-

schlechts, wie es, von Stufe zu Stufe seiner Gesittung, zur Vergöttlichung überging. Auf jeder Stufe standen Millionen; die meisten dieser Millionen auf der niedrigsten, dem Urschlamm der Erde am nächsten.

Es ist die Stufe der Kindheit unsers Geschlechts, der Stand ursprünglicher Wildheit. Der Mensch, noch ohne Gesetz, ohne Eigenthum, ohne deutlichen Begriff, fast ohne Sprache, steht da unter alleiniger Vormundschaft der Natur, der Leitung seiner Lebens- und Kunsttriebe überlassen. Sein weiches Gedächtniß hat nur selten bleibende Eindrücke. Er genießt und vergißt. Mit Gegenständen ändern seine Gefühle. Er weint, aber lacht im nächsten Augenblick mit unsinniger Freude. Er hascht nach dem, was ihn anglänzt. Ihm scheint Alles Gemeingut. Er kennt kein Recht kennt keine Strafe, nur Rache und Furcht. Den Thieren verwandt, an Schärfe der äußern Sinne ihnen gleich, im Nachahmungstriebe sie übertreffend, beobachtet er sie mit furchtsamer Neugier. Er lernt von ihnen bauen, den Feind beschleichen, sich verstellen, wie sie, und ihre Spiele und Tänze nachäffen. — Wer gibt Rechenschaft über die Dauer der Zeiträume, in denen noch, mit dem Gedächtniß, die Geschichte der Menschheit fehlt? Wer erinnert sich der eigenen Tage, da er selber noch, als Säugling an einer Mutterbrust lag? Der Wilde liegt an der Mutterbrust der Natur.

Aber er erstarkt; er klimmt, als Knabe, zur andern Stufe der Gesittung hinauf. Er wird auf ihr ein Halbwilder. Sein Gedächtniß hat Festigkeit gewonnen. Es leitet ihn durch die unwegsamen Steppen und Urwälder; es verleiht ihm Macht, Erfahrungen und Schicksale der Alten, in Sagen und Sängen fortzupflanzen. Der Greis lehrt; der Starke gebietet; der Schwache gehorcht; das Weib ist Magd; der Besiegte Sklav. Im Hochgefühl roher Kraft wird dem Halbwilden Unerschrockenheit in Gefahr, Ausdauer in Noth, trotzige Verachtung des Schmerzes und

des Todes, die höchste Tugend. Dem Ungestüm seiner Begierde opfert er gleichgültig das Leben. Ebenso gleichgültig bringt er Menschenopfer und schmückt er die hinfällige Hütte mit Schädeln der Erschlagenen. Auch Schönheitssinn erwacht. Das Weib erhöht seinen Reiz mit kindischem Zierrath; der Mann tättowirt sich. Der Schrecklichste ist dem schwächern Geschlecht der Liebenswürdigste. Der Held herrscht oder der Stammvater der Familie; die Kriegergemeinde gibt das Gesetz. Wie heut noch Eskimo's in der Eiszone, Guaraxi's, Mbaza's und andere Horden in Tropenländern Amerika's, standen einst die Griechen der Urzeit, die Germanen des Tacitus, die Gälen Ossians.

Nur vor Einem erbebt der Trotz des Halbwilden; vor dem, den seine Faust nicht zwingen, sein Pfeil nicht erreichen kann. Es ist die unsichtbare Gewalt im Donner der Wolke, im Sturm, der den Wind bricht; die Gewalt, welche Sonnen und Monde ruft und verfinstert. Er ahnet einen großen Geist, er ahnet Gottheiten; er hört in Träumen ihre Stimme, sieht in Wundern und Zeichen ihren Wink.

Erfahrungen steigern die Urtheilskraft. Losgerissen endlich von der Vormundschaft der Instinkte, vertraut sich das jugendliche Geschlecht der Sterblichen seiner Selbstmacht. Es verläßt die Mutterhand der Natur und verliert sich mit irren Schritten in ein Labyrinth reizender Täuschungen. Der Knabe ist zum lebenstrunkenen Jüngling geworden; der Halbwilde zum Barbaren. Er betritt eine höhere Stufe der Himmelsleiter. Die Keime von Staat, Kunst und Religion, im Leben der Halbwilden schwächlich aufgesprossen, gewinnen unter barbarischen Völkern festere Formen. Aber die Einbildungskraft überwuchert noch den halbentwickelten Verstand und mehr noch die Vernunft. Maßlos in Liebe und Haß und in allen Begierden, schweift der Barbar, gereizt von ihnen, vom Aeußersten zum Aeußersten. Er kennt keine Mittel-

bahn. Nur Außerordentliches, Riesenhaftes, Uebermenschliches ist seiner Bewunderung werth. Da paaren sich Rohheit und Zartgefühl, Grausamkeit und Edelmuth, Freiheitsstolz und Knechtsgeist, Ueppigkeit und Weltentsagung. Der Barbarenstaat hat nur Leibeigene und Bevorrechtete; Erbadel und Priesterthum, despotische Göttersöhne oder die Gottheit selber auf dem Thron, von Altardienern umgeben. Im Wesen der Majestät wohnt ihm Uebernatürliches; die Religion wird entweder schwärmerische Andacht und Wundersucht, oder trockene Werkheiligkeit. Es fordert der Barbar dem Frieden prunkvolle Feste, glänzende Spiele, alle Wollüste des Lebens ab; dem Kriege hinwieder Riesenthaten und Abenteuer. Er vergöttert die Geliebte, kämpft und stirbt für den Ruhm ihrer Schönheit, und verwandelt sie in der Ehe zur Sklavin seiner hausherrlichen Hoheit.

Unter dem Walten der Fantasie und ihres Zaubers geht die kindliche Augenlust am bunten Glanz und rohem Pomp, am Wunderhaften und Gigantischen, allgemach zum edlern Geschmack über. Kein Lebensalter der Nationen ist der Entfaltung des Kunstsinnns gewogener, als das ihrer Barbarei. Tanz, Malerei, Baukunst, Bildnerei, Dichtung und Musik treten der Vollendung entgegen. Da steigt das Alterthum in Verklärung aus den Nebeln der Sagen; von dorther strahlt die goldene Zeit mit ihren Paradiesen, wo die Götter noch menschlich schwach, die Menschen göttlich groß auf Erden wandelten. Die Helden der Halbwilden sind dem Barbaren Heroen und Giganten geworden; und, mit abergläubiger Ehrfurcht, zollt er ihren Enkeln noch Huldigungen, als wäre vom Geblüt der Unsterblichen, Gottartiges in ihren Adern vererbt.

Aber es kommen die Jahre, da jene Unbändigkeit des Gefühls und der Einbildungskraft dem überlegener gewordenen Verstande weicht, das Brausen des Jünglings Bedachtsamkeit des Mannes wird und der Barbar zum H a l b b a r b a r e n heranreift.

Auf dieser höhern Staffel der Menschheit seh' ich große Nationen, umsichtiger und klüger dastehen; aber nicht edler, nicht weiser. Ehre, Gewalt und Gold sind noch die Hebel aller Unternehmung; Vernunftgesetz, Tugend und Religion werden Dienerinnen des schlau berechnenden Verstandes. Materielle Interessen ragen hoch über die Interessen des Geistes hinaus. Während die Kunst des Schönen welkt, treten Prachtstädte, Handelsstraßen, Flotten, stehende Kriegsheere, Hochschulen in Fülle hervor. Man beflügelt die Schiffe mit Dampf, und fliegt, von Gaswolken getragen, über das Reich des Adlers hinaus.

Der Halbbarbar gibt seiner Barbarei nur gefälligere Formen, und setzt an die Stelle schwärmerischer Fantasie den Kalkul der Selbstsucht, welche sich aber in Farben der Vaterlandliebe, Menschenliebe und Gottesliebe kleidet. Schulen und Kirchen, Schauspielhäuser und Rednerbühnen ertönen von Tugenden; aber man verlacht im Stillen den, der ihnen Rang, Vermögen und Lebensfreuden hinopfert, ohne stattlichen Ersatz. Ein Mensch ist zwar nicht mehr Leibeigener des andern, aber des Staates. Er wird mit dem Boden seines Landstriches verkauft, vertauscht und vererbt. Der Staat selbst ist kunstreich gebaut, aber ohne Einfalt; ein widerspruchvolles Flickwerk von Ueberbleibseln roher Vorzeit mit vernunftgemäßern Stiftungen; ein ritterthümlicher Burgstall mit modernen Anhängseln, worin Glauben, Aberglauben und Unglauben beisammenhausen.

Ich blicke zur höchsten Gesittungsstufe der Menschheit empor. Wie stehen doch so wenig droben! Sie winken den Tieferstehenden; ihr Ruf wird nicht verstanden; deswegen verhöhnt. In ihrer Höhe gilt der Mensch nach innerm Werth und dem, was er ist, nicht was er hat. Da führt ihn die Alleinherrschaft der heiligen Vernunft wieder zur Heiligkeit der längst von ihm verlassenen Natur zurück. Wohl seh' ich noch Reichthum und Armuth, aber

keinen Pöbel mehr, weder in Seiden- noch Zwilchgewand. Ich sehe noch Schwache und Starke, aber das Gesetz und das sittliche Gefühl über Alle. Selbst das Weib ist in der bürgerlichen Gesellschaft Genossin höhern Rechts geworden. Ich sehe noch Sünder und Strafen; aber die Strafe ist nicht mehr Rache oder allein Sicherheitsmaßregel für andere, sondern Verbesserungsmittel des Irrenden. Ich sehe -- — —

Ach, meine Himmelsleiter und alle Gesichte verschwanden plötzlich. Der Kapuziner läutete die Glocke des Wildkirchleins, murmelte ein Ave Maria und bot mir nebenbei, aus der buchsbaumenen Dose, eine Prise.

---

4. Zwingli's Hütte bei Wildhaus.

Sie ruht still am Gebirg, zwischen umzäumten Gärten, die dreihundertjährige Hütte von Holzstämmen*), ihr Dach mit Steinen beschwert, daß es die Stürme nicht entführen. Blumen vor den paar Fenstern verrathen das Gemach der Tochter vom Hause; drunten fünf zusammengereihte Fenster mit kleinen runden Schei-

*) Es mag vielleicht befremden, daß eine hölzerne Hütte ein Alter von 300 und mehr Jahren erreichen könne. Aber in der Schweiz ist es keine große Seltenheit, solche Wohnungen aus dem dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert zu sehen. Man erkennt aus dem Aeußern und Innern der Bauart das Zeitalter ihrer Errichtung. Vom ersten Holz freilich mag wenig daran vorhanden sein; aber wie ein Balken, eine Sparre, ein Brett verdorben ist, wird es frisch ergänzt. So erneuern und bewahren diese Hütten sich in der ursprünglichen Form und Art, wie der menschliche Leib, der die verdünstenden Stoffe immer wieder durch neue ersetzt, nicht ganz der ursprüngliche bleibt, und doch der Gestalt und den Zügen nach der nämliche ist.

ben, das Wohnzimmer der Familie, mit den Nebengemächern. Im Hintergrunde steigt ein Seitenarm des Säntisgebirgs, der wilde Schafberg, über 7000 Fuß hoch, zum Himmel. Am Berghang lagert sich das Dörflein Wildhaus, mit seinen beiden Kirchen für evangelisch-reformirte und katholische Christen.

Dies also die bescheidene Hütte, in welcher Huldreich Zwingli, der kirchliche Reformator der Schweiz, geboren ward (1. Jänner 1484), dessen Namen immerdar, neben Luthers Namen, in den Jahrbüchern der Menschheit geehrt bleiben wird. Dies also die Umgebungen, unter welchen in reiner Gebirgsluft, beinahe vierthalbtausend Fuß über dem Meeresspiegel, der Mann die Spiele und Träume seiner Kindheit genoß, der nachmals die Weltmonarchie des römischen Stuhls gewaltiger erschütterte, als es vor ihm Kaiser und Könige vermocht hatten.

Beim Anblick dieser Hütte und ihres vom Alter schwarzen Gebälkes drängen sich der Seele des Vorüberwandernden unwiderstehlich, mit den großen Erinnerungen, ernstere Betrachtungen auf. Der gewöhnlichste Gedanke pflegt zu sein: Wer hätte dem unbeachteten Knaben, dem Sohne eines Dorfammannes, sein großartiges Schicksal weissagen mögen, als er im zehnten Jahre das kleine Vaterhaus verließ, um in Basel die Schule zu besuchen? — Eine Frage, die auch bei allen berühmten und unberühmten Menschen wiederholt werden könnte. Eben so wenig ist es eines Erstaunens werth, daß Männer, welche wahrhaft groß und dauerhaft durch Jahrtausende auf das Loos der Menschheit einwirkten, selten oder nie Hochgeborne oder aus der Reihe der sogenannten Erdengötter waren, sondern von niedriger Herkunft. Denn der Erdengötter und Gewaltigen sind wenige; die größere Menschenmasse der Nationen besteht aus Leuten gemeinen Stammes und Vermögens. So sind nothwendig darunter auch der ausgezeichnetern Geister mehr vorhanden, als unter Wenigen. Aber was diese

Ausgezeichneten immerhin Herrliches leisteten, sie verrichteten es nicht einmal aus eigener Kraft. Sie waren nur Werkzeuge in der unsichtbaren Hand einer höhern Gewalt; waren geweckt durch Erfahrung und Schicksal; hingelenkt zum Ziel durch Lebensumstände, die sie kaum erkannten, und die unabhängig von ihnen erschienen; waren begünstigt in ihrem Werk von der Stimmung des Jahrhunderts, vom Zusammenschlagen aller Verhängnisse und Verhältnisse des Zeitalters. Zweifle doch Niemand, es leben Tausende und aber Tausende in dunkler Vergessenheit unter uns, mit reichern Schätzen des Geistes ausgestattet, als Cäsar und Napoleon, als Mahomed und Nanek, als Praxiteles und Rafael von Urbino, als Luther und Zwingli. Sie haben zu allen Zeiten gelebt. Aber Gott entzog ihnen das Jahrhundert und die Gelegenheit.

Hinwieder haben andere Männer durch einen einzelnen Gedanken ungeheure Weltveränderungen hervorgebracht, von denen sie selbst nichts geträumt hatten. Colombo wollte nur einen neuen Handelsweg nach Ostindien suchen, den nachher Vasco de Gama fand; er entdeckte statt dessen einen unbekannten Welttheil und verwandelte damit der europäischen Nationen Sitte, Lebensweise, Gesetzgebung, Handel und politische Verhältnisse und Interessen. — Guttenberg hatte in Mainz den Einfall, seines Nutzens willen, das einträgliche Gewerbe des Bücherabschreibens durch Abdrucken der Buchstaben zu erleichtern und zu vereinfachen; und er beflügelte den Gang der allgemeinen Zivilisation, machte die Weisheit des Alterthums nach Jahrtausenden zum Gemeingut der Völker, und lösete die Fesseln der Nationen, welche die Barbarei geschmiedet hatte. — Der Zufall zeigte einem Mönch, welcher Gold oder den Stein der Weisen suchte, die Kraft des entzündeten Salpeters, mit Kohlen- und Schwefelstaub verbunden; seine Entdeckung machte allem Vorrang und Heldenthum des Ritterwesens

ein Ende und schuf eine neue Kriegskunst. — Dem Sterblichen gehört seine That, dem göttlichen Verhängniß ihre Wirkung.

Die größten Revolutionen auf Erden, deren Schwingungen und Nachklänge von allen Weltaltern empfunden werden, sind nicht von irdischen Thronen, nicht vom Siegesschwert der Feldherren, nicht aus Schatzkammern der Großen hervorgegangen. Was ist von den Heldenzügen eines Alexander, Cäsar, Attila, Karl des Großen oder Napoleon übrig geblieben, als ein leeres Andenken? — Die meisten Schlachtfelder, die Namen der meisten Könige sind vergessen. Aber die großen Ideen eines Moses, Plato, Sokrates, die Worte Christi und seiner Jünger, und Luthers und Zwingli's, die Gedanken eines Aristoteles, Newton u. s. w. leben und wirken noch immer fort. Auf dem Erdball ist die Menschheit ein Geisterreich; ihr Wesen und Schaffen geistig; alles Irdische und Materielle nur ihr todtes Werkzeug. Tonnen Goldes, Thronen, Heere, Flotten, Altäre sind nur Mittel, vergänglich und ohne eigenen Werth, wie der irdische Menschenleib nur des Geistes angebornes Mittel ist. Länderfürsten empfangen auf einem geringen Erdfleck für einen Augenblick Vergötterung des Staubes. Geisterfürsten geben der Geisterwelt, welche den Stern des Erdballs bewohnt, Vergöttlichung; sie gebieten in ihr ewig.

Doch ich bemerke fast zu spät, daß ich in den Fehler der geschwätzigen Ciceronen verfalle, die, wenn sie den Beschauer zu Sehenswürdigkeiten führen, seine Freude mit langweiligem Wortkram verderben. Also zurück zur Hütte und zu Zwingli!

Der kirchliche Winkelried, welcher der Glaubensfreiheit die Gasse bahnte, begann sein kühnes Unternehmen im Jahr 1516 auf der Kanzel von Glarus; setzte es im Wallfahrtsort Einsiedeln bis zum Jahre 1519 fort, und vollendete es im großen Münster von Zürich. Luthers Eifer war erst durch Tetzels schamlose Ablaß-

krämerschaft gereizt worden; Zwingli lebte schon einige Jahre in voller Thätigkeit, ehe der Franziskaner Samson in die Schweiz trat, um für den römischen Hof mit Ablaßzetteln Geld einzuwechseln.

Große Geister stehen über ihrem Jahrhundert; kein Wunder, wenn dieses sie nicht begreift, sie lästert und ihnen den Dornenkranz aufs blutende Haupt drückt, welchen erst die Nachwelt zum Siegeskranz macht. Sie bedürfen für Leben und Kampf höhern Muth, als den gemeinen, soldatischen im Schlachtfeld. Ein solcher Geist, mit solchem Muth, war Zwingli's Geist, der sich mit den Meisterwerken des klassischen Alterthums genährt hatte. Selbst Luther begriff einen Mann, wie Zwingli, nicht, der auch in Lehren, Thaten und Tugenden der großen Griechen und Römer Offenbarungen Gottes erkannte, und sagte: „Beide Cato's, Camillus und Scipio wären nicht hocherhabne Menschen gewesen, hätten sie nicht Religiosität gehabt. Die Religion wurde nicht inner Palästina's Grenzen allein bewahrt; denn nicht Palästina hat jener himmlische Schöpfergeist allein geschaffen, allein geliebt, sondern das Weltall!"

In diesem erhabenen Sinne schrieb er jene schöne Stelle seines Schwanengesanges nieder, worin er sagte: „Dort (in der Ewigkeit) wirst du sehen, in einerlei Gesellschaft, alle Heiligen, Frommen, Weisen und Gerechten; den Erlöser und die Erlöseten; Adam, Habel, Henoch, Noah; Abraham, Isaak, Jakob, Juda, Mosen, Josua, Gedeon, Samuel, Elias, Elisäus, Esaias, die jungfräuliche Gottesmutter; David, Ezechiel, Johannes, den Täufer, Petrus, Paulus, Herkules, Theseus, Sokrates, Aristides, Antigonus, Numa, Camillus, die Catonen, Scipionen, und deine Vorfahren alle, die im Glauben sind verstorben!" — Luther gerieth beim Lesen dieser Stellen vor Zorn fast außer sich. — „Was," rief der wittenbergische Reformator: „was bedarf man weiter noch der Taufe, der Sakramente, Christi, des Evangelii, der Propheten

oder der heiligen Schrift, wenn solche gottlose Heiden, wie Sokrates und Aristides, ja der greuliche Numa, der zu Rom alle Abgötterei gestiftet durchs Teufels Offenbarung, und Scipio, der Epikuräer, selig und heilig sind mit den Patriarchen, Propheten und Aposteln im Himmel, so sie doch nichts von Gott, Schrift, Evangelium, Christo, Taufe, Sakrament oder christlichem Glauben gewußt haben? Was kann ein solcher Schreiber, Lehrer und Prediger anders vom christlichen Glauben halten, denn daß er sei allerlei Glauben gleich, und könne ein jeglicher in seinem Glauben selig werden, auch ein Abgöttischer und Epikuräer, wie Numa und Scipio?" *)

Zwingli war, bei aller Frömmigkeit seines Gemüths, ein liebenswürdiger Mann, wohlwollend, heiter und reich an witzigen Einfällen. Er war Dichter, zugleich Musiker und Komponist vierstimmiger Lieder. Er spielte besonders die Laute vorzüglich gut. Seine Gegner nannten ihn daher spottend den evangelischen Lautenschläger und Pfeifer. Dem Generalvikar Faber in Konstanz antwortete er: „Auf der Laute und Geige, auch andern Instrumenten, lernte ich etwas, das kömmt mir izt mächtig wohl, die Kinder zu schweigen." Bekanntlich war er verheirathet, Vater von zwei Söhnen und zwei Töchtern. Das heut noch in Zürich blühende Geschlecht der Zwingli's stammt indessen nicht von ihm, sondern von einem seiner Brüder in Wildhaus ab.

Mit seiner Gemahlin, Anna Reinhard, machte er in Zürich Bekanntschaft. Sie stammte aus altadelicher Familie, wohnte in der Nähe von Zwingli's Pfarrwohnung, und war schon Wittwe; aber auch noch im dreiunddreißigsten Jahr eine schöne Frau **).

---

*) Luthers letztes Bekenntniß von des Herrn Nachtmahl.

**) Der Oberkanzler Nikl. Arator in Schlesien, der im Jahr 1526 den „Herr Ulrich Zwingli mit seiner theuergeliebten Hausfrau" in Zürich

Wo irgend er in der Stadt predigte, war sie gewiß seine Zuhörerin, und saß sie, wie ihr neuester Biograph versichert, gewöhnlich in der ersten Reihe seiner Zuhörerinnen. Ungeachtet beide einander ihre Zuneigung gestanden, entschloß er sich doch erst vier oder fünf Jahre später zur Ehe. Priesterehe war damals noch ein Wagstück, obgleich ihm andere schon mit Beispiel vorangegangen waren. — Sein Haus stand allen Freunden gastfreundlich offen, deren nicht wenige nach Zürich kamen, den außerordentlichen Mann persönlich kennen zu lernen. So wenig ihn die Lästerungen, selbst Nachstellungen seiner fanatischen Feinde schreckten (man warf ihm Fenster ein, schoß auf ihn, verleumdete ihn in einer Menge von Flugschriften als den leibhaften Antichrist), eben so wenig erregte die öffentliche Bewunderung und der Ruhm, dessen er in Hütten und Palästen genoß, in seinem bescheidenen Selbstgefühl einigen Stolz.

Man hat noch Briefe von ihm, an seine Brüder in der väterlichen Hütte bei Wildhaus gerichtet. Diese Brüder trieben Landbau oder gingen zum Theil in ausländischen Kriegsdienst. Er sprach zu ihnen, als Bruder, als Gottgeweihter, als Republikaner „Nie ist's der Fall," sagt er zu ihnen, „daß ich nicht wüßte, wie es um Euch stehe; so fleißig ist mein Fragen nach Euch. Ich aber muß die Arbeit, zu der mich Gott berufen hat, vollführen, gehe mir's dann, wie Gott will; alles Besorgliche hab ich vorher bedacht. Ich bleib ewig Euer Bruder, wenn ihr Christi Brüder bleibt. — So oft ich vernehme, Ihr lebet von Eurer Hände Arbeit, wie Ihr hergekommen seid, so bin ich froh zu wissen, daß Ihr den Adel, von dem Ihr geboren seid, von Adam, wohl unterhaltet; und Eurer, die Ihr daheim die Wirthschaft treibt,

---

besuchte, nennt sie in der Beschreibung seiner Reise „ein eigentlich Engelsweib."

verseh ich mich aller Ehren und Gutes. — So oft ich aber vernehme, daß Eurer etliche um Geldes willen in Krieg gehn, so traure ich sehr, daß sie aus dem frommen Geschlechte der Bauren und Arbeiter verarten. Auch weiß ich wohl, was ich mich ihrer zu versehen habe, nämlich Jammer und Verdammniß ihrer Seele."

5. Das Kloster Disentis.

Stolz und großartig steigt am Abhang seines Hügels das älteste Kloster der rhätischen Hochalpen auf. Demüthig lagern sich zu seinen Füßen die niedern Hütten des Dörfleins Disentis, oder Mustär, wie es romanisch (von Monasterium) heißt. Ein kleiner Bach, Magriel, fließt am Dorfe vorüber, der Tiefe des schönen Thales zu, wo der Rhein sich zwischen jähen Ufern ein Bett eingewühlt hat. In den stillen Gefilden sieht man einzelne Heuställe mit ihren Reskanen oder Trocken-Leitern.

Ich erinnere mich kaum eines prachtvollern Schauspiels, als jenes Sommertages, da links und rechts vor mir bis zu den Firnen, die majestätischen Bergkolossen in Reih und Glied, gleich zwei Heeren, einander gegenüberstanden; droben aber, zwischen ihren Helmen von Eis und Fels, Sonnenstrahlen in neblichten Dünsten breite Lichtstreifen zum Thal niedergossen. Alles prangte in wunderbarer Verklärung. Es schien, als wären ätherische Glanzstraßen durch die Lüfte, von der Tiefe der Erdenwelt zum Himmel gezogen, nnd an die hohen Gebirge gelehnt. Wie winzig stellte sich in dieser Glorie der Natur, unter diesen Umgebungen, die alle das Gepräge der Unermeßlichkeit tragen, jener Mönchspalast hin! Nürnberger Tand; Schnitzwerk menschlicher Eitelkeit! Inmitten so erhabener Gebilde müssen selbst Aegyptens Pyramiden kleinlich verschwinden. Pharaonen-Werk ist nur in einer Wüste des Sandmeers groß. Weit harmonischer mit den riesigen Ge-

staltungen der Berge, mit diesen Streiflichtern und Abgründen, dünkten mich die armen, ländlichen Hütten im Thal und am Gebirg da zu liegen, wie Bilder menschlicher Demuth im Schooße göttlicher Größe und Macht.

An der Stelle der Benediktiner-Abtei Disentis befand sich vor Jahrhunderten nur eine Bethütte frommer Einsiedler. Alte Urkunden bezeichneten sie, als eine Zelle bei einer Höhle (**cella ubi spelunca est**). Abergläubige Gottesfurcht der folgenden Zeitalter, oder vielmehr Politik der Mönche, welche die andächtige Unwissenheit des Volks wohl auszubeuten verstand, verwandelte die Bethütte zum Palast, den Einsiedler zum fürstlichen Abt. Er spielte in den alten Fehden und Kriegen des Hochlandes eine Hauptrolle, wie nachmals in den blutigen Religionshändeln und bürgerlichen Unruhen der Bündner. Doch gewann das Kloster wenig dabei. Bei übler Haushaltung und unter allseitigen Feindseligkeiten, verarmte das Gotteshaus wieder. Es verkaufte die meisten seiner Rechtsame den Gemeinden. Mit den Reichthümern verlor der Abt Einfluß und Bedeutsamkeit.

Das jetzige Gebäude der Abtei ist erst im Laufe dieses Jahrhunderts neu aufgeführt worden, denn im Jahre 1799 war es durch blinde Rache des französischen Kriegsvolks den Flammen geopfert. Damals, wie bekannt, hatte sich Frankreich völkerrechtsmörderisch der ganzen Schweiz bemächtigt, welche, bei aller Tapferkeit ihres Volks, durch Unfähigkeit, Eifersucht und Zusammenhangslosigkeit ihrer kleinen, aristokratischen Regierungen, zerfallen in sich, und wehrlos, dalag.

Auch Graubünden war zu jener Zeit durch politische Parteien zerrissen. Eingeladen, sich mit der helvetischen Republik zu vereinigen, erklärte eine Partei dazu Geneigtheit, doch nur bedingt und daß kein französisches Heer den Bündner Boden betreten solle; die Gegenpartei hinwieder verwarf den Antrag und wollte den Frei-

staat unter Oesterreichs Schutz stellen. Die Letztere gewann Oberhand; aber ohne Vorwissen und Willen des souveränen Volks, der Hochgerichte und Gemeinden, wurden österreichische Truppen, unter Anführung des Generals Auffenberg, am 19. Oktober 1798, aus dem Vorarlberger Lande, durch den Engpaß des Luziensteiges, nach Bünden gezogen

Als, vier Monate später, Frankreich und Oesterreich den Krieg von neuem eröffneten, und Auffenbergs Truppen von den französischen Feldherren aus Bünden vertrieben wurden, besetzten diese das Hochland, vom Fuße des Gotthard und Crispalt bis zu den Grenzen Deutschlands.

Das Volk der rauhen Bergthäler sah mit Entsetzen und stolzem Grimm die kriegerischen Fremdlinge in seinen Hütten. Unbekannt mit deren Sprache, Sitte, Kriegskunst und Macht, schien es ein Leichtes, dieselben wieder zu vertreiben. Man gedachte nur der Tapferkeit und Freiheitsliebe der Altvordern. Todesfurcht kannte Keiner. Mühsam hielt man die Wuth der Bergbewohner zurück, bis von Seiten der österreichischen Heerhaufen ein allgemeiner Angriff gegen die Franzosen erfolgen würde.

St. Julien, Oberst des österreichischen Regiments Neugebauer, ließ endlich seine Vertrauten in Bünden benachrichtigen, der Angriff werde am 1. Mai 1799 gethan werden. Er selber leitete wirklich denselben am genannten Tage, von Balzers gegen den St. Luziensteig; wurde aber zurückgeschlagen. Zu spät vernahm man in den Winkeln des Gebirgs sein Unglück. Dort war schon zum Aufbruch, vom Lukmanier, Sirmadaun und Crispalt her, der Landsturm mit Ungeduld gerüstet.

In Ciamut, dem letzten und höchsten Dörflein des Tawetscherthals gegen Uri, trat zuerst die Mannschaft hervor, buntbewaffnet; Kreuz und Fahne voran. Wie ein Waldstrom riß sie, von Dorf zu Dorf, Alles mit sich, was eine Waffe führen konnte.

So gelangte sie nach Sedrun, dem Hauptort des wilden Hochthals, welches mit seinen Viehweiden, Flachsfeldern und kleinen Haber- und Gemüse-Aeckern noch fünftehalb tausend Fuß über dem Mittelmeer erhaben liegt.

Hier befand sich, als äußerster Posten auf dem Gebirg, ein französischer Offizier mit einer kleinen Abtheilung seiner Kompagnie. Die letztere lag, zwei Stunden davon entfernt, in Disentis. Er saß sorglos mit den Seinen am Mittagsmahl, als plötzlich das Haus umringt und er von der bewaffneten Menge aufgefordert ward, sich gefangen zu geben. Widerstand ward unmöglich und nicht versucht. Die übermannten Krieger gaben ihre Waffen ab und wurden gegen Disentis mitgeführt, wohin der lärmende Zug ging. Ihres Lebens ward geschont, indem man noch glücklich genug die Mordlust einzelner Männer von Rueras abwehrte, eines einsamen Dörfleins in der hohen Wilde des Gebirgs.

Als Nachmittags der Zug des Landsturms Disentis erreicht hatte, stand hier der französische Hauptmann schlagfertig. Die Unterhandlungen dauerten nicht lange. Einige Flintenschüsse und das furchtbare Gebrüll der Volkshaufen unterbrachen die Reden der Anführer. Von beiden Seiten wurden im Kampfe mehrere getödtet und verwundet. Unter dem Geheul der Sturmglocken sammelte sich von allen Bergen her des Volks immer mehr, bis die kleine französische Schaar, beim Anblick des unvermeidlichen Untergangs, allem Widerstand entsagte. Sie ward gefangen, entwaffnet und über Nacht im Rathhaus bewacht.

Andern Morgens sollten die wehrlosen Kriegsleute weiter geführt werden, in der Richtung des Landsturms gegen Chur. Kaum aber waren sie aus dem Rathhause hervorgetreten auf den freien Platz, erhob sich ein wildes Geschrei. Man wollte von keinem gegebenen Ehrenwort mehr und von keiner Schonung des Lebens hören. Die wilden, blutdürstigen Nachbarn des Lukmanier, baum-

starke Männer, groß, knochigt, von der Sonne braungebrannt, schwangen ihre Gewehre und Keulen. Ihrem Beispiel folgten die Tavetscher. In dem Getümmel erschienen einige der ehrwürdigsten Geistlichen des Klosters, und erhoben ihre Stimmen, die Rasenden an die heiligen Pflichten der Menschlichkeit zu mahnen. Der greise Dekan der Abtei selbst, Basilius Voith, begleitet vom Pater Domenico und dem Pfarrer von Sedrun, Vigilius Wenzein, schrie vergebens um Gnade. Die Priester warfen sich gegen die eindringenden, schon zum Theil vom Branntewein berauschten Bauern auf die Kniee nieder und erhoben flehend ihre Hände für das Leben der Gefangenen. Einige der Landleute fühlten sich durch die bittende Stellung der Geistlichen vorübergehend bewegt, und hießen dem Zug der Soldaten und des Volks, sich vorwärts bewegen; andere schwangen ihre Schwertklingen und Kolben selbst gegen die knienden Priester.

Kaum war die verworrene Menge der Tobenden, und in ihrer Mitte die französische Schaar, wenige Schritte außerhalb dem Dorfe gekommen, schienen einige der Soldaten, die seitwärts den Ihrigen gingen, Heil in der Flucht versuchen zu wollen, oder dieses Vorsatzes verdächtig zu sein. Plötzlich stieg entsetzliches Geschrei, vermischt mit Flintenschüssen zum Himmel. Alles stürzte mordsüchtig auf die Gefangenen ein. Sie wurden insgesammt erschossen, erschlagen, durchbohrt, zerschmettert, verstümmelt. Nachdem die blutigen Leichen ausgeplündert waren, setzten die berauschten Rotten ihren Weg gegen das Dorf Tavanosa fort, zur Pfarrei Danis gehörig, wo eine Brücke über den Rhein führt. Bei dieser Brücke sah man die Blutspuren und die Todten eines mörderischen Gefechtes, welches erst geliefert worden war. Hier hatte schon der Landsturm, welcher von den Bergen des Brigelser Thals und den Umgebungen des Glennerstroms dahergekommen war, eine Kompagnie französischer Grenadiers überrascht und um-

zingelt. Aber mit gefälltem Bajonet hatte sich diese unerschrockene kleine Schaar Bahn durch die wilden Schwärme gebrochen, und Schritt um Schritt kämpfend, ihren Rückzug gegen Chur fortgesetzt.

Dahin folgten ihr die vereinten Landstürme des Oberlandes, angewachsen zu Tausenden in ihrem weitern Zuge, wie Lauinen des Gebirgs. Dort aber fanden sie ihre Zerstörung. Einige Kompagnien französischen Fußvolks und Reiterei reichten hin, die zügel- und regellosen Banden in der Nähe von den Gärten der Hauptstadt und den Wiesen von Ems zu zersprengen. Es war kein Kampf; nur ein allgemeines Niedermetzeln der umherflüchtenden Bauern. Niemand hat die Menge der Todten nnd Verwundeten zählen mögen. Wochenlang nachher fand man noch in Bergen und Wäldern der Nachbarschaft die Leichname derer, die aus dem Blutbade dahin entronnen und verlassen gestorben waren.

Aber dies schien dem französischen Heer ein noch zu geringes Sühnopfer für die Schatten jener Unglücklichen, welche bei Disentis grausam ermordet worden waren. Schlachthaufen, von Rache brennend, zogen hinauf in das Gebirg des Oberlandes. Disentis wurde besetzt; das Dorf, die Abtei geplündert; Geld, Geldeswerth, Vieh geraubt; dann das Kloster angezündet und in Asche gelegt. Ein Theil des Dorfes loderte mit auf.

Als man dem französischen General Suchet, der zu Chur, im sogenannten alten Gebäu, Hauptquartier hielt, eines Tages diese Härte vorwarf, zeigte er, statt der Antwort, eine Menge durchstochener und blutiger Uniformen der Franzosen vor, die man beim Verfolgen der gesprengten Landstürme, in einer katholischen Kirche des Oberlandes gefunden hatte, und welche da, wie Meßgewände, zur Schau aufgehangen waren.

6. Die Kapelle von Trons.

In dem wildschönen graubünd'schen Hochthale, das der vordere Rhein durchströmt, ist Trons besonders namhaft. Vor dem Dorfe, im Schatten eines mehrhundertjährigen Ahornbaums ruht eine Kapelle, der heiligen Anna geweiht. Rings umher prangt die landschaftliche Natur in so mildem Liebreiz und so feierlicher Größe, wie in wenigen andern Schweizergegenden. Das Thal, welches sich in grünen Absätzen links und rechts zu den Bergen aufstufet, ist ein malerischer Wechsel von kleinen Gebüschen, Wiesen, Dörfern, Ruinen, verstreuten Hütten und einzelnen Hirsefeldern zwischen Kirschbäumen. Der junge Rhein schmiegt sich freundlich um den Fuß des Gebirgs, welches ihm kleine Bäche sendet, seinen Wasserschatz zu mehren. Die Gipfel der Alpen verschweben in den Lüften des Himmels; aber die Berghänge sind mit dunkeln Waldgruppen besprengt, zwischen welchen sich der hellgrüne Sammet der Wiesen ausdehnt. Nur durch die benachbarten Alpenhöhen strahlen aus hohen Fernen noch die Silberpyramiden der Gletscher hervor, oder aus dem erhabenen Hintergrund des weiten Gemäldes.

Und doch sind jene Kapelle und jener Ahorn dem Wanderer das Bedeutsamste. Hier ist das Grütli der Graubündner! Im Schatten des Ahorns, dessen alter Stamm nun hohl, dessen Zweige meistens verdorrt sind, schworen die Männer des grauen Bundes vor vierhundert Jahren den ersten Schwur des ewigen Bundes und der ewigen Freiheit. Heilige Sinnsprüche aus Gottes Worte, mit Goldschrift, in der Vorhalle der Kapelle, an der gestirnten Decke geschrieben, erinnern den Vorüberwandelnden daran: **In libertatem vocati estis. — Ubi Spiritus Domini, ibi Libertas. — In te speraverunt Patres. — Speraverunt et liberasti eos.** — (Wo der Geist des Herrn, da ist Freiheit. — Auf

dich hofften die Väter. — Sie hofften und du hast sie befreit.) Kann man das Wahre in erhabenerer Einfalt verkünden?

Man hat vom Ursprung der Schweizerfreiheit oft sehr irrige Vorstellungen. Viele bilden sich ein, wenn sie die Geschichten vom Wilhelm Tell, von den Männern im Grütli, oder den drei Urkantonen hören, diesen hätte das ganze Schweizerland die Freiheit zu danken.

Die Einwohner von Uri, Schwyz und Unterwalden waren längst schon vor Wilhelm Tell unabhängige, freie Leute, mit eigenen Verfassungen und Gesetzen gewesen. Sie gehörten nur zum allgemeinen Verband des damaligen deutschen Reichs und stellten ein uraltes Recht gegen rohe Gewaltthätigkeiten der ihnen gesetzten Reichsvögte wieder her. Sie dachten dabei durchaus nicht an die übrigen Gauen Helvetiens; wußten kaum viel von ihnen. Andere Landschaften, andere Städte, kauften sich einzeln und nach und nach von den Rechten ihrer Grafen und Herren los. Der größte Theil der schweizerischen Bevölkerung, blieb aber freiheitloses, dienstbares Volk dieser einzelnen Städte und kleinen gebietenden Landschaften; büßte wohl sogar noch durch die wachsende Macht der Städte von althergebrachten Rechtsamen ein. Der Zustand dauerte bis Ende des vorigen Jahrhunderts fort. Unterthanen Oesterreichs und Preußens waren von jeher weit freier und beneidenswürdiger, als Unterthanen oder „Angehörige" der herrschenden Schweizerstädte; wie denn überhaupt jede Aristokratie feindseliger gegen bürgerliche Freiheit des übrigen Volks ist, als eine Monarchie.

Wie in Uri, Schwyz und Unterwalden, entfesselten sich auch die übrigen demokratischen Kantone der Schweiz, um die Andern wenig bekümmert, nach und nach, von den Oberherrlichkeiten der Grafen, Freiherren und Aebte. So geschah auch in Bünden.

Hier nistete vor einem halben Jahrtausend, in dem weitläuf-

tigen Irrgarten der Gebirgsthäler eine Menge Baronen, Grafen und Edle, neben unabhängigen Gemeinden; alle durch einander, alle in ewigen Fehden. Der Bischof von Chur war der Mächtigste, der Reichste an Rechtsamen, der Papst des rhätischen Hochlandes. Unsicherheit Aller bewirkte endlich, durch Nothzwang, den Verein oder Bund sämmtlicher Herrschaften und Thäler, von den Gebirgen des Engadins und Domleschgs herab, bis Chur. Die Herren gelobten den Gemeinden, sie bei ihren hergebrachten Rechten zu ehren, und diese ihrerseits versprachen, die Oberherren nicht in den ihrigen zu kränken. So entstand dort der sogenannte Gotteshausbund der freien Thäler und Herrschaften, am Ende des vierzehnten Jahrhunderts. Er trug den Namen vom Gotteshaus Chur.

Erst später bildete sich wieder ein ähnliches Bündniß unter den Herrschaften und Gemeinden im sogenannten Oberlande, von den Quellen des Vorder-, Mittel- und Hinterrheins hinweg bis zum Zusammenfluß dieser Ströme bei Reichenau. Die Gotteshäuser Chur und Disentis hatten auch hier sehr ungöttliches Spiel getrieben; nicht minder die Grafen von Werdenberg, Sax, die Freiherren von Rhäzüns u. a. m. Das Volk duldete es nicht länger. Im Schamser-Thale hatte man schon angefangen, die Werdenberger Vögte zu erschlagen und ihre Burgen zu verbrennen. Entschlossene Männer des weiten Gebirgs versammelten sich endlich zu gemeinsamer Berathung nächtlicher Weile im Walde bei Truns. Glücklicherweise war der damalige Abt von Disentis, Peter von Pultinga, ein eben so kluger, als redlicher Mann. Er half mit Rath und Ansehen dem Volk. Boten aller Thäler gingen darauf an die Herrschaften im Lande, welche mit Furcht die unruhige Bewegung im Gebirg bemerkten. Man unterhandelte endlich; und in der Mitte des Märzmondes 1424 traten der Abt von Disentis, die Grafen von Werdenberg und Sax, die Freiherren

von Rhäzüns mit den Vorstehern und Aeltesten des Volks zu Trons unter dem Ahorn zusammen. Hier schworen sie ihren Bund ewigen Friedens, gegenseitigen Beistandes in der Noth und gegenseitiger Ehrfurcht für Eigenthum und Rechte, und Uebungen der Hohen und Niedern.

So entstand der obere Bund des rhätischen Landes, oder der graue (vielleicht Graven= oder Grafen=) Bund. Erst später fügte sich der übrige, gegen Schwaben und Tyrol gelegene Theil Hohenrhätiens in einen dritten, ähnlichen Bund zusammen, genannt der der Zehngerichte. Und erst im Jahr 1471 verbanden sich jene drei wieder zu einem einzigen, allgemeinen und ewigen Verein der drei Bünde im Hohenrhätien.

So formte sich, ohne Rücksicht auf die schweizerische Eidsgenossenschaft, eine zweite Eidsgenossenschaft im rhätischen Hochlande. Und weil damals jedes Dorf, jedes Thal, jede Herrschaft durch freiwilligen Eintritt in die Konföderation gar nichts anders beabsichtete, als nur eigene hergebrachte Freiheiten und Rechte für alle Zukunft sicher zu stellen, erstarrten in der ewigen Bundesform zuletzt alle jene Verhältnisse des gesellschaftlichen Zustandes, und blieben sie bis zu unsern Tagen, wie sie im fünfzehnten Jahrhundert beschaffen gewesen waren.

Aber von einer solchen Staaten=Ollapotrida ein klares Bild zur Schau zu geben, ist keine ganz leichte Aufgabe. Selbst der Schweizerbund, in den Zeiten seiner verworrensten Mengung von Kantonen, zugewandten Orten und gemeineidsgenössischen Vogteien oder unterthänigen Gebieten, hatte mehr Einfachheit.

Als Grundlage des ganzen politischen Labyrinths war wohl die Wahrheit: Ein Mensch ist von Natur, und vor Gott, soviel als der Andere, oder: vollkommene staatsbürgerliche Rechtsgleichheit. Adlich oder unadlich, arm oder reich, jeder gilt im Staat als Staatsbürger. Unterschied von Naturgaben und Glücksgütern, kann

nur Verschiedenheit in der Größe des Eigenthums und Wirkungskreises, aber keine Ungleichheit in den Rechten hervorbringen, die der Mensch, als Mensch und Staatsmitglied, hat. Talent, Einsicht, Vermögen, sind Privat-Eigenthum; der Staat ist Gemein-Eigenthum Aller.

Die erste Wirkung von diesem Grundsatz des einfachen Menschenverstandes ward die Freiheit jedes Einzelnen, seine Kräfte und Besitzungen nach eigenem Gutdünken zu gebrauchen, nur nicht zum Nachtheil des Nächsten, weil Jeder dasselbe Recht, wie der Andere, hat. Der Hausvater mit seiner Familie steht, auf eigener Scholle Landes, eigenmächtig, als Freiherr; hat keines Andern Befehlen zu gehorchen, als dessen, den er selber zum Vorsteher und Richter wählt und seiner Zeit wieder absetzen kann; er hat keine andern Gesetze zu erfüllen, keine Abgaben zu zahlen, als zu denen er selbst seine Stimme gab, oder welche den Beifall der Mehrheit seiner Mitbürger haben. Selbst den Lehrer der Schule, selbst den Pfarrer seines Orts zu wählen, oder des Amts zu entlassen, steht dem freien Mann, in Gemeinschaft der übrigen Ortsbürger, zu.

Mehrere, in patriarchalischer Selbstständigkeit lebende Familien des Landes, wohnen nun entweder in einem D o r f e, oder in zerstreuten Hütten der Thäler und Berge, als N a c h b a r s c h a f t, beisammen. Sie besitzen, noch von den Vätern her, viel ungetheiltes Gemeingut von Wiesen, Wäldern und Alpen, daran jeder Genoß der Gemeinde Interesse hat Alle Genossen sind Gesetzgeber in ihrem Gemeinwesen; Niemand sonst hat sich darin zu mischen. Sie ernennen ihre Vorsteher, Verwalter und Geschwornen oder „Girau's" und deren Haupt, welches sie Dorfmeister, Werkmeister oder (romanisch) Cuvig heißen. Selbstherrlich auf dem heimathlichen Gebiete schaltend, kann die Gemeinde mit hergebrachten Rechtsamen dem ganzen Bundesstaat widersprechen und widerstehen.

Oft bildet solch ein einzelnes Dorf, oder eine einzelne Thalschaft, oder Nachbarschaft, eine sogenannte Gemeinde, oder ein Gericht, das heißt, schon einen eigenen Freistaat. Oefter noch sind mehrere Ortschaften zu solchen verbunden. Dieser kleine Staat hält seine eigene Landsgemeinde; sendet seinen eigenen Abgeordneten, oder Stellvertreter zur Bundesversammlung ab, in allgemeinen Staatsangelegenheiten mit zu sprechen; besitzt seine eigene Regierung von mehrern Rathsherren, und mit einem Ammann oder „Mastrol" an der Spitze; eben so sein eigenes Civil-Gericht, von welchem, im Zehngerichtenbunde, nicht einmal Appellation an eine höhere Behörde stattfindet. Die Landsgemeinde ist der Souverän der kleinen Republik; jeder Bürger, der das vierzehnte oder sechszehnte Jahr zurückgelegt hat, ist stimmfähig. Sein Recht stammt aus der Pflicht, in Tagen des Kriegs, das Vaterland vertheidigen zu helfen. Der Knabe lernt da die öffentlichen Geschäfte kennen, welche so großen Einfluß auf die Verhältnisse jedes Hauses haben. Und wirklich pflanzt nichts tiefere Liebe des Vaterlandes, als diese Vertrautheit mit dem Leben desselben. Das Haus gehört zur Republik, und darum die Republik zum Hause.

Vier, fünf, oft weniger dieser Republiken, zu einem kleinen Bundesstaat verknüpft, heißen ein Hochgericht, ohne Zweifel vom Hoheitsrecht ihrer gemeinsamen richterlichen Behörde, nicht nur bei bürgerlichen Rechtshändeln, als erste Instanz, zu entscheiden (wie im Gotteshaus- und grauen Bund), sondern auch in Kriminalfällen über Leben, Ehre, Freiheit und Gut des strafbaren Bürgers, oder Fremdlings, Urtheil zu fällen. Das Hochgericht ist ein in sich abgeschlossener Staat; mit andern Hochgerichten des Bundes nur durch den ursprünglichen Bundesvertrag, oder Bundesbrief, im Zusammenhang; hat, unabhängig und von den übrigen verschieden, Verfassung, Gesetzgebung und Regierung

für sich. Das Haupt der Republik ist ein Landammann; der Souverän aber die Landsgemeinde von sämmtlichen Bürgern der Gemeinden. Der Landammann oder Landvogt, oder Podesta, ist der Repräsentant des Staats an Bundestagen; gewöhnlich Vorsteher der meisten obern Behörden, und zugleich Rathgeber, Friedensstifter, Vermittler in allen zwistigen Haushaltungen, die sich an ihn wenden wollen. Er ist also kein unwichtiger Mann; führt auch amtlich den vielsagenden Titel „Ihro Weisheit", ein Mittel, ihn beiläufig an das zu mahnen, was man von ihm erwartet.

Graubünden besteht noch gegenwärtig aus nicht weniger, als sechs und zwanzig solcher selbstherrlichen Freistaaten, die jedoch in allgemeinen Bundesgeschäften, wie in Angelegenheiten schweizerischer Eidsgenossenschaft, ungleiches Stimmenrecht besitzen. Manche haben nur eine, manche drei und vier Stimmen. Auch sind nicht Alle mit Allen wieder durch gleiches Band verknüpft; sondern sieben derselben, oder acht, oder eilf haben sich zu einem eigenen Bund zusammengeflochten. Jeder Bund hat wieder seinen besondern Bundestag mit besondern, grundgesetzlich bestimmten Befugnissen; ein eigenes Bundeshaupt, (im Gotteshausbund wird er Bundespräsident, im Oberbund Landrichter, im Zehngerichtenbund Bundeslandammann geheißen). Vormals stand jeder einzelne dieser Bünde nicht nur für sich in Verträgen mit auswärtigen Staaten, oder schweizerischen Kantonen, sondern konnte für sich selber Kriege anheben und Frieden schließen.

Erst im Jahr 1471 verbanden sich, auf einen Tag zu Vazerol, diese drei größern Bundesstaaten Rhätiens zu dem allgemeinen Staatsverein „gemeiner Bünde", doch mit Vorbehalt der eigentlichen Verfassungen, Ordnungen und Rechtsamen in allen Hochgerichten und Gemeinden. Ihr gemeinsamer Verband beruhte ungefähr auf denselben Grundsätzen, wie derjenige der

schweizerischen Eidsgenossenschaft gegen das Ausland, als Eins, zu stehen; innere Zerwürfnisse aber unter den Bünden friedlich zu schlichten. Aus den drei Bundeshäuptern ward die Gesammtregierung, aus den Boten der Hochgerichte und Gemeinden die Bundesversammlung des Gesammtstaates zusammengesetzt. Die Regierung saß aber nicht immer beisammen; zuweilen hielt sie, mit Zuzug einiger Deputirten aus jedem Bund, Kongresse. Die Bundesversammlungen wurden jährlich abwechselnd in einem der drei Bünde gehalten; in dringenden Fällen noch sogenannte Beitage; unter außerordentlichen Umständen auch sogenannte Standesversammlungen. Doch weder Bundestage, noch Bundes- und Standesversammlungen konnten vollmächtig aus sich über Staatsangelegenheiten entscheiden, oder Gesetze geben: das Ergebniß ihrer Berathungen mußte jedesmal dem Landesfürsten, das ist den Gemeinden und Hochgerichten zur Genehmigung oder Verwerfung vorgelegt werden. Die Mehrheit der Stimmen (das Mehren) entschied dann.

Dies vielverstrickte Flechtwerk einer Menge von kleinen, unter sich sehr verschiedenartigen Republiken, mußte, wie man sich leicht vorstellen kann, den Gang der öffentlichen Geschäfte nicht nur schwerfällig und schleppend, sondern auch hin und her schwankend machen. In blinder Vorliebe für persönliche und Ortsfreiheit, ward diese durch sich selbst auf den engen Raum einer Gemeinde beschränkt. Die Kraft des Gesammtstaates lag versplittert, und jedes dem Ganzen ersprießliche Unternehmen mußte am Interesse einzelner Personen und Gemeinden scheitern. Der Bündner war in Bünden selbst ein Fremder, sobald er in einer andern, als seiner heimathlichen Gemeinde, erschien. Die Regierung hatte weder Kräfte noch Mittel, wirksam zu sein. Ueber die weisesten Anträge der Bundesversammlungen entschied Eigennutz und Un-

wissenheit der Landsgemeinden, oder vielmehr das Interesse einflußreicher Volksführer.

Nichts befand sich daher immer in diesem politischen Wirrwarr behaglicher, als die Intrigue. Sie fand überall krumme Wege zu ihrem Ziel, und wenn ihr Spiel verunglückte, Schlupfwinkel zum gefahrlosen Rückzug. An Parteien und Faktionen der ehrgeizigen oder habsüchtigen Volksmänner fehlte es auch nie; besonders in jenen Zeiten, da Italien der Schauplatz ewiger Händel und Kriege zwischen Oesterreich, Spanien, Frankreich, Venedig und dem Papst, — Graubünden aber, wegen seiner Gebirgspässe, bestechlichen Beamten und tapfern Söldnerschaaren, ein Gegenstand von hoher Wichtigkeit für die nebenbuhlerischen Mächte war. Dies Unwesen, Jahrhunderte lang getrieben, vernichtete zuletzt nothwendig die politische Sittlichkeit der Gebirgsbewohner. Das Volk in den Gemeinden verkaufte die öffentlichen Aemter dem, der das Meiste dafür bot; und der Käufer entschädigte sich in seinem Amt wieder in den Unterthanen-Provinzen durch Erpressungen und Schlechtigkeiten aller Art, oder indem er sich dem Meistbietenden der auswärtigen Höfe, als Werkzeug, verkaufte.

Die Geschichte Graubündens ist, vom Anfang des sechszehnten bis Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts, eine fast ununterbrochene Kette von Parteikämpfen, Verschwörungen, Volksaufständen und bürgerlichen Unruhen. Es spielen darin eben so glänzende Tugenden, als furchtbare Verbrechen ihre Rolle. Eben darum scheuten sich viele Kantone der Schweiz, mit diesem Hochlande in engere Verbindung zu treten. Noch im Jahr 1701 baten die Bündner um festern Verein mit der Schweiz; aber diese lehnten es ab, und begnügten sich, sie als „zugewandten Ort" zu behalten.

Charakterisch ist das Doppelgemälde, welches in der Vorhalle

der St. Annenkapelle unter dem Ahorn von Trons, vom ersten Bundesschwur daselbst, und von der prunkvollen Erneuerung desselben im Jahr 1778, angebracht ist. Andere Zeiten, andere Sitten. Neben der Mannhaftigkeit und Einfalt der Altvordern die geckenhafte Ziererei und Verfranzöselung der Spätlinge.

Im ältern Bilde erblickt man mit zum Himmel erhobener Rechte, unter dem Ahorn, schwörend den Abt von Disentis im Ordenskleide; — den Grafen von Sar, mit weißem Barte, der zum Gürtel reicht, und rundgeschnittenem grauen Hauptaar; er stämmt sich, in edler, kräftiger Haltung, auf seinen Knotenstab; an der Hüfte links hängt sein treues Schlachtschwert, rechts sein Ränzel mit Lebensmitteln. Auf der andern Seite des Abts der Herr von Rhäzüns, schlicht und einfach wie der Graf. Bewaffnete Männer zeigen sich hinter diesen dreien. Damals trugen noch die Abgeordneten zum Bundestage ihren Mundvorrath in Ränzeln mit sich. Noch rinnt, ohnweit der Kapelle in der Wiese von Tavarosa, der Quell, an welchem sich die Bundesboten im Grase zu lagern pflegten, um ihr Mahl zu halten; und noch zeigt man, inmitten des grünen Rasens, den Fels, in dessen Spalte lange Nägel geschlagen sind, an welchen sie ihre Vorrathssäcke aufzuhängen pflegten.

Im neuern Bilde schwören zierliche Herren des vorigen Jahrhunderts, steif frisirt und gepudert; — alle in den besten Bratenröcken mit Manschetten, gestickten Westen, Uhrberlocken, kurzen Hosen, seidenen Strümpfen, ein Spazierstöckchen in der Hand.

---

7. Die Quellen des Innstroms.

Selten von neugierigen Reisenden besucht wird der hohe Gebirgspaß, der über die Maloya ins Thal vom Engadin führt.

Aber kaum findet sich ein Fleck dieses Erdbodens, der den Eindruck des Erhabenen mit solcher Gewalt in die Seele des Beschauers drängte. Man wandelt hier an den Grenzen der bewohnten Welt. Das Leben der Natur ist erloschen. Todte Eismassen decken ihr Grab. Rechts steigt eine silberbleiche Pyramide über das Gewölk empor. Es ist der 11,210 Schuh hohe Muretto. Links dehnt der Septimer die Zacken seines Felsenkammes zwischen großen Schneelagern aus einander. Dort nun, oberhalb der Maloya noch, zwischen den Trümmern verwitterter Serpentinfelsen und zerstörter Gletscher, erscheint ein dunkles, kleines, stilles Gewässer, Lago di Lugni genannt. Es ist ein Bergsee; klar und kalt; Urne eines Flußgottes. Der Innstrom oder Oen entspringt daraus. Ohnweit von hier sind auch die Quellen des Hinterrheins, in schauerlicher Gegend, die mit dem Namen des Paradieses geschmückt wird, vermuthlich des verlornen. Auch die Maira rinnt in der Nachbarschaft aus den Eisgewölben hervor.

Von hier macht der Inn seinen Lauf 70 Meilen weit, bis er, bei Passau, seinen Wasserschatz in die Donau stürzt. Dort rauscht er aus dem Gebirg, als großer Strom daher, genährt von hundert Gletschern, deren Sohn er ist. Neben ihm erscheint die Donau als geringer Seitenfluß. Sie hat, bis zur Vereinigung mit ihm, eine mindere Länge. Und doch raubt sie ihm dort den Namen, den er, bis zum Gestade des schwarzen Meers zu tragen, mehr verdiente, als sie den ihrigen. Wohl mancher Vergessene hat die große That vollbracht, mit deren Lorbeern bekränzt ein Dritter zur Nachwelt geht.

Um den Lugni-See waltet Todesstille. Dann und wann wird sie vom Wiederhall fernen Lauinen-Donners, oder von einem schneidenden Windzug gestört, der zwischen dem Geklüft der Felsen seufzt. Je höher man in die breiten Schneegefilde hinaufsteigt, die kein Sommer hinwegthut, je ernster wird das Gemüth dessen,

der hier allein noch in der unermeßlichen Einsamkeit zu athmen wagt. Man ist rings von den Schrecken einer ungeheuern Zerstörung belagert. Da scheint nie Leben gelächelt zu haben. Man steht auf den Ruinen einer Welt. Der stumme Tod hat da seinen ewigen Thron. Unter ihm breitet sich das weiße Leichentuch der Natur über Alles aus. Wo es der Sturm aber stellenweis zerrissen hat, liegt das Gerippe und schwarze Felsengebein des Erdballs entblößt. Die starren Gipfel, Firsten und Zinken des Gebirgs, welche in seltsamen Gebilden umherstehen, gleichen riesigen Grabmalen. Nirgends Bewegung über dem Weltleichnam. Nur eine fahle Wolke schleicht am Himmel und zieht über die Eiswüsten einen bläulichen Schatten nach.

Kein anderes Schauspiel erzeugt in solchem Maaße das Gefühl grauenvoller Erhabenheit; etwa noch das Weltmeer im Kriege mit dem Orkan. Dies spiegelt uns noch Leben, aber das Entsetzliche des Lebens, ab. Doch in den Einöden des ewigen Eises über den Wolken, wo kein Halm vom Felsen nickt, wo nichts laut ist, als der eigene Pulsschlag, wo im Anblick allgemeiner Vernichtung uns das Gefühl eigener Vernichtung überwältigt, da tritt uns der Weltentod in entsetzlicher Majestät entgegen.

Streift man aber die ersten Wirkungen der furchtsamen Einbildungskraft ab, und betrachtet das Reich der Gletscher mit dem Forscherblick eines de Saussure von Genf, eines Hugi von Solothurn, so offenbart sich die schöpferische Herrlichkeit Gottes auch inmitten der hocherhabenen Wildniß. Dem Scheintode der Natur entblüht ein anderes Leben. Dem Eise entsprossen unbekannte Pflanzen. Die Gletscher athmen. Die Firnen bewegen sich. Man steht in einer Welt neuer Wunder.

Jene leuchtenden Eishüllen der höchsten Alpengipfel heißen Firnen. Ihre Massen haben eine Dicke oft von mehrern hundert Schuh Tiefe. Ihr Schnee, von dem sie bedeckt liegen, ist

graupenartig, körnigt; die Körner sind erbsengroß, unzusammenhängend. Das abschmelzende Wasser derselben sickert durch die untern Körnerlagen und vermehrt das Firneneis drunten. Die Linie dieser Firnen beginnt erst in einer absoluten Höhe von 7000 bis 8000 Fuß.

Verschieden von den Firnen sind die Gletscher, die zwischen Bergschluchten (bis zu 3200 Schuh Meereshöhe) in die Thäler niedergehen können. Der auf ihnen ruhende Schnee ist leichter und lockerer, ohne Aehnlichkeit mit dem der Firnen; eben so ihr Eis. Es ist dies, zumal am Rande der Gletscher, ein Gefüge in einander greifender Krystalle. Sind diese durch den Herabsturz der Eisblöcke aus den Höhen, oder vom Sonnenstrahl etwas gelöst, fallen sie, unter dem Schlage des Hammers, wie zerbröckelndes Mauerwerk, von einander. Risse und Spalten des Gletschereises schimmern himmelblau und blaßgrün. Je mächtiger die Eismassen, je tiefer die Bläue derselben.

Der Sonnenstrahl des Sommers schmelzt die Oberfläche der Firnen und Gletscher nur leicht ab. Desto stärker wirkt die natürliche Wärme des Erdballs gegen die untere Seite der gewaltigen Eiskrusten. Da bilden sich weite, höhere und niedrige Eisgewölbe, bis sie von der Schwere ihrer eigenen Lasten zusammenbrechen. Das verkündet ein Donnergeräusch, welches dumpf durch das Gebirg dröhnt. Die zerrissenen Eismassen, von ihrem Gewicht gezogen, senken sich an den Halden abwärts nieder und kriechen gegen das Thalgelände vor. Dann zeigen sich an den Oberflächen jene langen, tiefen Querspalten und Eisschlünde, in welchen, wenn sie trügerischer Schnee verschleierte, schon mancher Gemsjäger sein unerwartetes Grab gefunden hat. So wandeln, im leisen und steten Wechsel, die Firnen von den unersteigbaren Höhen herunter; werden Gletscher der untern Regionen, und zerfließen und verdünsten im wärmern Luftkreis zwischen Blumen und Kräutern.

Wie viel alljährlich die Firnen der Höhe an Mächtigkeit zunehmen, so viel verliert in der Tiefe das abschmelzende Gletschergehänge.

Bekanntlich speien Flüsse und Seen die Leichname der Unglücklichen wieder aus, die in deren Wellen den Tod fanden. Eben so das Gletschereis. Es wirft jedesmal nach einigen Jahren die Gebeine der Menschen und Thiere, welche in seinen Rissen und Spalten verschwunden waren, wieder auf seiner Oberfläche an das Tageslicht. Doch nur das Knochenwerk und Gerippe; das Fleisch daran hat der Gletscher gänzlich verzehrt.

Noch eine andere Seltenheit. Todtes Laub, oder Insekten, welche ein Wirbelwind mit sich aus der bewohnten Welt emporgerissen und über den Schnee der Firnen und Gletscher verstreut hat, sinken allmälig darin unter. Aber wenn von den schroffen Wänden und Spitzen des verwitternden Gebirgs ungeheure Steinblöcke und Felsplatten auf eben diesen Schnee herabfallen, sinken sie nicht hinunter in ihm. Sie wehren nur den Sonnenstrahl ab, daß er, so weit sie reichen, den Schnee nicht schmelzen mag, während derselbe ringsum vergeht. So steigen dann wachsende Eissäulen, von breitem Gestein bedeckt, da und hier seltsam empor. Krystallene Thürme, 40 bis 80 Schuh hoch, von einem Felsen gekrönt, unterbrechen die Einförmigkeit der bleichen Ebenen, und stürzen wieder prasselnd zusammen, das Schauspiel der allgemeinen Zerstörung zu vergrößern.

Mancherlei andere außerordentliche Erscheinungen begegnen dem Wanderer in diesen erhabenen Wüsten, wo seine verwegene Kraft oft schnell in der dünnen, reinen Luft verlischt und er schon nach wenigen Schritten der Erholung bedarf; wo der vom Schneespiegel zurückgeworfene Sonnenstrahl sein Auge mit Blindheit schlagen, und die entblößte Haut seines Körpers in kurzer Zeit verbrennen kann; wo jeder Schall schnell erstirbt und ein Pistolenschuß kaum stärker, als das Knallen einer Peitsche vernommen wird.

Am räthselhaftesten ist das sogenannte Guxen in dieser wunderbaren Eiswelt. Zuweilen senken sich vom Himmel jählings die Wolken herab. Dann erhebt sich eben so plötzlich ein verworrenes Getöse. Ringsum wildes Gebrüll eines Sturms. Aber dieser hat keine bestimmte Richtung. Die Winde aller zweiunddreißig Weltgegenden scheinen wirbelnd und tobend in einem einzigen zusammenzukochen. Der Tag verfinstert sich. Man athmet dichten Schneestaub, der von Höhen und Tiefen herunter und hinaufgefegt wird. Das Rasen der Luft dauert einige Stunden. Dann Friede. Während aber die ganze Atmosphäre über dem Gletscher in diesem Aufruhr steht, waltet auf allen Seiten in der Nachbarschaft stilles Wetter. Niemand ahnet im ganzen Umkreise das Mindeste von dem furchtbaren, örtlichen Orkan.

In den Thälern und Ebenen der tiefen Schweiz kennt man dies Guxen der Gletscher-Regionen nicht, wohl aber eine Luftbegebenheit anderer Art, das sogenannte Wetterschießen. Es ist dies ein dumpfes, stoßweises Schallen in der Luft, wie von entfernten Kanonenschüssen. Oft glaubt man wirklich nur diese zu hören, wie aus einer Schlacht. Anfangs fallen deren in einer Minute lebhaft mehrere hinter einander; dann wiederholen sie sich seltener und seltener. Nie im Winter, sondern immer nur im hohen Sommer und Herbst vernimmt man dies Wetterschießen, und gewöhnlich Nachmittags oft bis nach Mitternacht, nie bei einem Gewitter, sondern immer nur bei heiterm Himmel. Jedesmal trübt sich nachdem die Luft und es erfolgt Regen.

Die Flora des ewigen Schnees ist freilich arm; doch bewegt sich auch hier noch das stille Leben der Kryptogamen. Flechten verbreiten ihre Farben über das Getrümmer des Urgebirgs. Da erscheint noch die Lycanora (miniata) und Sphäria (confluens); oder auch in den Felsenrissen eine Oxytropis, 10,000 Schuh

über dem Meeresspiegel, welche man bisher nur in Norwegen kannte.

Nicht selten sieht man weite Strecken des Firnenschnees rosenfarben glänzen; in andern Gegenden wieder im lichten Goldgelb. Lange glaubte man, er sei vom abgeflogenen Staube gewisser Steinflechten geröthet oder vergoldet. Erst Hugi von Solothurn, der kühne Erforscher der Eiswelt, entdeckte, daß das Rosenlicht vom blühenden Leben der Palmella nivalis ausgehe. Es ist dies ein gallertartiges Pflänzchen, welches etwa anderthalb Linien tief sich zwischen dem gekörnten Schnee der Firnen einsenkt, und oberhalb an der Luft sich gabelförmig in zwei zarte Fäden spaltet, die nur einem bewaffneten Auge sichtbar sind. Zuerst ist der Schnee davon nur mit mattem Karmin durchschimmert. Sind aber die Palmellen im höchsten Blüthestand, so glühen von ihnen die Firnen hochroth. Doch nur wenige Tage dauert die Farbenpracht. Dann vergeht Alles in einer trüben, schwärzlichen Auflösung.

Eine andere Art von solchen Mollusken des Eismeers scheinen diejenigen sonderbaren Gewächse zu sein, welche ebenfalls weite Räume des ewigen Eises vergolden. Es sind blasenartige Pflanzengebilde der Gletscher. Zuweilen liegen sie einen halben Zoll dick, den Tremellen ähnlich, aus dem Eise hervorgetrieben. Vergebens bemühte sich Hugi, sie näher zu untersuchen. Bei der leisesten Berührung zerfließen sie zu Wasser. Dann trübt sich ihr Hochgelb und nach wenigen Stunden findet man nur einen feinen, schwarzen Staub übrig.

---

8. Adam von Camogasco.

Das hohe grüne Engadin ist eines der schönsten Hochthäler der Schweiz. Mitten im Schoose von Alptriften, bei 6000 Schuh über dem Meere, trägt es zwischen seinen Arven- und Lerchen-

wäldern eine Menge freundlicher Dörfer, deren Bauart an Italiens Nachbarschaft mahnt. Es ist ein wunderliebliches Landschaftsgebilde, von den Firnen und Gletschern des Bernina, Maloya, Septimer, Julier, Albula, Scaletta, wie von einem ungeheuern Silberrahmen umfaßt. Der Inn fließt leise und durchsichtig, wie Luft durch die Thalebene. Im saftigen Grün der Wiesen heben sich fremde Blumen mit brennenden Farben hervor, Farben, wie sie nur der reine Himmel der Hochalpen oder der Tropenländer geben kann. Die Blumen des Klee's gleichen in Fülle und Pracht halb aufgeschlossenen Rosen. Die Cedern des Gebirgs reichen hinauf bis zum Saum des ewigen Schnees.

Die Bevölkerung ist dabei bildungsreicher, als man von ihrer Abgeschiedenheit in einem Hochthale erwarten sollte, wo ein achtmonatlicher Winter die drei übrigen, schönern Jahreszeiten in den engen Raum von 20 Wochen zusammendrängt; oder von einer Sprache erwarten sollte, die sonst in der Welt nirgends, als in diesem Thale gehört wird. Es ist die lateinische, ähnlich der, welche Livius, als das Latein im Munde des Volks, bezeichnet hat. Denn hier ist's, wo die Enkel der italienischen Flüchtlinge wohnen, die, sei es vor Hanibals Schaaren, aus Latium und Umbrien hergeflohen waren. Hier hatten sie sich wieder ein neues Ardea, (Ardez), ein neues Lavinium (Lavin), Tutium (Zutz), Scamptia, (Scamfs), Cernetium (Zernetz), Voetaneum (Fettan) u. s. w. erbaut.

Wenige Stunden unterhalb der Innquellen liegt am Fuße des Albula das Dörflein Madulein, von etwa 100 Seelen bewohnt. Eine hölzerne Brücke führt hier über den Bergstrom in die baumlose Thalebene. Links, neben den Hütten, blickt von dem Felshügel zwischen Gebüschen der viereckte Thurm und das verfallene Gemäuer der alten Burg Gardoval düster über das Thal hinweg. Ein Bischof, Volkhart von Chur, hatte das Schloß schon

in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts gebaut. Lange saßen darin Burgvögte des Gotteshauses, das obere Engadin zu richten und zu verwalten.

Es lebt noch eine Sage im Volk von der Zerstörung dieser Felsenburg. Der frühste Geschichtsschreiber seines Landes, Ulrich Campell, hat sie schon vor drittehalbhundert Jahren aufgezeichnet. Sie ist's werth, wieder erzählt zu werden; denn sie ist nicht minder schön, als die Geschichte des Römers Virginius, der die Ehre seiner Tochter vor der Gewalt eines wollüstigen Decemvirs zu retten, den Dolch in Virginiens Herz stieß.

Gegenüber von Gardovall wohnte das schönste Mädchen des Thals, in Camogasco. Dies Dorf liegt 400 Schritte von Madulein, am jenseitigen Gebirg, im Schatten seiner Arvenwälder. Das Mädchen war dem ganzen Dorfe lieb; denn es war mehr, als nur schön; auch gut und fromm und wußte nichts von seiner Schönheit. Es blühte stillverborgen in der Hütte seines Vaters Adamo, eines hochgeachteten Landmanns, der auf dem Erbgut seiner Altvordern unabhängig saß, und immer da der Erste war, wo Hülfe in der Noth, Rath in Verlegenheit, Herzhaftigkeit in Gefahren verlangt wurde. Daß die Augen aller jungen Engadiner mit stummer Zärtlichkeit an seiner Tochter hingen, fand er sehr natürlich; denn er liebte diese Tochter nicht weniger, als Alle. Kaum in das Alter der Jungfräulichkeit eingegangen, wußte sie in ihrem kindlich-reinen Gemüthe von keiner andern Liebe, als der Liebe des Vaters.

Da trat ein böser Geist ins Paradies der Hütte. Es war der Edelherr vom Schlosse, der Burgvogt des Gotteshauses, ein gewaltiger Mann, den Weibern gefährlich. Wenn er befahl, galt kein Widerspruch. Wen er haßte, konnt' er verderben, durch Zins und Steuer, oder Richterspruch, oder willkürliches Einkerkern.

Schon mancher Mann hatte ihm die junge Gattin, als Magd, aufs Schloß zuführen müssen.

Die Lieblichkeit der Camogaskerin erfüllte ihn mit dem Wahnsinn einer Leidenschaft, wie er sie nie vorher gekannt. Aber wenn er ihr nahte, wagte er nicht mehr, was er sonst wohl gewagt. Wenn sie in der Engelshoheit ihrer Unschuld vor ihm stand, war es, als durchdränge sein ganzes Wesen das Wesen ihrer Heiligkeit. Aber lange ertrug er's nicht so. Was er selber nicht den Muth hatte auszusprechen, ließ er durch Andere verrichten. Er sandte seine Knechte gen Camogasco, die Tochter Adamo's zu ihm auf Gardovall zu bringen; dort woll' er ihr, wie einer Fürstin dienen.

Adamo vernahm die Botschaft mit Entsetzen. Aber er verbarg sein Inneres. Er bat um Frist bis zum folgenden Morgen; er müsse das Kind vorbereiten auf sein Glück; er wolle die Tochter selber dem Kastellan zuführen. Die Diener des Thalgebieters brachten ihrem Herrn die Verheißung des Vaters. Dieser aber war die ganze Nacht mit Werken anderer Art beschäftigt.

In heller Morgenfrühe schritt Adamo, festlich gekleidet, durchs Thal gen Madulein; neben ihm, geschmückt wie eine Braut, die schöne Tochter, das zitternde Schlachtopfer; ein Gefolge von Freunden, allesammt in Feierkleidern, trat ihnen paarweis nach. So erstieg der Zug den Schloßberg.

Der Burgvogt hatte die Kommenden schon von ferne gesehen. Er eilte ihnen ungeduldig aus den Pforten des Schlosses entgegen. Kaum erwiederte sein gewaltherrlicher Stolz den ehrerbietigen Gruß der Männer. Er trat zu der bebenden Jungfrau, die leichenblaß am Arm des Vaters hielt, umfaßte sie und nahte mit den Lippen ihrer keuschen Wange. Da glühte der Vater auf. Er schwang den Dolch; er bohrte ihn in die Brust des Tyrannen,

dem nicht Gottes Gesetz, nicht des Menschen ewiges Recht heilig galt. Das war das Zeichen der Landeserlösung. Die Männer seines Gefolges zuckten das Schwert und stürzten in die Thore des furchtbaren Hauses hinein. Andere, die rings im Dickicht der Gebüsche verborgen lauerten, sprangen hervor. Knechte und Söldner des Burgherrn wurden erschlagen. Flammen stiegen über die Zinnen von Gardovall auf.

Seit jenem Tage ward das Land unter den Innquellen vom Druck der Zwingherren frei. Es kaufte sich um 900 Gulden im Jahre 1494 von den Hoheitsrechten des Gotteshauses Chur los.

Fast aus der gleichen Zeit wird eine ähnliche Tellengeschichte von dem rhätischen Geschichtsschreiber erzählt. Sie trug sich in dem stillheitern Schamserthale zu, aus dessen Hintergrunde sich, über senkrechter Felsenwand, die Ruine der Bärenburg kaum bemerkbar zeigt. Sie steht noch da als Denkmal wüster Barbarei des Mittelalters. Ihr einstiger Bewohner, der ritterliche Despot des Thales, ließ seine Rosse keck in Wiesen und Haberfeldern des Volkes weiden. Zwei derselben erschlug im Zorn ein Landmann Johannes Chaldar, die er auf seinem Acker gefunden hatte. Dafür mußt' er im Burgverlies seufzen, bis er von den Seinigen, mit schweren Summen, zurückgekauft werden konnte. Eines Tages, da der verarmte Mann, mit Weib und Kindern sein dürftiges Mittagsmahl genoß, trat der Herr von Fardün und Bärenburg gebieterisch zur Hütte ein. Die gastfreundliche Einladung, an diesem bescheidenen Mahl Theil nehmen zu wollen, erwiederte der übermüthige Schloßherr damit, daß er stolz in den Brei spie. Aber Chaldar fuhr empört auf, umkrallte Hals und Nacken des frechen Gebieters, stieß dessen Kopf in das besudelte Gericht und erwürgte ihn mit den Worten: „Nun friß den Brei, den du gewürzt hast!“ — Das Volk vernahm die That; brach auf, sie zu vollenden; erstürmte die hohe Bärenburg und ließ sie

in Feuer aufgehen. Seitdem weht über den modernden Trümmern auch hier das Panier der Freiheit.

---

9. Die italienische Schweiz.

Es läßt sich nicht bald eine anmuthigere Ueberraschung denken, als die dem Reisenden zu Theil wird, wenn er von flinken Bergrossen gezogen in einer Tagereise über den Bernhardin oder den St. Gotthardspaß fliegt und sich nun auf einmal in Italiens prächtige Vorhalle versetzt findet. Hier an den Ufern des Ticino ist es, wo der Norden mit erhabener Wildheit und Kraftfrische, die in lindern Lüften und strahlendern Farben aufgehende Schönheit des Südens wie ein rauher Krieger die holdeste Braut umarmt. Von allen schweizerischen Gauen ist es keiner, der durch das Zauberspiel der Gegensätze eine so große Mannigfaltigkeit landschaftlicher Reize und des sie überblühenden Pflanzenreichthums hervorbrächte, als dieser „ennetbirgische" (transalpinische). Aber noch weit mehr ist der Mensch mit seinem Thun und Gehaben auf dieser Uebergangsstufe aus der deutschen in die welsche Welt der Beobachtung würdig. Hier findet man noch in abgelegenen Gebirgswinkeln unvergangene Bräuche und Sitten uralter Zeiten; und in Sitte und Sprache seltsame Nachklänge des gallischen Urstammes, wie der Etrusken und Griechen. Dennoch ist keiner der Kantone, selbst Graubünden kaum, weniger in seinem Innern besucht und gekannt, als der Tessin. Hier wären noch Entdeckungsreisen zu machen! Manche Gegenden des Landes sind sogar den Tessinern wenig bekannt, wie das fünf bis acht Stunden lange Thal Lusernone (oder Onsernone), welches sich, drittehalb Wegstunden von Locarno, zwischen nackten Felswänden ins Gebirg hinaufzieht und eine Bevölkerung von drittehalb Tausend Seelen

zählt. Wie überall in der Schweiz, muß man auch im Tessin nicht den großen Landstraßen nachgehen, um die seltsamen Herkömmlichkeiten des Volks, das Eigenthümliche seiner Bauarten, häuslichen Einrichtungen, ererbten Begriffe und Vorurtheile, den Einfluß des Klima's, oder die Verschiedenheit der Landestrachten zu beobachten. Noch gelten Moden der Vorwelt beim weiblichen Geschlecht fast unverändert in den Thälern von Isone und Colla, von Marobbia und in der Riviera. Noch bedecken die Mädchen und Frauen in Valmaggia, beim Kirchgang an Festtagen, ihr Haupt nonnenhaft mit einem weißen, aber durch Bänder und Spitzen verzierten Tuche. Am anmuthigsten stellen sich neben diesen mittelalterlichen Trachten, die schönen Verzaskerinnen dar, in ihren saubern, weiten, langen Schürzen, die ihre schlanken Gestalten, wie ein Obergewand, umhüllen. Freilich kommen sie ihren Nachbarinnen, den reizenden Flobinen aus dem piemontesischen Mastalonethal, weder an Grazie noch im geschmackvollen Kostüme, gleich. Denn diese, in körperlicher Schönheit und romantischer Bekleidung, scheinen eher den bewunderten Neugriechinnen der ägeischen Inselgruppe, als den Bewohnerinnen eines rauhen Alpenthals, zuzugehören.

Die Baukunst in den höhern Gegenden des Landes scheint noch aus den ersten Zeiten ihrer Erfindung zu stammen. Den niedrigen, engen Hütten, welche nur auf Schutz gegen den Frost halbjähriger Winter und gegen ungeheure Lasten des Schnees berechnet sind, zum Theil von Tannenstämmen zusammengezimmert, zum Theil von Kieselsteinen gemauert, gleichen schlechten Viehställen; hingegen die Viehställe oft bewohnbaren Häusern. Die enge, unreinliche Wohnstube, durch Fenster, theils von altersblindem Glase, theils von Papier, matt erleuchtet, wird noch mehr durch eindringende Rauchwolken und berußete Wände verdunkelt. Denn die Küche, vom Feuer des Herdes erleuchtet, ist ohne Rauchfang und

Schornstein. „Kein deutsches Schweizerschwein," sagte Bonstetten im J. 1797, „würde in einige dieser Menschenwohnungen gehen." Nicht so zartfühlend ist das Schwein des Tessiners, welches gern zuweilen nachbarlich in die Stube seiner Herrschaft einkehrt. Indessen dringt allmälig die Zivilisation auch tiefer in die bewohnbaren Bergschluchten dieser Hochgegenden, wo ehemals die Nahrung der Menschen fast elender, als ihre Behausung war. Wenigstens versichert uns der neueste Beschreiber des Tessin, Stefano Franscini, Staatsschreiber zu Lugano (seit 1848 Mitglied des eidsgenössischen Bundesrathes), wenn auch der Bauer und Handwerksmann im Kanton noch weit davon entfernt sei, wie Heinrich IV. seinen Unterthanen wünschte, jeden Festtag ein Huhn in seinem Topfe zu haben, doch selbst im Valmaggia die tägliche Mahlzeit von „Panau" nicht mehr in Uebung sei. Dies Gericht, eines der einfachsten von der Welt, bestand aus Mehl, welches man in bloßem Quellwasser, oder auch in Molkenwasser, umgerührt hatte.

Daß sich in so ganz von der übrigen Welt abgeschiedenen Ortschaften des Gebirgs die wunderlichsten Uebungen der Vorzeit, die oft den Gebräuchen der Halbwilden in den amerikanischen Wäldern, oder denen der schalkhaften Eskimo's nicht ganz unähnlich sehen, dauerhaft bewahrt haben, läßt sich leicht denken. Aber wer kennt sie alle? — Ich will einige bezeichnen.

Hoch im Gebirg der Leventina liegt das Pfarrdorf Sobrio. Hier ist's keine Kleinigkeit für den Jüngling, an seinem Hochzeitstage die junge Braut zum Altar zu führen. Er muß sie aus ihrem Vaterhause dazu abholen, und begibt sich an der Spitze seiner Verwandten und Freunde dahin. Aber er findet, statt freundlichen Willkommens, verschlossene Thüren und höhnende Gesichter am Fensterlein. Lange pocht und bittet er vergebens um Einlaß, bis man sich endlich bequemt, nach seinem Verlangen zu fragen und wer er eigentlich sei? Die Frager thun fremd und verwundert

über seine Person und seine Forderung; wissen von keiner Hochzeit, von keiner Braut. Nach vielen Neckereien und gegenseitigen Erklärungen, verspricht man ihm endlich, im Hause eine liebenswürdige Schöne zu suchen, wie er sie geschildert. Bald öffnet sich auch wirklich die Pforte. Der Bräutigam fliegt der Geliebten entgegen; aber es ist die unrechte; ein steinaltes, verschrumpftes Großmütterlein! — Unter Gelächter und Lärmen fängt der Wortwechsel, das Bitten des Einen, die Weigerung der Hausgenossenschaft von neuem an, bis sich diese noch einmal bewegen läßt, dem ungeduldigen Liebhaber die Braut zu suchen, wie er sie näher bezeichnet hat. Sie selbst tritt ihm aus der Thür entgegen. Es ist ein kleines, buckligtes, altes Ding, welches mehr Runzeln im Gesicht, als Haare auf dem Kopf trägt. So wird der Getäuschte mehrmals betrogen; oft, wenn es an wirklichen, dazu gemietheten Herengestalten im Dorfe fehlt, thun's große Strohpuppen in Weiberkleidern, bis man ihm den Eintritt ins Haus gestattet, die verborgene Schöne selbst aufzusuchen, welche sich von ihm sehr gern finden läßt. Dann zieht die Schaar, vergrößert durch die Verwandten der Braut, zum Hochaltar mit feierlichem Gepränge.

Nicht selten geht es bei Beerdigungen fast eben so lustig in verschiedenen Ortschaften zu, wenn, was auch in manchen Gegenden der deutschen Schweiz noch üblich ist, die Verwandten des Verstorbenen nach vollbrachtem Leichenbegängniß, ins Trauerhaus zum Todtenschmaus zurückkehren, und bei vollen Bechern den tiefen Schmerz und Gram um den Verlornen zu mildern bemüht sind. Im Livinerthal wird häufig dem Todten, so lang er im Sarge liegt, Wache (viglà) von Freiwilligen gehalten, meistens von andächtigen jungen Burschen und Mädchen, welche Rosenkranz und andere Gebete stundenlang hersagen. In den zur Erholung nothwendigen Pausen aber müssen reichliche Spenden von Wein und Branntwein die Inbrunst der frommen Jugend erfrischen. Die

ehemals fast allgemeine Uebung, die Leichname offen, mit unverhülltem Gesicht, zum Grabe zu tragen, vermindert sich immer mehr. Leichenbegängnisse sind, auch für den ärmsten Tessiner, mit Ausnahme des Bettlers, ziemlich kostbar. In der Riviera wird selbst die Stimme der hochwürdigen Geistlichkeit dabei, je nach dem stärkern oder schwächern Ton in Absingung der üblichen Litaneien, taxmäßig, theurer und wohlfeiler bezahlt. Am wenigsten kostet halblautes, hastiges Hermurmeln der Gebete; mehr das förmliche Singen; am meisten das laute, feierliche Intoniren (das bis cantare) des Gesangs.

Längs den großen Hauptstraßen des Landes werden dergleichen Ueberbleibsel alten Wesens und Unwesens nur noch selten, und in den Städten fast gar nicht, wahrgenommen. Sogar das alterthümliche Städtchen Bellinzona (oder Bellenz) mit seinen fünfzehnhundert Einwohnern, weicht täglich mehr dem sanften Zwange des Zeitgeistes, und läßt, während es sich im Innern verschönert, jene hohe lange Mauer mit den drei Felsenburgen verfallen, durch welche, von einer Bergwand zur andern, im Mittelalter der Eingang Italiens den kriegerischen Nachbarn im Norden versperrt wurde. Aber diese dicken, verwitternden Gemäuer und festen Schlösser links und rechts, geben dem Engthal zwischen hohen, steilen Bergen ein malerisches, ritterthümliches Ansehen. Italienische Geschichtsklitterer suchen hier jene caninischen Felder, auf welchen Constantius gegen Germanien und den brigantinischen See zog; eine Behauptung, welche ihnen durch rhätische Geschichtsforscher, zu Ehren der Ebenen von Chur, streitig gemacht wird. Andere wollen sogar, mir unbekannt durch welche Offenbarung, wissen, daß schon Julius Cäsar hier einen gewaltigen dreieckten Thurm aufgeführt habe.

Liebhabern neuern Baugeschmacks mag der Anblick der prächtigen Brücke alla Torretta, ohnweit des alten Thurms, mehr Genuß gewähren. Eine frühere Brücke war schon im Jahre 1515

von einer ungeheuern Ueberschwemmung fortgerissen worden; im Jahre 1815 ward endlich die neue durch die Regierung des Kantons im Bau vollendet. Auf zehn weiten Bögen behauener Granitquadern schwingt sich das Werk 714 Schuhe lang über den Strom des Tessin, welchen sonst benachbarte Gemeinden, wollten sie gen Bellinzona, oft nicht ohne Gefahr, in elenden Nachen überschiffen mußten.

Jenes altersgraue Mauerwerk, welches über den Hügeln, mit seinen zahnförmigen Absätzen und bemoosten Burgen, wie ein Invalide in verblichener Uniform und mit unbrauchbarem Gewehr, Schiltwacht hält; dann daneben dieser stolze Brückenbau, der, zum öffentlichen Nutzen, die Verzierung der Landschaft fügt, bilden vollkommen den Gegensatz alter und neuer Zeit. Aber derselbe, oft schneidende Gegensatz, wird fast überall in der Schweiz, besonders in ehemals unterthänigen Gebieten, und vielleicht nirgends auffallender, als im Kanton Tessin erblickt. Dieser, erst seit der Revolution selbstständig gewordene, Staat gleicht übrigens in seiner ganzen Haltung noch keinem Freigebornen, sondern nur einem Freigelassenen, der von den verlornen Ketten der Leibeigenschaft die Narben und Wundenmaale an seinen Gliedern zeigt, und Schmutz und Gewohnheit der Knechtstage vergebens mit dem Prachtmantel bedeckt. Neben dem Aufstreben zu höherer Bildung ziemlich allgemeine Unwissenheit; neben dem Freiheitsstolz im Hause demüthige Kriecherei draußen; neben Vaterlandsphrasen gemeiner Orts- und Familien-Egoismus; neben der Fruchtbarkeit des Bodens unter italienischem Himmel die Nachlässigkeit der Armuth. Wer in den Städten ein Vermögen von 50,000 bis 60,000 Franken besitzt, gilt als reicher Mann; auf dem Lande verhelfen schon 20,000 bis 36,000 Franken zu solchem Titel. Dürftige Haushaltungen miethen für ihren Bedarf die nöthigen Ziegen, Schaafe oder Kühe für einige Jahre und zahlen dem Eigenthümer wucherischen Zins dafür. Handwerke werden nur wenige getrieben, sondern Frem-

den überlassen; dagegen wandern jährlich 10,000 bis 12,000 Arbeiter nach Italien, Deutschland und Frankreich, als Maurer, Gypser, Kaminfeger, Chokoladefabrikanten, Lastträger, Kastanienbrater (**marronaj**) Ziegelbrenner u. s. w. aus. Was sie in der Fremde gewinnen und mit den schwersten Entbehrungen ersparen, geht des Winters wieder im heimathlichen Wohlleben drauf.

So wandelt auf einem fruchtbaren Boden, zwischen Alpen und Kastanienwäldern, zwischen Weingärten und Aeckern, die zahlreich doppelte Ernten gewähren, ein im Allgemeinen dürftiges Volk. Seine Armuth ist Folge eigner Unbeholfenheit, und diese die Frucht ehemaliger elender Gesetzgebungen und der Bevogtung durch Kantonsregierungen, deren Unterthanen die Bewohner des Tessin beinahe 300 Jahre lang waren. Drei Jahrhunderte lang ward nichts Wesentliches für Bildung und Wohlstand eines Landes gethan, welches nur vorhanden zu sein schien, einzelne Familien in Herrscherkantonen zu bereichern. Die hieher gesandten Statthalter oder Landvögte, und Kommissarien, die ihre Stellen gewöhnlich, besonders in den Urkantonen, um baares Geld gekauft hatten, verhandelten hier wieder untergeordnete Aemter und Stellen, Ehre, Freiheit, Recht und Gut der Unterthanen um baares Geld; machten Gesetze und Ordnungen, um desto mehr Straffällige zu bekommen; ertheilten Straflosigkeit um Geld, und um Geld verderbliche Monopolien und Privilegien; zettelten Prozesse an und schlichteten sie so spät, als möglich, nach Willkür. Um eine Vorstellung von der Raubgier und Verworfenheit der meisten Beamten zu erhalten, genügt es, den gültigsten aller Zeugen, den edeln Karl von Bonstetten, anzuhören, der selber hier einer der letzten Syndicatoren war, und die Schmach eidsgenössischer Verwaltung dieser Unterthanenlande aufdeckte*). In der einzigen Landvogtei

*) In seinen neuen Schriften, 3. und 4. Theil. Kopenhagen 1800.

Locarno, und bei ihrer Bevölkerung von 17,000 Seelen, fand er im Durchschnitt jährlich 1000 Prozesse im Gange, und darunter vier= bis fünfhundert Kriminalfälle. Welches zivilisirte Land hat ähnliche Beispiele aufzuweisen?*)

Nachwirkungen dieser traurigen Zustände sind noch heutiges Tages die leidenschaftliche Streit= und Prozeßsucht der Gemeinden gegen Gemeinden, der Familien gegen Familien. Zahllose Haushaltungen sind dadurch schon zu Grunde gerichtet worden, und die Einkünfte vieler Gemeinden gehen zum Theil für Bezahlung von Advokaten, Reisegeldern und Deputationen auf. Es sind wenig Thalschaften oder Dörfer, in welchen nicht Advokaten wohnen, oder Leute, die deren Geschäft treiben**). So ist's kein Wunder, wenn die Tessiner selber gestehen, daß Neid aller unter einander und Zwietracht das moralische Erbübel ihres Volks sei.

Nicht wenig auch befördert der kirchliche Glaube und Aberglaube, und die Menge der Feiertage, Geistlichen und Klöster die öffentliche Armuth. Der Kanton mit seinen 230 Pfarreien (durchschnittlich also je für 474 Seelen eine besondere), 12 Mannsklöstern (mit 119 Mönchen) und 9 Weiberklöstern (mit 165 Nonnen), besitzt Anstalten zur Pflege der Andacht im Ueberfluß, ungerechnet die vielen Einsiedeleien auf Bergen, deren Bewohner von Almosen der Frommen leben. Die Klöster besitzen im Allgemeinen

*) Seit Befreiung des Kantons aus der Knechtschaft der Eidsgenossenschaft hat eben dieser Bezirk Locarno, der jetzt 20,000 Seelen zählt, kaum noch 160 gerichtlich anhängig gemachte Klagen wegen Vergehungen gegen Personen und Eigenthum.

**) Im Jahr 1833 zählte man in dem kleinen Lande 182 Advokaten und Notare. Bonstetten fand allein im Städtlein Locarno, zu seiner Zeit, 33 Advokaten ansäßig und nebenbei 37 Wirths= und Schenkhäuser. Treffliche Mittel den Volkswohlstand zu befördern!

beträchtliches Eigenthum, das größtentheils in liegenden Gütern besteht. Minder freigebig ausgestattet sind die 520 Weltgeistlichen des Landes; aber Taufen, Hochzeiten, Begräbnisse, Messen, Prozessionen, Beschwörungssegen, oder besondere dreitägige Andachten der Gemeinden, um Regen oder trockenes Wetter vom Himmel zu erbitten, tragen um so reichlicher ein. Die Religion kostet den Tessinern viel. Auch 200 bis 250 sogenannter Brüderschaften wären hier wohl noch mit anzurechnen, die alle ihre eigenen Vorrechte, Auflagen, Einkünfte und Andachtspflichten haben.

Besseres ist allein von größerer Volksbildung zu erwarten. Allein dazu findet sich, aus sehr natürlichen Gründen, die Geistlichkeit schlecht geneigt, Hand zu bieten. Und wer kann es ihr, bei dem ihr eingeschärften blinden Gehorsam gegen den heil. Vater zu Rom, verargen, da Gregor XVI. in seinem bekannten Hirtenbrief an sämmtliche Patriarchen, Erzbischöfe und Bischöfe der katholischen Welt, gegen die für die Kirche so gefährlichen Fortschritte der Völker in wissenschaftlicher Bildung geeifert hat? — Erst im Jahr 1831, also dem achtundzwanzigsten seiner Unabhängigkeit, gab der gesetzgebende Rath des Kantons ein Gesetz über Einrichtung des gesammten Schulwesens. Das Gesetz ist nicht übel, und paragraphenreich genug, aber leider nicht vollzogen, sondern vergessen. Eine Bildungsanstalt für Schullehrer ist nicht vorhanden; die wenigsten Gemeinden haben einen Schulfond. Viele nicht einmal eigene Schulhäuser; nicht einmal eigene Schulstuben, sondern man spricht dafür Platz im Hause des Pfarrers, oder Kaplans an. Die Lehrerbesoldung in den Dörfern übersteigt selten 30 bis 40 fl. jährlich. Gemeinnützige Privatleute versuchten da und hier, selbst mit Opfern aus ihrem Vermögen, bessern Unterricht der Volksjugend zu bewirken; sie wurden verspottet, verleumdet und verdächtigt. Schon im Jahr 1826 versuchte man in einigen Schulen wenigstens den gegenseitigen Unterricht einzuführen; aber der Bischof von

Como, wie die Chorherren von Lugano und Locarno, schlugen sogleich Lärmen dagegen, wegen Gefahr der Religion. So unterblieb es.

Besser, als für die große Masse der Volksjugend, ist für den Unterricht der Kinder wohlhabender Familien in Klöstern, Seminarien und Kollegien Sorge getragen. Aber es herrscht darin mönchhafter Geist. Wäre dieses Volk von Tessin, was es sein sollte, was es durch höhere Zivilisation werden könnte, dann wahrlich wüßte ich kaum ein Ländchen Europa's, das von der Vorsehung gütiger ausgestattet seines Glückes so froh werden könnte, wie dieses. Die Gelände, zumal im Umkreis der Seen, sind paradiesisch. Ich kann mich des Vergnügens nicht erwehren, einige Bilder aus jenen Landschaften zu zeichnen, in denen ich einst bei meinem Aufenthalte in der italienischen Schweiz so oft mich lustwandelnd erging.

An den Seebusen des schönen Cerisio geschmiegt, in anmuthiger Nachlässigkeit, ruht Lugano, das schönste Städtchen des Landes, mit ganz italienischer Physiognomie. Erblickt man es zuerst vom See her, vom Halbmond seiner duftigen Hügel umkränzt; die Küste mit Dörfern malerisch bestreut, und mit Landhäusern und Gärten, wo Mandel- und Olivenbäume, Pfirsich- und Zitronenbäume ihr mannigfaltiges Grün vermengen, und Weinlauben längs den Ufern ihre üppigen Zweige über dem stillen Wellenspiel ranken lassen, während westwärts, gleich einem erloschenen Vulkan, der San Salvatore den Gipfel seiner Pyramide zu den Wolken streckt, — man möchte mit Bertoletti glauben, das niedlichste Kleinbild von Neapel zu finden. Die Stadt selbst, mit nur fünf und einem halben hundert Gebäuden und fünf und einem halben tausend Bewohnern, sechs Klöstern, mehrern Kirchen, Palästen und öffentlichen Plätzen, trägt, bei der Mäßigkeit ihres Umfanges, das Gepräge einer gewissen großartigen Behaglichkeit. Auch pfle-

gen sich gern hier reiche Fremdlinge während der Sommermonde anzusiedeln, um die Naturpracht der Umgebungen in ihrer ganzen Fülle zu genießen. Der Irrgarten dieser Thäler wetteifert im Wechsel der Reize mit dem See, welcher acht Stunden lang im großen Zickzack umherschweift, um bald einer einsiedlerischen Hütte im Schatten des Kastanienwaldes, bald einer prächtigen Villa, bald finstern Felsenmassen, bald freundlichen Dorfschaften zwischen Weinlauben und Maisfeldern, bald andern Uferbildern, den Spiegel vorzuhalten. Die Nähe der borromäischen Inseln, die Nähe des Comersees in seiner wollüstigen Schwermuth, der lombardischen Ebenen und Mailands, sind, neben der Luganesen gefälligem und geselligem Treiben, allerdings lockend genug, bei ihnen zu verweilen.

Fast hätt' ich unter den nachbarlichen Schönheiten das kleine Paradies von Mendrisio vergessen, einem Flecken mit anderthalbtausend Einwohnern. Jeder Fußsteg führt da zwischen den weichen Umrissen der Hügel zu Landschaftsgebilden, welche an Lieblichkeit der Formen und Farben, an Fruchtbarkeit des Bodens und üppiger Vegetation, Alles übertreffen, was diese Gegenden darbieten können. Sie umringen, wie ein Blumengarten, den erhabenen Rigi der südlichen Schweiz, den Monte Generoso, welchen die Anwohner auch Gionnero und Galvaggione heißen. Er, 5670 Fuß über dem Meerspiegel mit seinem Gipfel erhaben (also 120 Fuß höher, denn der Rigi am Waldstättersee), gewährt über die Südseite der Alpenkette und ihre strahlenden Firnen, wie über die Umgegenden von Como und Mailand, durch die lombardischen Gefilde unermeßliche Fernsichten. Fast zu seinen Füßen schimmern rings um die Seen von Lugano, Como, Varese und der Lago maggiore. In ungezählter Menge ruhen Städte, Flecken und Dörfer ausgestreut auf dem grünen Teppich der italienischen Ebenen, die, neben und hinter ihm nordwärts sanft auf-

schwellen, wie ein ungeheurer, im Winde wallender Schleier, dessen ferner Saum zuletzt himmelwärts flattert, und, mit seinen zerrissenen Kanten und silbernen Fransen, Gebirgsspitzen und Gletschergefunkel bildet. — Der Weg zum Gionnero hinauf ist überall leicht, gefahrlos und mit einer Mannigfaltigkeit des Pflanzenreichthums bekleidet, wie ihn kein anderer Schweizerberg darbietet. Während drunten die ellenlange Traube Palästina's reift und der Feigenbaum wild zwischen dem Gestein mit seinem breiten Laube hervorquillt, begegnet man in den Kastanienwäldern aufsteigend, höher in den Buchen-, dann in den Tannenwäldern, endlich in den hohen Alpenwiesen, Kräuter in Fülle, die in der übrigen Schweiz selten, oder nirgends erblickt werden; droben die zarte Alpencrepis, die wermuth- und reinfarnblätterige Achillee, das dreilappige Lasernkraut neben dem blendenden Blau der kleinen Gentianen und den fröhlichen Rhododendern. Hieher wallfahrten vor Allen die italienischen Botaniker.

Ich zweifle nicht, der prächtige Gionnero würde binnen wenigen Jahren die Eifersucht des Rigi erregen, wenn die Tessinesen jene Aufmerksamkeit und gewerblustige Berechnungskunst der deutschen Schweizer besäßen, die für Schirm, Bequemlichkeit und gesellige Freuden der Lustreisenden, selbst rauhere und höhere Berge mit wirthlichen Gebäuden versehen. An Merkwürdigkeiten und Seltsamkeiten der Natur und Kunst ist die nächste Umgebung des Gionnero überreich. Ich dürfte nur das sich an ihm hinaufziehende Alpenthal Val Mara, oder Muggiothal nennen, dessen blumenreiche Abgründe keinen andern Thalboden, als die Wellen eines kleinen Baches, haben, von dem sich die Berghalden sogleich links und rechts, wie ein aufgeschlagenes Buch, aus einander legen. Tiefer abwärts in diesem Thal sah man im Dorfe Monte, vor wenigen Jahren noch, neben dem ärmlichen Pfarrhause, einen jener gigantischen Bäume, dergleichen auf dem Aetna

einer berühmt ward, weil in dessen Schatten hundert Reiter Raum fänden. Der Nußbaum von Monte weicht dem Kastanienbaum des Aetna nicht an Majestät. Seine Zweige breiten sich über einen halben Morgen Landes aus. Eine Viertelstunde von da abwärts liegt das Dörflein Bruzella; merkwürdig durch seine treppenförmige Lage am Berge, und daß, auf dem geschlängelten Wege an der steilen Halde des Gebirgs, es eine volle Stunde Zeit kostet, jene Viertelstunde bis Monte zurückzulegen.

10. Die Gotthards-Straße.

Die beste Lehrerin und Erzieherin der Völker ist zuletzt immer die Noth. Ohne sie würde der Mensch ein unbeholfenes Halbthier bleiben. Sie weckt den Geist zum Gedanken.

Vorzeiten war die Gotthardsstraße der berühmteste und bequemste Alpenübergang zur Verbindung des Nordens mit Italien und dem Mittelmeer. Jährlich wandelten über 16,000 Reisende darüber her und hin, Kaufleute, Wallfahrer, Naturforscher, Soldaten, Abenteurer, Staatsmänner, Arbeiter, die in andern Ländern Erwerb suchten, Postboten u. s. w. Jährlich führten bei 9000 Pferde gegen 20,000 Ballen, Fässer, Kisten u. s. w. mit Waaren herüber und hinüber. Der Staat Uri bezog im Durchschnitt von seinen drei Zollstätten jährlich 20,000 Gulden.

Als aber Napoleon die prachtvolle fahrbare Straße über den Simplon (in den Jahren 1802 bis 1806) durch Wallis in Piemont einerseits, Franz II. die eben so bewundernswürdige fahrbare Kunststraße von Bormio über den hohen Stelvio (seit 1822) anderseits, zur Verbindung Tyrols und der Lombardei gebaut hatte; als Graubünden und Sardinien darauf die nähere Fahrstraße, zum Verkehr Deutschlands mit dem Mittelmeer, über den Bernhardin anlegten, verlor sich das Leben des Gotthard-

passes. Denn auf dem übel gepflasterten Wege desselben, nur 10 bis 14 Schuh breit, konnte kein Wagen gehen. Die Waaren, in Fässern und Ballen verpackt, wurden von Pferden getragen, denen, mit hölzernen Sätteln bedeckt, man sie auf beiden Seiten anhing. Ein Pferd trug aber nicht mehr, als 3 Zentner; diese Last hieß ein Saum. Davon nannte man die Pferde „Saumrosse"; ihre Eigenthümer, die deren gewöhnlich 5 — 12 hielten, „Säumer."

Indem der Waarenverkehr über die Alpen links und rechts andere Richtungen nahm, verlor ein großer Theil der Bevölkerung, d. i. eine Menge von Arbeitern, Wirthen, Schiffern, Säumern, Handwerkern und Landwirthen, die Mittel ihrer Erhaltung. Ja, manche Ortschaften und Dörfer, die, fast ohne Land, in den hohen, engen Felsenschlünden des Gebirgs sich angenistet hatten, und ohne den starken Waarendurchgang nie ihr Dasein empfangen haben würden, sahen sich in Gefahr, es wieder mit ihm zu verlieren. So blieb keine Rettung, als es eben den nebenbuhlerischen Nachbarn gleich zu thun, und vereint mit dem Kanton Tessin, den Gotthard fahrbar zu machen. Gegenwärtig ist er es; die Straße überall 20 Fuß breit, mit nicht stärkerm Fall als von 5 Schuh auf hundert. Sieben große und vier kleinere Brücken führen über die Abgründe mit sichern, kühnen Wölbungen.

Die erste der Brücken schwingt sich in zwei Bogen beim Dörflein Amstäg, am Fuß der hohen Windgelle über die Reuß, wo sich der wilde Kerstelenbach des Maderaner-Thals in den Strom vom Gotthard stürzt. Der Blick durch die erhabenen, steinernen Bogen, thalabwärts, gewährt ein wunderbar liebliches Bild der Landschaft; in der Nähe die hölzernen Häuser des Dörfchens, deren es kaum viele über 30 zählt; rechts die beinahe 3000 Fuß hohe Windgelle; links die neue Fahrstraße über den Gotthard.

Vormals, noch vor dem Jahre 1821, that hier eine offene, hölzerne Brücke Genüge, welche im Jahr 1799 Zeuge eines blutigen Treffens zwischen Franzosen und Oesterreichern gewesen war, die um den Besitz derselben stritten. Ich sah, wenige Tage nach dem Kampfe, die Brücke noch mit dem Blute der gefallenen Krieger befleckt, als ich auf ihr mich mit dem General Loison erging. Dieser französische Feldherr erzählte mir damals Einzelnheiten von dem Treffen an dieser Brücke und wodurch es veranlaßt worden war, die mir wunderlich genug schienen.

Die Generale Lecourbe und Gudin waren nämlich, bald nach der Schlacht bei Zürich und Massena's Sieg über Korsakow, beauftragt, die Höhen des Gotthard zu erobern und zu besetzen. Gudin zog zu dem Ende mit seiner Division über die Grimsel und Furka; Loison über das hohe Mayenthal, am Fuß der Gletscher gelegen, wo er aus einer alterthümlichen Schanze die darin stehenden Oesterreicher, nach wenigen Flintenschüssen, vertrieb. Bei Wasen, einem ärmlichen Dorf an der Gotthardsstraße, stieß er zum General Lecourbe. Wie er mit diesem, an der Spitze der Truppen, bergauf ritt, meldeten Eilboten des Vortrabs: eine große feindliche Heermacht rücke vom Urserenthal herab ihnen entgegen und bedecke mit seinen Bataillonen nicht nur den offenen Weg, sondern alle kaum gangbaren Klippen am andern Ufer des Reußstromes. Beide Generale lachten. Sie wußten von keiner Armee auf dem Gotthard, oder von wannen eine solche kommen könnte? Aber neue Boten bestätigten die Nachricht der ersten, ohne sagen zu können, welcher europäischen Macht die feindlichen Schaaren angehören möchten. Es entspann sich bald das Gefecht. Man erkannte, es seien Russen, mit denen man zu schaffen habe. Es war Suwarow, der, von Italien her, in die Schweiz dringen wollte. Während die Franzosen von der Uebermacht des Gegners langsam gegen Wasen zurückgedrängt wurden,

meldeten andere Boten, die in größter Eil von Amstäg heraufgesprengt waren, daß General Rosenberg mit zahlreichen Schlachthaufen von Oesterreichern, aus Bünden ins Maderanerthal eingerückt sei, und den Franzosen den Rückweg vom Gotthard zu versperren drohe. Nun war keine Zeit zu verlieren. Während Loison durch Widerstand das schnellere Vorrücken Suwarows bis nach Wasen so lang, als ihm möglich war, hemmte, eilte Lecourbe mit seiner Division nach Amstäg hinab.

Hier fand er das Dorf und die Brücke schon von der starken Vorhut der Oesterreicher besetzt, und seinen Heimweg in die sichern Schanzen von Seedorf, am Ufer des Vierwaldstätter Sees, abgeschnitten. Jeder versäumte Augenblick führte ihm die österreichische Hauptmacht vom Maderanerthal näher. Hinter ihm drohte Suwarow in wenigen Stunden zu erscheinen. Lecourbe sah sich von überlegenen Streitkräften eingeschlossen, und keinen Ausweg, als über die Brücke. Er ließ durch seine Grenadiere mit gefälltem Bajonet stürmen. Flinten= und Kanonenfeuer warf diese Tapfern zurück. Er gebot den Angriff zum andern und zum dritten Mal, mit eben so schlechtem Erfolg. Die Soldaten wurden unentschlossen, wankten, zögerten, ungeachtet des wiederholten Befehls zum Sturm. Da riß Lecourbe, nach einigen derben Flüchen, einem der Grenadiere das Gewehr weg und stürzte sich allein gegen die Brücke. Die Grenadiere sahen es, erhoben voll Unwillens über ihn ein furchtbares Geschrei, rannten ihm nach, erstürmten die Brücke und trieben die Oesterreicher zurück. Am schlimmsten fast lief es für Lecourbe ab. Seine Grenadiere, durch ihn beschämt, über ihn erbost, hatten ihn noch zeitig auf der Brücke ereilt und fluchend hinter sich geworfen. Mann um Mann stieß ihn nun weiter zurück, so unsanft als möglich. Es gab Kolbenstöße, Rippenstöße, Faustschläge unterwegs. Der General selbst erzählte lachend von den blauen Flecken, die er davon wochenlang am Leibe ge=

tragen. Aber er gelangte durch Amstäg, und, immer der letzte Mann auf dem Rückwege, glücklich wieder in die Verschanzungen von Seedorf.

Loison, mit wenigen Bataillonen seinem Schicksale überlassen, vertheidigte sich indessen verzweiflungsvoll Schritt um Schritt bis Wasen. Die schmale Bergstraße zwischen Felsen und Abgründen ward von Blut und Leichnamen bedeckt. Von Wasen stieg er die steile Berghalde zur Mayenschanze wieder hinauf, von wannen er gekommen war, und sah mit seinen Soldaten, ohne einen Schuß zu thun, ohne weiter vom Feind beunruhigt zu werden, den langen, fast endlosen Zug des russischen Heers durch das zu seinen Füßen liegende Dorf. Erst als dieser vollendet war, stieg er abermals hinab nach Wasen, schlug sich mit einzelnen nachrückenden Haufen der Russen und gelangte ins Urserenthal.

Der fernere Heerzug Suwarows, durch die höchsten Alpen der Schweiz, gehört zu den verzweiflungsvollsten und tollkühnsten Wagstücken, welche die ältere und neuere Kriegsgeschichte kennt. Man muß jene engen, furchtbaren Wege neben schwindlichten Abgründen, jene schroffen Felspfade und Berggrathe, jene ewigen Schneefelder mit eigenen Augen gesehen haben, welche die russischen Schlachthaufen durchklettern mußten, immer vom mörderischen Feuer der französischen Brigaden verfolgt und vom Hunger in den unwirthlichen Einöden gequält; man muß diese Wildnisse gesehen haben, um eine lebendige Vorstellung vom Loose der 22,000 Russen zu erhalten, welche unter Suwarows Anführung zwanzig Tage lang das Hochgebirg kämpfend durchwanderten, abwechselnd Sieger und Flüchtlinge, immer elend.

Die Begebenheit ist so außerordentlich, ihr Ausgang so schauderhaft und folgenreich gewesen, daß sie Wenigen unbekannt sein kann. Da Suwarows Unglück erst eigentlich in den Gebirgen

von Glarus wahrhaft begann und sich darin vollendete, verzeiht man's vielleicht gern, wenn ich hier einiges Minderbekannte darüber mittheile, wovon ich zum Theil selber Zeuge war, oder wie ich es aus dem Munde französischer Feldherren und schweizerischer Beamten vernahm.

Suwarow kam mit seinem ermüdeten und ausgehungerten Heer nach Altorf. Er wußte noch nicht von der für Korsakow unglücklichen Schlacht bei Zürich. Indem er durch die Straßen des Hauptfleckens, an der Spitze seiner Tapfern, im Hemd und eine Knute in der Hand, daherritt, ließ er sich in der Geschwindigkeit vom Ortspfarrer, der unter den Zuschauern stand, mit vieler Devotion den Segen ertheilen. Die Truppen fanden in dem armen, verödeten Lande kaum hinlängliche Lebensmittel. Man hatte fast alles Vieh in die Berge geflüchtet. Selbst Lederabfall und Leim bei den Gerbern, Unschlitt, Kerzen und Lampenöl wurden gierig verzehrt. Schon im Urserenthal hatten die Soldaten einen Fasttag gehabt, den Suwarow durch die Popen verkünden ließ, als er durch Vorstellungen des Thalammanns Meyer von Andermatt zum Erbarmen gegen das rauhe und unglückliche Hochthal bewogen worden war.

Noch immer im Begriff, über Schwyz nach Zürich zu gehen, und sich mit Korsakow zu vereinigen, wollte er über den Waldstättersee. Aber Lecourbe in seinen Verschanzungen hatte alle Schiffe an sich gezogen. Unkundig der Geographie hoffte der russische Heerführer längs dem Seeufer einen Weg, wenn auch nur einen Fußweg, nach Schwyz betreten zu können, aber erblickte die steil abgerissenen Berge, deren Felsen senkrecht aus der Wasserfläche emporsteigen.

So blieb ihm nichts, als durch Bürglen, den Geburtsort Wilhelm Tells, mit seinen Truppen noch einmal die höchsten Alpen

und Berggrathe zu überklettern, um durchs Muottathal nach Schwyz zu dringen. Der Zug in den unwegsamsten Berggegenden über die nackten Felsen und Grathe des Kinzigkulms dauerte vierzehn Stunden. Erzwungene Wegweiser mußten voran. Wege und Stege fehlen, wo bisher nur einzelne Hirten und Gemsjäger in den kurzen Sommermonden umherirrten. Zum Erstaunen der einsamen Bewohner des Muottathals (am 28. September) spie der enge Schlund des Bisilochs, der kaum für seinen Waldstrom immer Raum genug hat, ein ganzes Kriegsheer in ihre Wiesen und Dörfer aus.

Von Suwarows Zug schon durch Lecourbe unterrichtet, war Massena indessen persönlich mit einigen Brigaden nach Schwyz geeilt, ihm den Weg zu verrammeln. Als einige russische Abtheilungen der Vorhut aus dem Muottathal spähend über die Alpen des Pragels und Klönthals nach Glarus niederstiegen, um dort Verbindung mit Korsakows Heer zu suchen, wurden sie von General Molitor zurückgejagt; und Suwarow erfuhr nun erst von ihnen die gänzliche Niederlage der russischen Armee in der Schlacht von Zürich. Nichts glich seiner Verlegenheit. Getrennt jetzt von Italien durch die höchsten Gebirge, abgeschnitten von jeder Verbindung, umringt von Felsen und Feinden, eingesperrt in ein schmales, vier Stunden langes Thal, sah er sein Heer durch Anstrengungen und Entbehrungen ermattet. Viele seiner Soldaten waren beim Zug über den Kinzigkulm von Hunger und Elend umgekommen; fast alle Pferde und Lastthiere ohne Hufen; viele in die Abgründe hinuntergestürzt.

Noch wankte er unentschlossen, wohin sich wenden, da drang gegen ihn Massena schon (am 1. Oktober) ins Muottathal ein. Das Gefecht begann mit Tagesanbruch. Die Russen, verzweiflungsvoll, stürzten mit Uebermacht gegen ihren Feind; trieben ihn durch die Thalschlucht zurück. Im Gedränge über die schmale steinerne Muotta-

brücke daselbst fiel eine Menge der Menschen und Rosse in den Abgrund des Bergstroms. Die Russen entfalteten ihre Streitkräfte nun außerhalb der Bergschlucht. Die Franzosen wichen vor der Uebermacht kämpfend und langsam zurück gegen Schwyz. Ich befand mich daselbst. Durch meinen Sekretär benachrichtigt, der vom Dorfe Brunnen zurückkam, daß Lecourbe mit seinen Bataillonen über den Urnersee angelangt sei, ritt ich zum Schlachtfeld, dem General Massena die frohe Botschaft selbst zu überbringen. Eine Menge verwundeter Franzosen und Russen zu Fuß oder auf Karren kam mir entgegen und versperrte fast den Weg. Auffallend war, wie die nordischen Krieger bei jedem Schritt laut ächzten, während die französischen Soldaten bluttriefend scherzten und lachten. Ueber die Wiesen von Ibach aber strömte mir in wilder Flucht und Verwirrung eine der französischen Halbbrigaden entgegen. Viele der Soldaten hatten Gewehre und Habersäcke von sich geworfen. Schon standen die Russen nur noch eine halbe Wegstunde vom Flecken Schwyz entfernt, und Suwarow mochte hoffen, sich hier durchzuschlagen. Aber plötzlich änderte die Szene. Lecourbe war, rechts vom Dorfe Brunnen, längs Bergen und Wäldern, gegen den Eingang des Muottathals geeilt. Die Russen nun ihrerseits bedroht, ihren einzigen Rückweg zu verlieren, gaben den Sieg auf, und flüchteten mit unglaublicher Unordnung, Fußvolk und Reiterei wild durch einander, der Thalschlucht zu, wie ein Bienenschwarm seinem Korbe.

Indessen war schon ein Theil von Suwarows Heer über den Pragel ins Klönthal gestiegen. Hier, längs den Ufern des anmuthigen Sees, ward mit Molitors Bataillonen nicht minder blutig gestritten, als bei Schwyz. Die Franzosen ließen von den Berghalden Felsmassen in die russischen Schlachthaufen zerschmetternd niederfahren, mußten endlich aber der anschwellenden Menge ihrer Feinde weichen. So kam Suwarow folgenden Tags in Glarus

an. Ihm folgten langsam seine ermüdeten Truppen über das Gebirg. Drei Tage verweilte er hier; aber jeder Tag brachte ein Treffen. Es schien sein Vorsatz, sich längs dem Wallensee gegen den Rhein durchzuschlagen, um in Bünden oder Schwaben Verbindung mit den Trümmern des korsakowischen Heers zu finden. Er drängte Molitors Brigaden mit Ungestüm zurück bis Näfels.

Dies Dorf, nah dem Gebirg, in üppigen Wiesen zwischen Fruchtbäumen gelagert, schon durch eine der alten siegreichen Freiheitsschlachten der Schweizer (im Jahr 1388) berühmt, ward noch einmal Zeuge eines der furchtbarsten Kämpfe. Suwarow schien auf dieser Stätte Sieg oder Untergang seines Heers beschlossen zu haben. Die Franzosen aber, in noch vortheilhafterer Stellung, leisteten den verzweiflungsvollsten Widerstand, gereizt durch die verwegenen Beispiele der Tapferkeit, welche die dritte schweizerische Halbbrigade auf dem Boden gab, der sie an das Heldenwerk ihrer Altvordern mahnte.

Der russische Feldherr, wie er mit wildem Schmerz die Unmöglichkeit erkannte, diese Heerhaufen, diese Ströme, diese Engpässe zu überwältigen, sah sich gezwungen, noch das allerletzte Rettungsmittel zu wählen. Er mußte sein müdes, geschwächtes Heer noch einmal über die höchsten Bergkämme der Alpen führen, um im Bündnerland endlich wieder Sicherheit und Ruhe zu gewinnen. Er brach also auf (5. Oktober), und zog, durch Schwanden, ins rauhe Sernftthal; hinter ihm auf seinen Fersen folgte der Feind.

Am linken Ufer des Sernftstroms aber, hoch über demselben, an abschüssigen Berghaiden, schlängelte sich ein elender Pfad durch die Gebirgsschlucht aufwärts, vielmals kaum breit genug, zwei Mann neben einander zu fassen. Diesen betrat eine Armee, deren Nachhut, neben allen Mühseligkeiten, noch unaufhörlich von den Franzosen zum Gefecht genöthigt ward. Wilde, brückenlose Gieß-

bäche mußten durchwatet, Schuttberge überklettert werden. Erst nach drei Stunden langem Steigen, im tiefsten Hintergrunde des Thals, bei den Dörfern Matt und Elm, wird endlich der Boden etwas ebener.

Aber erst da erscheinen, hoch über grünen Alpentriften, die starren, grauen, von Wolken des Himmels umlagerten Grenzfelsen, welche Glarus von Graubünden scheiden. Sie dehnen sich mit ihren Gipfeln, Zacken und Zinken, mit ihren todten Schneegefilden, Gletschern und Firnen, in einem schauerlichen Halbkreis aus, dessen erhabene Ränder unübersteiglich scheinen. Links die gewaltige, finstere Pyramide des Fallzubers; rechts der vergletscherte Tschingel. Zwischen beiden, aus dem ewigen Schnee emporsteigend, eine sehr lange und hohe Felswand, gleich einer ungeheuern Ringmauer, hinter welcher wieder, aneinander gereiht, in bizarren Gestaltungen, neun Bergspitzen auftauchen, von den Aelplern scherzweise die „Jungfrauen“ geheißen. In eben jener breiten und senkrechten Felsmauer zeigt sich links das wunderbare Martinsloch, welches, wie durch die Bergwand kreisförmig ausgeschnitten, hinterwärts wieder den blauen Himmel und zweimal alljährlich (am 3., 4. und 5. März, wie am 14. und 15. September) die Sonne erblicken läßt, deren Strahlen dann zuerst den Kirchenthurm des Dorfes Elm beleuchten. Wagehälse unter den Gemsjägern erstiegen schon die runde Oeffnung. Einer derselben sagte mir: sie sei geräumig genug für ein Bauernhaus; der Kreis habe einen Durchmesser von 30 — 40 Fuß.

Nachdem Suwarows Heer über die schöne Wichlen-Alp schweigend hinausgeschritten war, stieg es schwer und langsam den weiten Schlund des Wallenbodens aufwärts zweimal über einen senkrechten Felsenabsatz im Hintergrunde, zum Rinkenkopf. Das Brausen der Wasserfälle links und rechts von jähen Berghöhen, und Flintendonner der nachkletternden Franzosen beglei-

teten den Zug. Menschen und Vieh fuhren von Zeit zu Zeit von dem schlüpfrigen Schiefer- und Kalkschutt oder von den unsichern Schneeplätzen zerschmettert in die entsetzlichen Tiefen. Noch liegen droben die Menschengebeine umher, von der Sonne längst weißgebleicht.

Aber der letzte, der beschwerlichste und gefährlichste Theil des Wegs erwartete noch die Tausende der Wanderer da, wo sich die nackten, schroffen Kalk- und Schieferberge des Jetzerschlundes zusammen ziehen, und die sogenannte „Gurgel" bilden. Hier zieht, eingeklemmt zwischen Felsen, ein stundenlanges Schneefeld bis zum Grath des Panixerbergs steil hinauf. Mancher Unglückliche athmete, emporklimmend, völlig erschöpft und ohnmächtig, das elende Leben aus. Als endlich der Felskamm des Gebirgs errungen war, 7000 bis 8000 Fuß hoch über dem Meer, neben den Gletschern des Hausstocks, und die Armee, nun verworren, wie aufgelöst die steilen Berghänge über Steintrümmern niedereilte gegen die Araschka-Alp, begann mit wachsenden Mühseligkeiten neue Noth. Denn hinter sich, auf der Höhe, sah man den verfolgenden Feind; vor sich in der Erde eine lange Spaltung des Felsenbodens, von ungemeiner Tiefe. Im Abgrund der Kluft wälzt ein Gletscherbach seine schäumenden Fluten. Die Bündner des romanischen Oberlandes nennen dergleichen eng zwischen tiefen Felsen eingesperrten Gießbäche „Multärs" oder „Buolas". Nur eine einzige schmale Steinplatte über dem Abgrund dient zur Brücke. Wer hinüber war, sah sich vor der Verfolgung von Molitors Kriegern geborgen. Die finstere Schlucht des Bodens, kaum acht Fuß breit, schien leicht im Lauf zu überspringen. Tausende wagten verzweiflungsvoll diesen vermessenen Sprung; Hunderte schwindelten rettungslos in die Finsterniß der Multär hinunter.

So endete Suwarow den unglücksvollen Zug durch das Gebirgslabyrinth der Schweiz; und so sehr ward davon sein Gemüth

ergriffen, daß er, zerfallen mit den Feldherren Oesterreichs, die ihn vergebens ermunterten, fortan erklärte, sich in „kein Unternehmen mehr einzulassen."

Nach dieser kriegerischen Abschweifung, die für die Geduld manches Lesers vielleicht allzuweit sich ausdehnte, kehre ich wieder zur Schilderung des berühmten urnerischen Gebirgspasses zurück.

Man hielt ehedem den Weg über den Gotthard für eines der erstaunungswürdigsten Riesenwerke menschlicher Kraft und Kunst, im Kampf mit den Hindernissen, welche die Natur zu besiegen darbot. So ist's heute nicht mehr. Der Bau der jetzigen Straße erscheint von der alten verschieden, wie das 19te Jahrhundert vom 13ten oder 14ten. Die Simplonstraße aber ist um 5 Schuh breiter, als sie. Das berühmte Urnerloch, jetzt bedeutend erweitert und heller geworden, übertrifft keineswegs an Länge und Breite die mehrfachen Gallerien vom Simplon; mehrere von den Brücken des letztern sind mit nicht geringerer Kühnheit über die Abgründe gesprengt. Wer in Bünden die Bernhardinstraße mit ihrem „verlornen Loch", mit ihrer Via mala, oder wer den verwegenen Bau über den Stelvio bei Bormio sah, findet da nicht weniger zu bewundern, als am Gotthard.

Hingegen der Wechsel hier von angenehmen, landschaftlichen Parthien mit den entsetzlichsten Wildnissen; der Kontrast freundlicher Hütten neben Bächen und Bäumen, und kleinen Gärten auf Felsenblöcken, mit schwindelerregenden Abgründen, in deren Tiefen der schäumende Strom zwischen Trümmern des Urgebirgs quillt, wird wohl von keiner der andern Alpenstraßen übertroffen. Das Dörflein Wasen gewährt droben noch einmal, mit seinen braunen Hütten und der malerischen Kirche auf dem Hügel, unter Gebüschen und wilden Kirschbäumen, einen erquickenden Eindruck. Vom Himmel nieder leuchten Gletscher über dunkelgrünen Alpen; plätschern Wasserfälle. — Das Dorf Gestinen, oder Geschenen,

eine halbe Stunde höher am Gebirg, ruht schon an den Grenzen der Felsenwüste, wo das Leben der Pflanzen verschwinden will, und Schutt der Berge, rechts, ein unwirthbares Thal füllt, von Eisbergen umzogen. Weiter hin hört man zuweilen noch einförmiges Geräusch aus dem Abgrund; zuweilen noch das ersterbende Getöse eines Bachs, der aus unersteiglichen Höhen stürzt und im Sturz verfliegt. Ringsum steigen die Berge der Schöllenen senkrecht, glatt und kahl in grausenhafter Naktheit empor: schwarze Mauern 100 bis 1000 Fuß hoch. Man wandelt wie auf dem tiefen Boden eines ungeheuern Felsenkessels, oder vielmehr an einer Rippe desselben, längs welchem die Straße sich, unter überhangendem Gestein, über jähen Abhängen fortwindet. Oft scheint der Ausweg zu fehlen; und wenn er wieder erscheint, öffnet er nur die Aussicht in noch furchtbarere Wüstenei. Man erblickt den Strom der Reuß, statt tief unter den Füßen, vor sich droben. Er bricht da durch den Riß der Berge zwischen dunkel-glänzenden Klippen; schwindelt jählings in die Tiefe hinunter, und zerschellend im finstern Geklüft, steigt er als Wasserstaub gespenstisch unter dem hohen Bogen der Teufelsbrücke wieder auf und umgaukelt sie, unter ewigem Donner und Windsturm, mit Wolken, die einander drängen und jagen. Die Straße verliert sich, denn anderer Raum fehlt für sie, in eine finstere Höhle des gegenüberstehenden Felsen. Der Ausweg vom Thal der Schrecken droht Eingang eines noch grauenvollern Schauspiels zu werden. Und wie der Wanderer, nach etwa hundert Schritten, aus der Dämmerung des Urnerlochs ans Licht des Tages hervortritt, umfängt ihn eine neue Welt. Ein geräumiges, ebenes Wiesenthal, von grünen Bergen umfangen, liegt träumerisch vor ihm da. Von Erlen und Weiden sind die Ufer der Reuß bekränzt, die klar und leise dahin rinnt.

Links schmiegt sich Andermatt, ein Dörflein, an den Berg, den ein kleiner Wald ziert; rechts ein anderes und darüber auf

dem Hügel romantisch die Burg-Ruine der Edeln von Hospenthal. Man athmet in dieser großen Abgeschiedenheit von der übrigen Welt, fünfthalbtausend Fuß hoch über dem Meere, die reinsten Lüfte. Es ist das Thal Urseren.

---

11. Goldau.

Das arme Goldau! Es liegt mit seinen friedlichen Hütten, seinen Fluren und Obsthainen hundert Schuh tief unter Felsen begraben.

Einst ruhete es im schönen Thale zwischen dem Ruffiberge und Rigi, zwischen den Seen von Zug und Lowerz, weich und tief, in seinen dunkelgrünen Wiesen und krausen Gebüschen, eingebettet. Durch die Mitte der zerstreuten Hütten strömte fröhlich der Aabach, aus dessen Sande man noch Ende vorigen Jahrhunderts Gold wusch. Eine hölzerne, geräumige Brücke, mit Bedachung, führte hinüber ins Innere des Dorfes. Da trat dem Wanderer malerisch die Filialkapelle des Ortes, mit ihrer kleinen Vorhalle und dem hochgespitzten Thürmlein entgegen, umringt von ländlichen Wohnungen. Diese, wenn auch höchst einfach und prunklos, wie überall in den Hirtenthälern, trugen doch den Charakter des Bequemlichen und, wie die Schweizer sagen, „Heimeligen“ (Heimathlichen), weil man sie nicht ohne ein Gefühl ansehen kann, es sei da drinnen behaglich. Nur das niedrige Erdgeschoß, für Keller, oder Bewahrung allerlei „Gerümpels“ ist von Mauerwerk aufgeführt; das Uebrige des Gebäudes, eins und zwei Stockwerke hoch, bis zum Dache, von Holz. Zahlreiche Fenster, mit kleinen runden Scheiben, geben den Zimmern und Kammern drinnen genugsames Licht; und das vertäfelte Holzwerk gewährt im Winter größere Wärme, im Sommer größere Kühle,

als das dickste Gemäuer. Vordächlein draußen über die Reihen der Fenster dienen den Gemächern, statt Sonnenschirmes. Der Sammelplatz der Familie, die Wohnstube, pflegt das größte Gemach des Hauses, dennoch aber durch den weiten und breiten aufgemauerten Ofen oft über Gebühr, verkleinert zu sein. Solch ein Riesen-Ofen dient der Hausmutter auch zum Backen des Brodes, zum Dörren ihres Obstes und dem Herrn und Knecht am kalten Wintertage, sich auf die erwärmte Oberfläche ausgestreckt hin zu lagern. Ein kleines Weihwasser-Gefäß neben der Thür, ein Kruzifix, ein Marienbild in der Zimmerecke, ein schwerer, hölzerner Tisch, nebst einigen Bänken und Schränken, bilden gewöhnlich die gesammte Verzierung und Geräthschaft des Zimmers.

Die zerstreuten Häuser und Höfe von Röthen und Businge n, welche mit Goldau zugleich untergingen, gehörten, wie dieses, zur Pfarrei des Fleckens Arth, am Zugersee. Das ganze Thalgelände bis Lowerz, das sich am Fuß des Rigi in seinem eigenen See spiegelt, war zwar von Alters her zum Ländchen Schwyz gezählt, aber im zehnten Jahrhundert, durch frommer Herrn Hand, dem Gotteshaus Murbach im Elsaß, nicht minder den Grafen von Lenzburg im Aargau, zins- und gaben-pflichtig, übrigens aber unter Kaisers und Reiches Schirm. König Albrecht, dem, zur Bereicherung seines Hauses, auch das Geringe nicht zu gering schien, brachte nachher die Rechte und Steuern des armen Thals mit Gewalt an sich. Sie bestanden in wenigen Geldzinsen und gerichtlichen Bußen, einigen Maltern Getreide, in Fischen, Lämmern, Käsen, Butter u. s. w. Um 200 Mark Silber Züricher Gewicht kaufte sich im Jahr 1353 das Thal endlich von Allem los.

Gern möcht' ich die tausendjährige Lebensgeschichte des unglückseligen Dörfleins und der benachbarten Höfe erzählen. Aber sie ist so einfach und einförmig, wie die Sitten seiner gutmüthigen

Bewohner vor Jahrhunderten und noch am Tage des Unterganges waren.

Die nämlichen Grundstücke, auf welchen schon vor dreißig Menschenaltern die bescheidenen Geschlechter des Dorfs, die Bürgi, Eikorn, Biser, Amen, Ospenthal, „gehauset und gehofet" hatten, wurden noch im Jahr 1806 von deren Nachkommen gleiches Namens ungeschmälert besessen und angebaut. Ein Sohn folgte immer dem andern der Reihe nach, als Erbe und Erblasser der nämlichen Heimath, und wußte seinen Kindern von Vätern zu erzählen, die vor fünf und sechs Menschenalter auf derselben Stätte geboren und gestorben waren. Die Sitte des Alterthums blieb die Sitte der neuesten Zeit. Zieger, mit Salz und Kümmel gemengt, hart gepreßt, auch geräuchert, galt ehemals, und am letzten Tag noch, als alltägliche Kost. Brod- und Fleischspeisen waren seltene Ueppigkeit; dürres Obst, Gemüse und Milchspeisen gehörten zur bessern Nahrung. Es ist aufgezeichnet worden, daß Melchior Bürgi zu Goldau, bei einer amtlichen Rechnungsablage im Jahr 1690, den in seinem Hause versammelten Rathsherren einen Schmaus gab. Da wurde „gebläheter" (oder verdickter, dann zusammengepreßter, dann über Kohlenglut gebratener) Zieger*) in Fülle genossen und Brod dazu gegessen. Das Ehrenmahl kostete einen ganzen Gulden!

Einfach, wie die Kost, war die Kleidung. Das Gewand des Reichen, wie des Armen, bestand aus gleichem Stoff mit gleichem Schnitt. Nur an Festtagen erschienen Feierkleider, doch ohne Kostbarkeit, gewöhnlich aus selbstverfertigtem Zeuge. Im vorigen

*) Zieger ist der käsige Niederschlag, der, vermittelst einer Säure, aus dem dünnen, milchigen Wasser (Sirbe, Sirbele genannt) noch abgeschieden werden kann; was von der geronnenen und davon genommenen Milch noch übrig bleibt.

Jahrhundert wohnten auf der Harmettlen, einem Hofe bei Goldau, die zwei schönsten und reichsten Mädchen der Gegend, die Töchter eines hablichen Bürgi. Aber beide hatten doch nur einen und denselben festlichen Putz mit einander gemein. Ging die eine der Schwestern Sonntags in den Flecken Arth zur Kirche, erwartete die andere die Rückkunft derselben, um dann in der nämlichen Kleidung die Kirche zu besuchen und die Augen der Bewunderer auf sich zu ziehen. Nachts schlief man nackt, ohne Hemd, im Bette, wie darin die alten Könige und Königinnen noch in alten Holzschnitten zu schauen sind; eine Sitte, die aber unter den Landleuten vieler Schweizergegenden noch immer in Uebung ist. Von solcher Häuslichkeit und einfachen Lebensart hat man wohl nur in wenigen Ländern Europens Vorstellungen; aber auch nicht von der harmlosen Redlichkeit und Treue der Denkart, die daneben herrschte.

Bridel hat uns davon, im Jahr 1783, einen Zug aufbewahrt, der zu schön ist, als daß er hier nicht wieder erzählt werden sollte.

Zween Nachbaren hegten mit einander wegen eines Stück Mattlandes Streit. Jeder glaubte sein Eigenthum mit guten Gründen geborgen. Die Sache sollte zur Entscheidung vor das offene Landgericht zu Schwyz gebracht werden. Franz ging zu seinem Nachbar, und meinte, sie wollten in Gesellschaft mit einander von Goldau dahin wandern; Nachbar Kaspar schützte Unmöglichkeit vor, weil er sein Heu von den Wiesen einbringen müsse, ehe sich das Wetter verschlimmere. Nach manchem Hin- und Herreden sagte Kaspar: „Nun denn, so kannst du ja allein nach Schwyz gehen, und dem Richter deine und meine Gründe sagen.“ — „Auch das!“ erwiederte Franz: „Ich werde die Sache für dich besorgen, wie für mich.“ Franz ging. Als er zurückkam, war sein Erstes, den Nachbar zu besuchen, und ihm mit freudiger

Miene zu verkünden: „Ich wünsche dir Glück, Kaspar, du hast den Handel gewonnen und die Wiese gehört dir!"

So oft ich ehemals durch die freundlichen Gegenden von Goldau wandelte, und es geschah während meines amtlichen Aufenthalts in den Urkantonen nicht selten, befremdete mich der Anblick zahlloser mit Moos und Kräutern, oder Tannen bewachsenen Felsblöcke in der Umgebung des Dorfs. Es war ein wirkliches Labyrinth zwischen diesen Felstrümmern. Es zweifelte Niemand, daß hier vor undenklichen Zeiten schon ein Bergsturz gewesen sein müsse. Vielleicht riß sich damals eine Masse des hohen Gnyppenstocks los. Man hat auch Erinnerungen von spätern Ueberschüttungen dieser Gegend. Eine Urkunde spricht noch von einem Dorf in Rötten, das nicht mehr vorhanden ist; statt dessen finden wir da Grundstücke, deren Name „Brechen" auf einen Abbruch vom Felsen deutet: „Allmendbrechen, Jublisbrechen" u. s. w. Im Jahr 1712 drohte eine von der Höhe niedertobende Stein-Lauine große Gefahr in der Gegend vom benachbarten Arth. In derselben Gegend wiederholte sich dasselbe Schauspiel vom Berge herabrollender Felsen, Tannen und Erdhaufen im Juli 1795.

Ueberhaupt sind die furchtbaren Erscheinungen der Bergfälle, wenn in Verwitterung zerrissene Felsmassen stürzen, oder „Erdschlipfe", wenn Grund und Boden steiler Halden, mit Fels und Wald, gegen die Tiefe niedergleitet, keiner Gegend des Hochgebirgs fremd. Wer möchte sie alle aufzeichnen? Nur die verheerendsten werden im Gedächtniß bewahrt, wie der entsetzliche Untergang des großen und reichen Fleckens Plurs im Jahr 1618, welcher mit seinen 2430 Einwohnern unter dem niedergefallenen Gipfel des Berges Conto begraben liegt. Die bleiche Spur eines mächtigen Erdschlipfes an der Südwestseite des Rigi, ohnweit dem Dorfe Weggis am Luzerner-See erblickt man noch seit dem Jahre 1795. Damals glitten bei 80 Juchart Landes, mit Wiesen, Gär-

ten, Fruchtbäumen und 31 Häusern zum See herunter; doch so langsam, daß man das Beste retten und selbst die Häuser fast ganz abtragen konnte.

An einem schönen Sommertage, es war im August 1806, besuchte mich ein junger, liebenswürdiger Mann, Rudolf Jenner, von Bern, mit dem ich durch freundschaftliche Verhältnisse und Briefwechsel verbunden war. Er wollte mich zu einer Rigi-Reise bereden, die er in Gesellschaft einiger Freunde und Freundinnen zu machen im Begriff stand. Ich mußte die Einladung ablehnen. Wäre sie von mir angenommen worden, würd' ich wahrscheinlich neben ihm unter den Bergtrümmern des Gnyppen ruhen.

Nach anhaltendem heftigen Regenwetter war er mit seinen Gefährten aufgebrochen. Am 2. Septembertag, bei trübem Himmel, stiller Luft, wanderte er mit ihnen wohlgemuth durch den Flecken Arth, und den Weg nach Schwyz, das reizende Thal entlang. Einige Herren waren zufällig etwas zurückgeblieben. Sie eilten nach und sahen ihn noch, nur einige hundert Schritte vor sich, mit seinen Begleitern und Begleiterinnen, in das Dorf Goldau wohlgemuth einziehen.

Aber ein anderer Anblick fesselte die Aufmerksamkeit und die Schritte der Zurückgebliebenen. Sie sahen links von der Höhe des Gebirgs einzelne Felsenblöcke niederfallen; einzelne mit hohen Tannen gekrönt. Ein dumpfer Donner hallte nach. Die Entfernung bis zum Berge war zu groß, um Gefahr zu fürchten. Sie blieben stehen. Das großartige, wunderbare Schauspiel hob ihr Gemüth mit Frohlocken und Erstaunen. Sie jauchzten bei jeder Wiederholung ihren Beifall der gewaltigen Natur. Sie klatschten freudig mit den Händen. Aber plötzlich, wildbrechend fing die Masse des ganzen riesigen Gebirgs an sich zu bewegen. Erst in fürchterlich langsamer Wellenform, und mit donnerndem Gebrause hob und senkte sich die ungeheure Bergwand, von mehrern Stunden Aus-

dehnung, sammt ihren Waldungen, Sennhütten, Viehheerden und Ortschaften, — dann mit Blitzesschnelle brach Alles los, hernieder sausend, betäubend; Finsterniß, einer Nacht gleich; erstickender Dampf und Staub ringsum. Der Boden bebte. Es war ein Schlag, ein Augenblick. Dann verstummte der Donner in langsam hinsterbendem Getöse. Erst nach einigen Minuten legte sich der dichteste Staub.

Die auf einer Wiese vor Goldau gebliebenen Beobachter des grauenvollen Ereignisses sahen einander mit Entsetzen an, sprachlos, bleich. Bald, wie die Staubwolken lichter wurden, erkannten sie, in unmittelbarer Umgebung, Schutt und Felsen; bald weiter hin den gleichen Gräuel der Verwüstung. Aber sie sahen nicht mehr Goldau vor sich; nicht ihre Reisegefährten mehr, die ins Dorf eintreten wollten. Alles war verschwunden, Alles begraben; das grüne, blühende Thal eine leblose, graue, dampfende Einöde. Es war Nachmittags um 5 Uhr.

Der Flächenraum von beinahe einer Geviertenmeile zeigte sich mit Erdschlamm und ungeheuern Felsen, stellenweis bei 100 und mehr Schuh hoch, überlagert. Vom Gnyppen herab hatten sich die vom Wasser unterfressenen obern Gebirgsschichten überwälzt. Die Wucht des Falles hatte sogar gewaltige Steinblöcke an den gegenübergelegenen Rigiberg, zu der andern Thalseite, hinaufgeschleudert; Vögel in der Luft, während der Flucht, getödtet. Der Lowerzer-See schwoll und wogte vom hereinstürzenden Getrümmer hoch auf. Die Wellen schlugen über die romantische Insel Schwanau zusammen, über die Wipfel der Bäume, 60 bis 70 Schuh über dem Wasserspiegel des Sees, zur Thurmspitze der einsamen Felsenkapelle empor; fuhren zerstörend in die Dörfer von Lowerz und Seewen. Die Ortschaften Goldau, Busingen, Rötten, mit ohngefähr 500 Menschen, mit 111 Wohnungen, ihren Heerden, ihren Ställen, waren von der Oberfläche

der Erde vertilgt, nebst allen Kapellen und Andachtsstätten. Niemand konnte die Stelle nur annähernd bezeichnen, wo die Gebäude, wo die Brücke von Goldau, wo das Filialkirchlein des Orts gestanden waren. Landleute, die zufällig während des furchtbaren Schicksals auf den Höhen gestanden, sagten aus, sie hätten in dem finstern Augenblick ein herzzerreißendes Angstgeschrei vom Dorf her vernommen. Einer der Zeugen erklärte: er habe deutlich aus einem Hause bei Goldau das letzte Geschrei eines Mannes vernommen: „Fliehet, fliehet, der Berg kömmt. Er ist schon da!"

Einige Tage vorher schon hatten Personen, die am Berge Holz fällten, und andere ländliche Arbeiten verrichteten, im Erdboden vorher nie gesehene Wulsten, Risse und Spaltungen des Grundes bemerkt; auch Fallen einzelner Steine; dumpfes Dröhnen der Erde unter ihren Füßen. Sie erzählten davon, als herrsche da Teufelsspuk und Aefferei böser Geister. Einer derselben ging zum Pfarrer und bat ihn, sein Landstück zu benediciren, denn „da sei es unrichtig."

Es ist eine der schaudervollsten Vorstellungen, daß wohl mehr, als einer jener vom Bergfall Verschütteten nicht plötzlichen Tod gefunden, sondern in der Nacht seines Grabes noch Tage verzweiflungsvoll gelebt haben möge.

Bald nachdem das Schreckliche geschehen war, kamen von der Höhe des Gebirgs drei Männer, welche Holz gefällt hatten. Sie hörten, am Saum der Schlamm- und Schutt-Lauine wandernd, in der Gegend, wo einst eine ärmliche Berghütte gestanden war, unterirdisches Wimmern. Sie machten sich rasch ans Werk; fanden unter dem Schutte zertrümmerte Balken, und zogen einen vierzehnjährigen Knaben, Meinrad Appert, unversehrt darunter hervor.

Wie die Bewegung des Berges begann und die Wälder und die Felsen droben durch einander gingen, sah es auch Lienhard

Wiget, der eben mit seiner Familie Obst unter den Bäumen auflas neben seinem zierlichen, wohlgebauten Hause. Alles flüchtete mit Geschrei. Die 23jährige Magd, Franziska Ulrich, ergriff das ihr nächste Kind, ein Mägdlein von 5 Jahren, rannte mit demselben ins Haus und wollte noch das Jüngste retten, welches in der Wiege schlummerte. In demselben Augenblick aber ward die Stube nächtlich finster, das ganze Haus aufgehoben, weggeschoben, fortgeschleudert, wie Franziska glaubte, in einen tiefen Abgrund. Als die Bewegung ein Ende nahm, fühlte sich das arme Mädchen hart eingeklemmt, die Füße aufwärts, den Kopf unten, über das Gesicht Blut fließen. Franziska litt keine Schmerzen; aber sie wähnte sich begraben im ungeheuren Weltuntergang, der dem jüngsten Tage vorangegangen sei; alles Lebende auf Erden hielt sie nun für vernichtet; sich allein noch im todten Reich der verwüsteten Schöpfung als die Letzte übrig, welche athmete.

Nach geraumer Zeit drang aber durch die Finsterniß das Wimmern eines Kindes. Sie erkannte die Stimme der kleinen Marianne, die sich in das Haus geflüchtet hatte. Sie selber ohne Trost, versuchte aber das Kind zu trösten, welches über Schmerzen, bald über Hunger, klagte, endlich leiser sprach und nach einigen Stunden weinend einschlief. Franziska betete. Da hörte sie Glockentöne. Sie erkannte noch das Abendgeläut am Steinerberg und bald darauf auch die Betglocke vom Dorfe Steinen. Nun ward Licht in ihrer Seele; die Welt sei noch nicht untergegangen. Es blieb noch Hoffnung auf Erlösung. Eine lange, grauenvolle Nacht verging, ehe sich die Töne der Morgenglocke am Steinerberg wieder hören ließen. Auch die kleine Marianne ließ sich vernehmen mit neuen Jammerlauten. Indem sie das Kind tröstete, drang auch Geschrei aus der Höhe zu ihr. Sie erkannte die Stimme des verzweifelnden Wiget. Nun erhob sie mit dem Kind ein klägliches Rufen um Hülfe.

Wiget stand wirklich in diesem Augenblick am Saum der Felslauine, und heulte im Schmerz um den Verlust seiner Familie laut auf. Wie er die unterirdischen Stimmen vernahm, erstarrte er vor Grausen und Freude. Dann, mit Beistand einiger Männer, schritt er zur Ausscharrung der Begrabenen. Er fand sie endlich. Er zog sie hervor, und befreite sie vom Schlamm, der jede Bewegung ihrer Leiber 14 Stunden lang unmöglich gemacht hatte. Des Kindes Schenkelbein war gebrochen; Franziska blutig und zerquetscht am ganzen Leibe. Beide jedoch sind gerettet und geheilt worden.

Noch nach einem Jahrhundert wird der Wanderer die Verwüstung des weiland glücklichen Geländes wahrnehmen, und die vom Bergsturz hinterlassene lange, breite Narbe des Gnyppenstocks, neben dem Rüsiberge. Ueber den unfruchtbaren Schutt, zwischen Felsstücken und Wasserpfützen, schlängelt sich nun der Weg von Arth gen Schwyz. Hin und wieder hebt sich ein mageres Gesträuch an todten Klippen. Eine Kapelle, ein Wirthshaus für Reisende, ein Heustall, über den Ruin aufgerichtet, tragen den Namen des verschwundenen Goldau und deuten in der Einöde auf die ehemalige Stätte desselben hin.

---

12. Der Rigi.

In einer Bergvertiefung, aber noch 4300 Fuß über dem Meere, auf dem Rigi, erbaute im Jahr 1689 ein frommer Mann, Sebastian Zay, ein Kirchlein. Er that es, damit die Hirten, welche an diesem Gebirg 3000 bis 4000 Stück Vieh in den Alpen weiden, ihrer Andacht pflegen möchten. Auch eine Wohnung, oder ein Klösterlein für einige Kapuziner, fügte er hinzu, welche daselbst des Gottesdienstes Sorge trügen, Sommers und Winters.

Als darauf der heilige Vater zu Rom (im Jahr 1696) noch reichlichen Ablaß hieher ertheilte, begann bald großes Wallfahrten zum wunderthätigen Bilde „unserer lieben Frau zum Schnee." Denn die Väter Kapuziner ließen es nicht an Ermunterung, erbaulichen Geschichten und guter Bewirthung der Pilger mangeln. Dafür floßen ihnen der frommen Gaben und Almosen viel. Es wurden Wirthshäuser gebaut. Aber den besten Tisch und den wohlgefülltesten Keller fand der Reichere bei den ehrwürdigen Vätern selbst; Wildpret, Forellen und Geflügel, italienische und Elsaßer Weine fehlten nicht.

Doch noch im Anfang des vorigen Jahrhunderts kannten, außer den Hirten, die dort in anderthalbhundert Sennhütten längs dem Gebirg zerstreut lebten, und außer den Pilgern wenige Reisende den Rigi. Sogar der alte Naturforscher Joh. Jak. Scheuchzer zog im Jahr 1706 auf seiner fünften Bergreise gleichgültig an ihm vorüber, und erstieg dafür lieber den gegenüberstehenden Pilatus.

Erst gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts ward der Rigi, (die **Regina montium**, Königin der Berge) durch erhabene Pracht einer unermeßlichen Aussicht, die er gewährt, berühmter; und bald auch von Freunden der landschaftlichen Naturschönheiten, oder von neugierigen Reisenden, Naturforschern, und von Kranken besucht, denen die Aerzte Alpenluft oder Molkenkuren verordnet hatten. Von da an mehrten sich die Gasthäuser und ihre Bequemlichkeiten. Seit den letzten zwanzig Jahren wurden deren noch auf der sogenannten „Staffel" nur eine Viertelstunde unter dem Berggipfel oder „Kulm" und auf dem Kulm selbst gebaut, bloß 38 Pariserfuß tiefer, als die letzte Spitze des Rigi, auf welcher sich noch ein Signalgerüst, 5570 Fuß über dem Meer, erhebt. Die ehemals schroffen, oft lebensgefährlichen Pfade hinauf verwandelten sich in breite, bequeme, sichere Wege für Fußgänger

und Reiter, daß selbst Frauenzimmer, ohne Uebermüdung, ohne Furcht, hinaufwandeln mögen.

Seitdem sieht man droben in den Sommermonden das Stelldichein von Reiselustigen aus der größern Hälfte unsers Welttheils, welche Zerstreuung, oder Gesundheit, oder Belehrung, oder das Schauspiel außerordentlicher Naturwunder suchen. Der Brite begegnet da dem Italiener, der Franzose dem Russen, der Schweizer dem Amerikaner, der Spanier dem Polen, der Deutsche dem Ungar. Oft reichen kaum alle Gasthäuser aus, der Menge Obdach zu geben. An schönen Tagen werden von Karavanen der Auf- und Niedersteigenden die Hauptwege des Berges belebt. Die sonst einsamen Alpen gleichen dann einem weiten Lustgarten in der Nähe irgend einer großen Hauptstadt. Gruppen der Spaziergänger, männlichen und weiblichen Geschlechts, mit Sorgfalt und Auswahl gekleidet, zeigen sich in allen Richtungen; hier im Grase gelagert, dort einen Berg erklimmend, hier auf einer Felswand versammelt, mit bewaffneten oder unbewaffneten Augen die Fernen zu mustern; dort Abschiednehmende; dort Ankömmlinge in seltsamer Reisetracht von Führern und von Trägern ihres Gepäcks begleitet. Dies bunte Getümmel, der hier entfaltete Luxus, das fröhliche Umhertreiben reicher Familien der verschiedensten Nationen, machte vor einigen Jahren sogar einen Franzosen gelustig, ich glaube er hieß Lafitte, auf dem Rigi, während der Sommerzeit ein Spielhaus zu halten, und sein Pharao, Roulette, Rouge et Noir inmitten der Alpen anzulegen. Er trat sogar schon mit der Regierung von Schwyz in Unterhandlung. Aber in der Eidsgenossenschaft erhob sich die Stimme des tiefsten Unwillens dagegen, wie gegen eine Entweihung des Heiligthums.

Die ausgezeichnet vortheilhafte Lage dieser erhabenen Gebirgsmasse, welche, abgeschieden von andern Bergen, im Umfang von zehn Stunden, und im Vorgrund der langen Kette von Gletschern,

zwischen anmuthigen Landschaften und drei schönen Seen, zu einer Höhe emporsteigt, auf welcher im Sommer noch Schnee fällt, aber nicht liegen bleibt — diese Lage ist es, welcher der Rigi einen Ruhm dankt, den ihm kein Nebenbuhler unter den europäischen Bergen mehr streitig macht. Gen Süden und Osten lagert sich vom Montblanc bis ins Tyrol die Kette der Alpen mit ihren Tausend vergletscherten Firsten, Hörnern, Zinken und Thürmen fern genug, um sie bequem zu überschauen. Gegen Westen und Norden, bis zum Jura am Himmelssaum, schweift der Blick über einen bunten Teppich von mehreren Schweizerkantonen, über Berge, Hügel, Thäler, Dörfer, Städte, Wälder, Ebenen, Seen, Ströme hin. Man denke sich einen Ueberblick von mehr, denn einem halben Tausend Geviertmeilen!

Kein Wunder, wenn in solcher Höhe der menschliche Geist sich selber erhabener fühlt. Im Wehen der reinen Alpenluft scheint das Gemüth von den Schlacken des Alltagslebens frei zu werden. — Jenes schwimmende Spreukorn auf dem Wasser? Es ist ein durch den See ruderndes Schiff. Jener Maulwurfshügel, jene zusammengescharrten Schutthaufen in der Tiefe drunten? Es sind Dörfer und Städte, von kleinen Wesen, die wir mit bloßen Augen unmöglich erkennen mögen, die sich aber Herren der Schöpfung heißen; die sich mit Eitelkeiten brüsten, mit Leidenschaften verfolgen, mit ihren riesenhaftscheinenden Plänen und zerstörten Hoffnungen, vom ersten zum letzten Odemzug, quälen. Die armen Ameisen! In der That, ihre Kunst ist bewundernswürdig, mit der sie sich zwischen Holzsplittern und kleinen Steinen annisten; einige Sandkörner anhäufen, welche ihnen Denkmale des Ruhms für Jahrtausende dünken, und sogar von einem Ufer des Gewässers zum andern, in einer Hülse, überzuschwimmen wagen. Aber bedauernswürdig ist die Bosheit, mit der sich diese Milben einander zu vernichten und zu zertreten suchen, wie kein anderes Thiergeschlecht gegen

Geschöpfe seiner eigenen Gattung zu thun pflegt. — Ach, und wir selber auf der Berghöhe, nur der Natur, und darum schon, aus der Endlichkeit, dem Unendlichen und Göttlichen näher getreten — auch wir gehören jenem Milben-Geschlecht an. Welch ein Nichts ist unsere Persönlichkeit! Aber wie göttlich groß das Licht Gottes in uns, der Geist, dessen Strahl das Weltall, die Geheimnisse der Natur durchleuchtet, ins Ewige dringt! Auch im Thautropfen des Halms zwar spiegeln sich des Himmels Millionen Sonnen; aber der Thautropfen begreift sie nicht; sie sind ihm dunkel, wie er sich selbst.

Man hat schon die Pracht der Rigi-Aussichten so oft, und in so mannigfacherweise geschildert, daß mir nichts überflüssiger scheint, als das Vielbeschriebene wieder zu beschreiben. Ohnehin gibt es nichts langweiligeres, als Landschaftbilder mit Buchstaben gemalt. Eben so wenig möcht' ich aber auch die Merkwürdigkeit des Berges, seine Höhlen, seine Abgründe, oder seinen Pflanzenreichthum oder die Darstellung seiner Kalkstein- und Nagelfluelager der Reihe nach aufführen. Lieber will ich von dem erzählen, was in diesen reizenden und wilden Höhen jeden Wanderer bald mit Entsetzen, bald mit Entzücken anspricht; ihn, durch sein Eigenthümliches, wie in eine fremde Welt versetzt; was Sterbliche in Thälern und Ebenen nie erfahren. Es ist dies die geheimnißvolle Haushaltung der Wolken; es sind dies die Zaubereien des Lichts und der Farben; es sind dies die wunderbaren Tändeleien der Natur in höhern Gegenden des Luftreichs. Dem Schiffer ist die Richtung des Windes auf dem Meer, welches er durchsegelt, kaum wichtiger, als dem der ins Gebirg steigt, die Witterung des Tags, welche nirgends plötzlichere Umschwünge hat, als eben droben, vom hellen Tagesglanz zur Dunkelheit, von der Hitze zum Frost, von schlagenden Regenschauern zum reinsten Blau des Himmels.

Vielleicht kein Punkt unsers Welttheils wäre geeigneter, die

Aenderungen und Erscheinungen der obern Luftschichten mit Bequemlichkeit zu beobachten, als das Kulmhaus, das selbst im Winter bewohnbar ist, und Gemächlichkeiten jeder Art gewähren kann. Zwar hat die Gesellschaft schweizerischer Naturforscher ein gut gearbeitetes Barometer und Thermometer hinaufgestellt; theils aber sind diese paar Werkzeuge nicht für alle Untersuchungen genügend, theils fehlt es an zusammenhängenden Beobachtungen. Wenigstens ein Jahr lang sollte dies erhabene Observatorium von einem tüchtigen Naturforscher bewohnt werden, ausgerüstet mit erforderlichen Instrumenten aller Art, täglich und stündlich die wechselnden Verhältnisse des Luftozeans zu belauschen. Welch ein ungeheurer Himmelskreis böte sich dazu dar! Das Quecksilber des Barometers spielt da gewöhnlich um 23 Zoll, auf und ab;*) mit größern und plötzlichen Sprüngen steigt es aber im Wärmemesser auf und nieder, daß es nicht selten zwischen dem höchsten und niedrigsten Stande an einem und demselben Tage einen Raum von 20 bis 30 reaumürschen Graden durchläuft.

Ein gewöhnliches, den Rigigästen freilich nicht immer das angenehmste Schauspiel ist, tief unter ihren Füßen einen Wolkenhimmel ausgespannt zu erblicken, der, so weit das Auge reicht, die Unterwelt verschleiert; und hoch am Himmel wieder eine andere Wolkenschicht. In Sommergewittern geschieht es auch, daß beide Wolkenlager (ohne Zweifel von entgegengesetzten Elektricitäten geladen), einander Blitze zusenden, und der erstaunte Zu-

*) In den letzten Augusttagen des Jahres 1827 stand das Barometer des Rigikulms auf 22″ 9‴ 21 und 22″ 10‴ 39; am 12. Juni 1832 auf 22″ 9‴ 40; (in derselben Zeit „im kalten Bade“ weiter abwärts am Rigi an dessen Südwestseite gelegen, 23″ 9‴ 8.) Am 24. Juni 1834 betrug die Barometerhöhe des Kulms 23″ 3‴.

schauer sonst nur des zur Erde niederschießenden Blitzes gewohnt, ihn aufwärts gen Himmel fahren sieht.

Meistens nach Sonnenaufgang zerreißt das in der Tiefe ruhende Wolkenmeer. Es entsteht dann in ihm allgemeine Bewegung; einzelne Stellen blähen sich langsam auf, und erheben sich ballenförmig; andere scheinen dampfend zu werden. Was davon steigt, nimmt, bei stiller Luft, einige Zeit den leisen Zug ostwärts der Sonne entgegen. Statt des bisherigen weiten, weißen Schleiers, der die Erde verbarg, liegt nun ein großes, aus Wolken gestricktes Netz unter unsern Füßen, durch dessen Maschen wir dort ein Dörfchen, hier einen Wald- und Wiesen-Fleck; in der Ferne den Silberfaden eines Stroms, in der Nähe eine Stadt hervortreten und wieder verschwinden sehen.

Nie aber sind die Bewegungen der Gewölke auffallender und überraschender, als während der Vorbereitungen zu einem Gewitter. Inmitten der klarsten Luft gewahrt man das Werden eines blassen Dunstes; der wird Wolke. Aus Felsklüften steigen gespensterhaft weiße Nebel hervor, und schleichen still, längs Bergwänden hin, aber in den verschiedensten Richtungen; die einen senken sich, die andern kriechen aufwärts. Einige weichen einander aus; andere verbinden sich eilfertig. Sie scheinen beseelt zu sein, und Verabredungen zu treffen, um den Aufruhr der Natur zu erregen. Es reißen sich bald vom Rigi, und bald drüben vom Pilatus, einzelne tiefergehende düstere Wölkchen los, und ziehen nordwärts; oder es kommen deren von Norden her, vom Jura und Schwarzwald, wie abgesandte Boten, gegen das Hochgebirg der Alpen. Wer weiß von ihren Verrichtungen? — Mehr denn einmal belauscht' ich das Zusammentreffen der Zugwölkchen aus verschiedenen Gegenden. Ich bemerkte einigemal, daß eine kleine Wolke, dem Rigi zu, dahersegelte; dann in seiner Nähe über dem finstern Spiegel des Luzernersees stillstand, bis ein

Nebelgebilde aus irgend einer Schlucht des Berges hervorschlich und dem Ankömmling entgegen schwamm. Wie beide sich gegenseitig näherten, verwandelten sie ihre Gestalten. Bald streckten beide einander lange Nebelstreifen entgegen, die sie aus sich hervorspannen; bald bot nur eine der Wolken ihren bleichen, dunstigen Arm dar, und zog ihn, bei unerwiedertem Gruße, seitwärts gekrümmt zurück. Offenbar treiben, im Gewande der Wolken verborgen, elektrische Kräfte ihr räthselhaftes Spiel, bis sie, als donnernde Flammenstrahlen, aus ihnen hervorstürzen.

Ein prachtvolles, wenn auch Grausen erregendes Gewitter erfuhr ich, da ich vom Ufer des Waldstättersees bei Wäggis (23. Juni 1834) den Rigi hinanstieg. Beim reinsten blauen Himmel ward die nachmittägliche Wanderung begonnen. Um die Kuppe des Pilatus flatterten lichthelle Wölkchen. Südwestlich trübte sich allmälig der Himmel; je höher ich stieg, je weiter rückte die düstere Bedeckung dem Rigi, wie eine wandernde Mauer, zu. Als ich mich schon in der Nähe der Alpen befand, welche das Kaltbad umgeben, und der Rigi noch im Sonnenglanz stand und der helle Himmel über ihm, sah ich mit Erstaunen, mir gegenüber, plötzlich die ganze lange Gebirgskette sammt ihren Silberfirnen, selbst den hohen, nachbarlichen Pilatus, verschwunden. Statt dessen erhob sich vom flimmernden Spiegel des Vierwaldstättersees unter mir, bis zum Himmel, wie eine schwarze Wand, die finstere Nacht. Den obern Saum derselben bildete ein schwefelgelber Schimmer. Ich stand, im Genuß des vollen Sonnenscheins, still, und starrte überrascht das Räthsel an. Es erklärte sich nur durch den dichtesten Regenguß, der eine düstere Wand vor mir bildete, und durch das dahinter gelegene Hochgebirg Unterwaldens und Uri's blauschwarze Färbung annahm. Den gelben Saum der Höhe schufen im Regengewölk gebrochene Sonnenstrahlen.

Die vom Tage glatt abgeschn ttene Nacht rückte mir über den

See immer näher. Die Sonne verlor sich. Im Doppelschritt eilt' ich die Alp hinan. Aber aus der Thalschlucht wälzte sich, einer fallenden Lauine ähnlich, eine graue Masse Nebels, bergab dem See zu. Ein stürmischer Windstoß, schneidend kalt, flog ihr voran. Bald war ich im feuchten Duft verloren. Plötzlich stürzte schwerer Regen nieder. Blitze flammten. Alle Felsen leuchteten auf, indem sie von Donnerschlägen wiederhallten. Ich flüchtete in eine der Sennhütten. Der Hirt, ein baumstarker Schwyzer, den siebenziger Jahren nahe, oder schon darin, bekreuzte und segnete sich, bei jedem Wetterschlag, mit leisem Gebet; dazwischen plauderte er aber ganz gelassen. Es ward endlich so finster, daß man einander nur noch in Dämmerung sah. Der greise Senne schüttelte den Kopf. Das hatte er vielleicht selber nicht oft erfahren. Nach einer Viertelstunde aber war das Schauspiel aus. Ich machte noch einige hundert Schritte weiter, zum Gasthofe des kalten Bades.

Dieses dankt seinen Namen einer kalten Quelle, die aus dem Geklüft aneinander gelehnter Nagelflueblöcke hervorbrodelt. Ihre Temperatur beträgt ungefähr 5 reaumürsche Grade *), mit geringem Abwechseln. Romantisch ist ihre Umgebung, ein enger Kreis von Felsentrümmern, überwachsen von Tanngestrüpp, mit schmalem Eingang und Ausgang zwischen Felsen. Das innere Plätzchen bildet zugleich den Vorhof einer kleinen Kapelle zwischen den Felsblöcken. Sie ist von innen mit geschmacklosen Votivbildern behangen, und mit Beschreibung der Sage, daß drei von einem Vogt verfolgte schöne Schwestern in diese Wildniß flüchteten, geleitet von Engeln. Darum trägt die Quelle den Namen des Schwestern=

*) Wahlenberg fand die Quellentemperatur im Jahr 1812 am 4. Juni: 6°, 3 Celsius; am 6. Juni: 6°, 4; am 11. September: 6°, 6. — Hr. Kämtz, Prof. der Physik zu Halle im Jahre 1832 am 13. Juni fand sie 6°, 31 Celsius und am 11. Juli 6°, 20.

borns. Sie wird erst seit Mitte des sechszehnten Jahrhunderts von Hirten und andern Nachbarn des Rigi als Heilbad und Gesundbrunnen benutzt.

Das Gasthaus des kalten Bades, eine halbe Stunde unter dem Kulm gelegen, in der Nachbarschaft prächtiger und wechselnder Gebirgspartien und Alpen, gibt natürlich nicht die unermeßliche Aussicht des Kulms, aber eine dem Auge wohlthuendere vom Felsenvorsprung des „Käntzli" über den See der Waldstätte, wo er sein weites Wasserkreuz zwischen blühenden Ufern ausdehnt.

Wunderhafter noch ist bei heiterm Sonnenuntergang das seltsame Lichtspiel der gegenüberstehenden Viznauer Flue des Rigi. Es ist dies eine schroffe, braunröthliche Felswand des Nagelfluelagers, welche hoch über den See heller erglänzt, wenn dieser drunten schon in abendlichen Schatten zu verschwimmen beginnt. Der Glanz wächst dann, in blasser, bald in dunklerer Röthe, bis sich die ganze Bergwand entzündet und uns, gleich einer ungeheuern Kohlenglut, anstrahlt, die selbst in den vorüberschwebenden Nebel ihren Wiederschein wirft. Man vergißt in der Selbsttäuschung den Untergang des Tagsgestirns, und erwartet den Ausbruch einer aus Lohe und Glut der Felsen hervorlodernden Flamme. Langsam steigen dann aber, aus dem Abgrunde, da und hier, blaue Farbenlichter in breiten Banden. Sie wechseln mit dem brennenden Schimmer des Gesteins. Was zuvor flache Felswand gewesen, schwillt theilweis heraus und gewinnt halbrunde, thurmförmige Auswüchse, einer alten Burg ähnlich. Auch diese neuen Gestaltungen, und die glutrothen und blauen Strömungen, bleiben nie lange dieselben. Falber wird nach und nach das Rothlicht; es erlischt allmälig im überschwimmenden Blau, bis dieses selbst schattenhaftes Grau wird.

Vom Kulm herab ein schöner Sonnen-Aufgang oder Niedergang gesehen, läßt dem Gedächtniß und Gemüth einen unvertilgbaren

Eindruck. Man hat Geburt und Tod einer Welt gesehen; eine zauberhafte Feerei, die uns umgaukelt, die wir nicht glauben und nicht läugnen können. Es malt kein Maler die blendenden Goldflammen, welche von zehn bis zwölf Seen nah und fern, in grüner Tiefe, zerstreut emporstrahlen; keiner das zarte Rosenlicht der Gletscher, sein Kommen, sein Sterben.

Oft, wenn der Himmel von leichten Gewölken bedeckt ist, und der Wiederschein der Sonne aus einem der entfernten Seen heraufblitzt, bilden sich über demselben und um ihn in Nebeln blendende Glorien, in rothen, gelben und blauen Farbenlichtern.

Aber gewöhnlicher, wenn auch nicht alltäglich, und prachtvoller zugleich, sind die sogenannten „Apotheosen" oder „Verklärungen," welche, meines Wissens Bouguer und de la Condamine im Anfang des vorigen Jahrhunderts, in Südamerika auf dem Gebirg Pambamarca, zuerst gesehen und beschrieben haben, die dann auch auf dem Aetna in Sizilien und auf andern Bergen, erblickt wurden. In der Schweiz nennt man solche Erscheinungen einfach Nebelbilder. Sie zeigen sich von Zeit zu Zeit, wie auf dem Rigi, so auf dem Weissenstein bei Solothurn und auf andern Höhen. Sie treten nur dann vor das erstaunte Auge, wenn man auf einer schroffen Felswand über ihrem Abgrund steht, und ein dichter, feuchter Nebel aus der Tiefe steigt, auf welchen der Schatten der Person fallen kann, in deren Rücken die Sonne leuchtet.

Dann schwingt sich um das Schattenbild des Sehers ein Regenbogen, in allen sieben Farben schimmernd; zuweilen ein zweiter noch, wenig von diesem entfernt, über demselben herum, der aber schmäler und weißlich ist. Die Farben des innern Bogens, vom dunkeln Purpur seines untern Randes bis zum Flammenroth des äußern Saums, strahlen so brennend, daß das Auge manchmal oft die Stärke des bunten Lichtglanzes nicht zu ertragen vermag

Wohin man geht, folgt auch der umstrahlte Schatten und immer wandelt dieser im Mittelpunkt des ihn umlodernden Farbenkreises. Je näher die Nebel stehen, um so schärfer sind die Umrisse der Schatten darin; alle Anwesende erblicken sich neben einander mit ihren verschiedenen Bewegungen. Sind aber Wolke und Schatten entfernter, so nimmt Jeder darin nur die eigene Gestalt wahr, und niemals die des Nachbars. Reicht er diesem die Hand, so sieht er nur die Bewegung des eigenen Arms. Jedem also erscheint dann ein anderer Farbenbogen auf seiner Stelle.

Von flüchtiger Dauer ist das Nebelbild mit seiner Pracht, welche an die Verklärung auf Tabors Höhen mahnt. Sie währt oft einige Minuten, oft mehrere, bis die Sonne verhüllt, oder der Nebel entführt wird. Zuweilen sind diese Erscheinungen sehr weit vom Zuschauer entfernt; dann aber undeutlicher.

13. Am Zuger- und Aegerisee.

Der kleinste der eidsgenössischen Staaten ist Zug, dessen Gebiet nur fünf bis sechs Geviertmeilen umspannt, dessen Bevölkerung von 14,000 Seelen höchstens einer der mittlern Städte Deutschlands oder Frankreichs gleichkömmt. Allein diese Bevölkerung lebt so harmlos und glücklich in seinem altherkömmlichen Glauben, in seiner von den Vätern ererbten Freiheit und bei seinen ländlichen Beschäftigungen, daß sie von den Bürgern mancher Stadt beneidet werden dürfte; und das Ländchen selbst ist nichts Anders, als ein großer Baumgarten, über Hügel ausgespannt, worin verwitternde Ruinen alter Burgen, ländliche Wohnungen mit ihren Laubgängen, Dörfchen, um ihre Kirchen malerisch versammelt, Reiz und Leben der landschaftlichen Szenerie vergrößern. Auch ein paar liebliche Seen fehlen nicht.

Hier spricht die Natur in sanfter Majestät. Der zitternde Glanz eines Sees, der sich vier Stunden weit bis in den Schoos des dunkeln Hochgebirgs ausfaltet, wird von sanft anschwellenden Hügeln und Bergen umkränzt, unter denen viele mit üppiger Waldung, andere mit Reben bekleidet sind. Das anmuthige Gelände wallet ringsum amphitheatralisch auf, bis die Pyramiden des Rigi und Pilatus, die scharf geschnitten in den blauen Himmel hineinragen, den Vorgrund der Alpen und Gletscher bilden. Aus hoher Ferne schauen das Finsteraarhorn, die Schreck- und Wetterhörner, Eiger, Mönch und Jungfrau, Tschingli- und Gespaltenhorn hernieder. Man weiß nicht, ob sie zur Erde oder zum Himmel gehören. Die Pracht der Oertlichkeit, das reiche Laubwerk der Waldgebüsche, die über dem Seespiegel schwebenden Segel, die Fülle und Mannigfaltigkeit des Schönen, welches, so weit das Auge reicht, uns in frischen Tinten, zumal bei Morgen- und Abendbeleuchtungen, entgegenglänzt — Alles hat hier eigenthümlichen Zauber.

Wer sollte glauben, daß dieser freundliche See seinen Uferbewohnern schon mehr, denn einmal, fürchterliches Unglück bereitete? Er ist am Fuß des Rigi 1200 Fuß tief; bei der Stadt Zug nur kaum 200 Fuß. Hier aber, wie anderswo, unterfrißt er allmälig, wie es scheint, sein Gestade.

Schon einmal im Jahre 1435, wie die Chroniken erzählen, vernahm man an einem Nachmittag um 5 Uhr (den 4. März) durch das ganze Städtchen schreckliches Gekrache. In der dem See zunächst gelegenen Straße warf der Erdboden Spalten. Häuser rissen aus einander. Die Leute flüchteten aus den Wohnungen; andere wollten noch Habseligkeiten retten. Aber in wenigen Minuten versanken zwei Straßen mit Grund und Boden in den See. Ueber Thürme und Mauern schlugen die Wellen

zusammen. Sechsundzwanzig Häuser lagen von der nassen Tiefe verschlungen und bis auf die Spur ihres Daseins verschwunden. Fünf und vierzig Menschen, noch in den Wohnungen, wurden mit in den Abgrund gezogen. Ihrer keiner konnte gerettet werden; nur ein Mann schwamm empor gegen das Ufer, und einen Säugling in seiner Wiege trieben die Wellen heran.

Weder so groß, noch ähnliche Gefahren bringend, wie der Zugersee, ist ein anderer im Kanton, der Aegerisee. Er liegt inmitten eines romantischen Thals, von mehrern Ortschaften in einem Umfang von vier Wegstunden umgeben. An seiner Morgenseite zieht sich zwischen allmälig aufsteigenden Waldbergen und Waldströmen ein geräumiges Wiesenland von den Höhen nieder. Dies ist der durch die Freiheitsschlacht der Schwyzer im Jahr 1315 berühmt gewordene Morgarten. Man kennt diese Schlacht aus zahllosen Beschreibungen; auch wie sich fünfzig verbannte Jünglinge von Schwyz zu ihr drängten, um sich durch Tapferkeit wieder Gnade und Heimkehr ins Vaterland zu verdienen. Man weiß, wie die Eidsgenossen ihr Anerbieten verwarfen, und nicht mit Bestraften gemeinsam streiten wollten, die dann aber abgesondert kämpften und durch ihr Heldenwerk den Zorn ihrer Landsleute versöhnten. Doch weniger weiß man von der Ursache, derentwillen sie aus dem Lande verbannt worden waren. Laut einer noch im Volke lebenden Sage, war es folgende:

Zu Steinen im Lande Schwyz, wo Werner Stauffacher mit seiner heldensinnigen Gattin lebte, wohnte ein schönes Mädchen, um dessen Gegenliebe mehr als ein Jüngling des Ortes und der Nachbarschaft warb. Nach alter, in den Schweizergebirgen einheimischer Sitte, wollten einige der jungen Leute einst dem Mädchen ihren nächtlichen Besuch abstatten, oder, wie man es nennt „kilten“, um, in traulichen Gesprächen, der Schönen Gunst zu gewinnen. Da sie aber sahen, ihnen sei schon ein glücklicherer

Nebenbuhler zuvorgekommen, forderten sie ihn heraus, daß er, wie üblich, im Kampf den Preis der Minne durch Mannesmuth verdiene. Er, die Achtung der Geliebten für sich zu erhöhen, säumte nicht, zu erscheinen. In der Finsterniß begann das Ringen und Schlagen. Am Morgen fand man den unglücklichen Jüngling unter dem Fenster der Geliebten todt. Es war nicht leicht, den eigentlichen Urheber dieses Unglücks zu erfahren. Selbst über den, welchen man endlich dafür hielt, entzweite sich das Blutgericht; es fielen gleichviel Stimmen für seine Unschuld, wie für seine Bestrafung mit dem Tode. Der Landammann mußte entscheiden und er entschied für die Hinrichtung des Verklagten. Sie geschah. Nun aber athmeten die Freunde des Unglücklichen Rache. Sie vereinten sich mit denen, die von der politischen Gegenpartei des Landammanns waren. Sie tödteten diesen, als er eines Tages von Schwyz nach Steinen ritt, und legten seinen Leib auf einer, und das davon getrennte Haupt auf der andern Seite der Straße. Dann entflohen sie. Das waren die Verbannten!

Reicher an Sagen und seltsamen Ueberlieferungen sind aber die Umgelände des schönen Zugersees. Wer nur alle hören und wiedererzählen könnte, eh sie aus dem Gedächtniß des Volks, bei gesteigerter Bildung desselben, ganz verschwinden! Sie geben das treueste Bild vom kindlichen Geistesleben eines vergangenen Zeitalters, wo der Mensch inmitten von Wundern wandelte. — Nur Greise erzählen noch von wunderlichen schwarzbraunen „Schrätteli", Zwergen und Erdmännchen, oder Bergmännchen, kleinen eigensinnigen, launenhaften Geschöpfen, die dem Menschen bald zur Hülfe, bald zur Plage sind. Zwischen Gestrüppen und Felsenlöchern schlüpfen sie hervor und verschwinden sie; haben Riesenstärke und Vogelschnelligkeit; besitzen Gold und Diamanten im Ueberfluß und gebrauchen sie nicht. Gesegnet ist die Hütte, wo

sie einkehren und Speise verlangen; Schweinefleisch besonders ist ihre Leckerei. Keinen Dienst lassen sie unvergolten.

Eines Tages kam im Dorfe Walchwyl, das am Zugersee unter einem Kastanienwald am Gebirge liegt, ein winziges Erdmännlein zur Hebamme. Seine Geliebte litt in Kindesnöthen. Die dienstwillige Amme folgte. Der Kleine führte sie durch Gebüsch und Gestein bergauf zur schattigen Schlucht der „kalten Hölle“. Von hier ging's in eine Felsenspalte hinein, die bald sich zur hohen Halle erweiterte, hell erleuchtet von unterirdischem Licht; links und rechts sah man goldene Pforten von Nebengemächern. Der braune Zwerg führte die Amme in eins derselben, wo die leidende Schönheit in einem prachtvollen Bettchen lag. Das Geschäft ging glücklich von statten. Die kunstverständige Walchwylerin erwartete großen Lohn. Der kleine Mann gebot ihr, die Schürze zu erheben, als wollte er sie reichlich füllen. Aber statt des Goldes schüttete er ihr nur Kohlen hinein. Sie wagte nicht, ihren Verdruß zu zeigen und wurde von ihm wieder ins Freie hinausgeführt. Unterwegs ließ die Unzufriedene nachlässig von den Kohlen fallen. Flugs stand das Männchen neben ihr mit aufgehobenem, warnenden Finger und sagte: „Verachte die Gaben der Unterirdischen nicht!“ — Sie wandte sich verdrossen von ihm, und warf die letzten, wenigen Kohlen zu den andern auf den Küchenherd. Aber siehe, da blitzten diese im blendenden Glanz aller Regenbogenfarben; es waren edle Steine. Sie sammelte die wenigen, trug sie in die Stadt zu Kennern und vernahm, der Kohlenstoff wäre nun Diamant. Umsonst suchte sie nach allen übrigen, die sie unterwegs hatte fallen lassen, als sie vom Palast des Berggeistes gekommen war. Keine Spur ließ sich davon erblicken.

Auf einer kleinen, von den Armen des Lorze-Stroms umfaßten Insel, unweit Cham, liegt das Nonnenkloster Frauen-

thal. Sogar zu den frommen und schönen Cisterzienserinnen erblödeten sich die Erdmännchen nicht in die Zellen zu steigen, und ihnen Blumen zuzutragen, oder boshaft die Schleier zu verstecken. Aber als die Himmelsbräute, zur Zeit der Reformation, auf den bösen Einfall geriethen, in die Freuden der Welt zurückzukehren, verschwanden die freundlichen, unterirdischen Gesellen. Statt dessen hatten sie eine Erscheinung anderer Art, von der sie so in Schrecken und Furcht gejagt wurden, daß sie von Herzen gern katholisch und im Kloster blieben. Denn allnächtlich stieg an ihren Zellenfenstern eine gräßliche Gestalt auf, und gaffte mit großen, wilden Augen hinein. Der Kopf hatte struppiges Haupthaar, einen zottigen Bart, und was das ärgste war, drei große Nasen im Gesicht. Aebtissin und Klosterfrauen thaten Gelübde und Eid, nie wieder den Einfall zu haben, das Kloster zu verlassen.

Die ganze Geschichte dieser schreckenvollen Begebenheit war aber ein frommer Spaß, nicht der Erdmännchen, sondern einiger damaliger Rathsherren von Zug gewesen. Man pries, wie billig, den glücklichen Gedanken dieser geistreichen Männer, und verewigte das Gedächtniß solcher That zur Warnung für alle weltlüsterne Klosterfrauen. Denn so oft, von da an, der große Rath des Kantons in der Stadt Zug versammelt ward, sah man vor den Fenstern seines Saales jene scheußliche Gestalt, „den Guardian," zur Schau gestellt. Dies geschah bis zum Jahr 1798. An demselben Tage trug man vor dem, durch die Stadt ziehenden, großen Rath das Bild einer Cisterzienser-Nonne in Prozession her; während die Aebtissin von Frauenthal vor die Hausthüre jedes Rathsherrn ein Bund Stroh legen lassen mußte. Das Kloster kaufte sich endlich von dieser eb'en so kränkenden, als lächerlichen Uebung, durch Zahlung einer jährlichen Geldsumme, los.

14. Im Berner Oberlande.

Am Fuße des nahen Alpengebirgs, an den Ufern seines schönen Sees, steigt das Städtlein Thun, wie aus den Wellen hervor, und umringt mit seinen Gärten und Gebäuden malerisch eine siebenhundertjährige hochgethürmte Grafenburg. Gigantische Bergreihen, die einen die andern in allerlei Gestalten übergipfelnd, schweben wie Duft, links und rechts, und am Hintergrunde des Sees, um sich in dessen hellem Spiegel zu sehen. Voran steht die Felsenpyramide des mehr denn 7000 Fuß erhabenen Riesen, und unfern demselben stellt sich das zerklüftete Stockhorn, düster und mürrisch, der glänzenden Schaar der Gletscher- und Alpenkulmen voraus.

Dem Wanderer, welcher an das von ihm gesehene Thun zurückdenkt, wird in der Erinnerung die ganze Pracht des bernischen Hochlandes oder „Oberlandes“ wieder lebendig. Er übersieht sie da mit einem einzigen Blick, aber nur wie den zusammengedrängten Hauptinhalt im Register eines Buches. Die himmelwärtsstrebenden Zinken der Groß- und der Breit-, der Alt- und Weiß-, der Dolden- und Gelten-, der Jungfrau-, Eiger-, Schreck- und Wetterhörner, und welche Namen sie alle führen mögen, stehen gleichsam nur als Zahlen da, die Seiten des großen Naturbuches zu bezeichnen.

Das ist der eigenthümliche Reiz, mit welchem die Natur, vor andern Gebirgsländern, die Schweiz schmückt, daß sie, mit sinnreicher Laune, ihre wollustathmenden Zaubergärten unmittelbar an den Rand grausenvoller Gebirgswüsten legt, und mit dem buntesten Farbenschmelz der Alpenflora den ewigen Schnee des Gletscherwinters umkränzt. So lagert sie, dicht vor den düstern Schlünden, durch welche der Eingang zu den oberländischen Hochthälern und zu den stummen Einöden der Eiswelt ist, das kleine Paradies

von Unterseen oder Interlaken; — ein ebenes, idyllisches Thal, zwischen zwei geräumigen Seen, dem von Thun und Brienz; umarmt von ungeheuern Bergen, die hier aber ihre schreckhafte Größe mit Anmuth umhüllen. Der junge Strom der Aar rinnt von einem See zum andern durch das Gelände, welches mit seinen Gebüschen, ländlichen Hütten, Gärten, Prachtgebäuden und Wiesen, bei jedem Schritt ein neues Bild herzaubert. Trümmer der Burg Unspunnen strecken seitwärts aus verwildertem Gesträuch ihren grauen Thurm hervor, der, wie ein abgeschiedener Geist der Vorzeit, in das Leben des fröhlichen Thals fremd hineinschaut. Während der Sommerzeit sind die zwei kleinen Städte dieser Landenge von Reisenden aller Nationen übervölkert, sei es zum Genuß der Molkenkuren, oder von hier aus die Wunder des Hochgebirgs zu suchen.

Wollt' ich die lange Reihe der letztern aufführen, würd' ich diese Blätter zu einem dürren Katalog machen müssen. Hier ist die betretenste Heerstraße aller Lustwanderer, die das Oberland sehen wollen. Durch das Thal von Lauterbrunnen, von dessen Felsenwänden zwanzig Wasserfälle herabstürzen, unter ihnen 900 Schuh hoch der vielgepriesene Staubbach, geht der gewöhnliche Zug der Gebirgswallfahrer zur Wengern-Alp. Denn dort, wo sie in öder Höhe ein wirkliches Haus empfängt, steigt, ihnen gegenüber, aus schrecklichen Abgründen, die Jungfrau empor in ihrem Eis-Talar, 12,852 Fuß hoch über dem Meer. Man steht jedoch von ihr durch eine gewaltige Schlucht geschieden, und sieht gefahrlos darin jene Lauinen verschwinden, welche die Sonnenwärme fast täglich von ihren weiten, blendenden Firnen löst. Das Murmeln eines fernen Donners verkündet den Fall der mächtigen Massen, die dem Auge wie stäubende Schneebälle erscheinen, welche von beschneiten Dächern rollen. Vom Anblick des außerordentlichen Schauspiels wendet sich der Zug der Bergpilger zu dem der Zwil-

lingsgletscher, welche drunten im fruchtbaren Thal von Grindelwald zwischen zerrissenen und eisbelasteten Felswänden hervorzuquellen scheinen. Noch vor kaum dreihundert Jahren führte dort ein offener Paß mehrere Stunden Wegs über das Gebirg ins Wallis, von wannen selbst Kindtaufen und Hochzeitsleute zur Kirche nach Grindelwald kamen. Heut ist Alles von unvergänglichen Eislagern verrammelt, deren überfrorne, tückische Spalten das Grab des Kühnsten werden können. Nicht jeder kann vom Glück reden, wie der Grindelwalder Wirth Christian Bohren, im Jahre 1787, der, als er zum Gletscher zwischen dem Wetterhorn und Mettenberg hinaufging, das Eis unter seinen Füßen weichen fühlte, und in eine Spalte, 64 Fuß tief, hinunterstürzte. Mit gebrochenem Arm lag er unter dem ungeheuern Eisgewölbe am Boden, ein Lebendigbegrabener. Nur das abfließende Wasser zeigte ihm in der Finsterniß einen Weg der Rettung. Er folgte dem Lauf desselben, auf Bauch und Knieen, unter Todesangst und Schmerzen sich fortschleppend, und erblickte mit Entzücken das Tageslicht wieder.

Das Thal von Grindelwald, mit seinen Hütten von Kirschbäumen beschattet, mit seinen dunkelgrünen Wiesen, da und hier von kleinen Beeten unterbrochen, die mit Roggen und Gerste besäet sind, mit der erhabenen Wildheit der Felsenberge und Firnen, die sich in den Wolken des Himmels verirren, macht alle Schönheit des gefeierten Chamounythals vergessen. Mancherlei Fußwege führen hinauf in die höchsten der Alpen, auch zu der höchsten aller menschlichen Wohnungen unsers Welttheils. Bisher hatte dafür das Hospiz auf dem St. Bernhardsberge (7680 Fuß über dem Meer) gegolten; seit dem Jahr 1832 aber nicht mehr. Denn 8140 Fuß erhaben über dem Meer, am Gipfel des Faulhorns, liegt auf verebnetem Platze, ein drei Stock hohes Gasthaus, mit allen Bequemlichkeiten für Reisende ausgestattet. Nord-

wärts verdämmert ihnen da in der Tiefe alles Land weit umher; südwärts, wohin die Fenster der Zimmer, des Gesellschafts- und Speisesaals, gerichtet sind, hat es das Auge nur mit Eismeeren und einsamen Felsgipfeln der höchsten Berge zu thun. Man sieht die aus dem Abgrund der Ur-Meere hervorgebrochenen, durch unbekannte Gewalten himmelwärts gehobenen Eingeweide des Erdballs, wie sie in schauerlicher Zerstörung erstarrt und leblos daliegen. Der Mensch verschwindet auf diesen Weltruinen, neben welchen drunten der Lämmergeier in den Lüften, wie ein verlorner Käfer, schwärmt.

Ein anderer Fußweg, und gewöhnlich schlagen ihn die Lustwanderer ein, leitet über die Alpen der großen Scheidegg, neben dem gewaltigen Gebirgsstock des Wellhorns vorüber, welches in seiner blendenden Eisschaale fast zehntausend Fuß hoch ragt. Der Roselavigletscher, zackig und zerrissen, hängt zwischen ihm, dem Stelli- und Engelhorn, vom Kamm des Gebirgs herunter. Seitwärts, in wilder Waldschlucht verloren, rinnt eine Schwefelquelle neben einigen hölzernen Gebäuden, dem Badeort benachbarter Landleute. Jenseits der Scheidegg gelangt man, auf rauhem, oft jähem, bald von Giesbächen zerrissenen, bald von Bergfällen überschüttetem Pfade, zum Anblick des lachenden Haslithales und seines majestätischen Wasserfalls. Dieser verbreitet seinen dumpfen Donner weit über das stille Gelände. Der Reichenbach stürzt in dreifachen Absätzen von Felsenbecken zu Felsenbecken. Den Abgrund, in welchen er sich schäumend verliert, umschweben ewige Gewölke.

Der Haufe der Reisenden eilt mit flüchtigem Blick, den er den wilden Herrlichkeiten des Haslilandes gönnt, vorüber. Hier aber, wie irgendwo im Schweizerlande, wär' es der Mühe werth, zu verweilen und die einsamen Hütten und Dörfer des Gebirgs zwischen ihren Schneegebieten zu besuchen, so wie die Bergschlünde

und die Stromstürze, die Irrgarten der Felsen, wo Alles dem Wanderer ein schönes Grausen anhaucht. Man lebt da unter den Nachkömmlingen der alten Einwanderer aus fernem Norden, einem biedern, schönen Volksschlag. Zwar die alten Sagen und Sänge des kalten Skanziens sind längst in diesem „Weißlande" verklungen; aber die Poesie des Volkes ist darum nicht ganz erloschen. Mit schauerlichem Glauben wird noch dort und hier von Wesen wunderbarer Art gemeldet, welche über den Firnen-Wüsten wandeln, oder in den Heimlichkeiten der Felsenschatten schleichen. Dort erscheint zuweilen noch dem Senn am Eisgewölbe des Gauligletscher-Doms das tückische Gauliweibchen, von einem schwarzen Hündlein begleitet. Dort lockt noch zuweilen ein überirdisches, reizendes Gaismädchen, auf dem Grath des Hasliberges, den jungen Hirten mit ihrer Liebe. Aber seit einer der Jünglinge unter dem Saum ihres Gewandes statt der Füße, dünne Ziegenbeine erblickte, muß sie ungeliebt verschmachten. Dort wandelt im Hintergrund des hohen Gentelthals schwermüthig das holde Engstlenfräulein. Es ruht ein Fluch auf ihm; wer ihn zu lösen wüßte, wär' ein glücklicher Sterblicher.

Die Mythologie der Alpen hat ihren eigenthümlichen Zauber. Aus den einfachen Lebensverhältnissen der Jäger und Hirten des Gebirgs hervorgetreten, athmet sie deren Gemüthlichkeit, Frommsinn, kindliche Einfalt und Schalkheit. In den Ländern der Ebene mögen sich Riesen gestalten; aber neben tausend Klafter hohen Felswänden und Eiskolossen würden die Gewaltigsten der Riesen kleinlich erscheinen. In den Bergen wohnen nur Elfen, oder weibliche Wichtlein, deren Tänze im Mondschein der Frühlingsnächte fruchtbare Jahrgänge, deren Wehklagen und Trauern Stürme, dürftige Ernten oder Unglück von Bergfällen und Lauinen verkünden. Ihre zarte, kleine Gestalt verhüllen sie in lange nachschleppende Mäntel, daß kein Sterblicher darunter ihre Gänsfüß-

chen entdecke. Die Bergmännlein oder „Schrätteli" sind winzige Zwerge, die sich gern mit Hirtenfamilien zu schaffen machen. Bald necken sie schadenfroh, bald leisten sie unerwartete Hülfe. Sie führen die Gemsen zur Weide, deren Milch ist ihre Nahrung; der Krystall der Höhlen ihr Schmuck. Ihr geheimes Treiben lassen sie ungern belauschen, und nie bleibt es ungestraft, wenn man ihre Gutmüthigkeit durch Muthwillen überlistet. Furchtbarer aber denn Alles, ist Aelternfluch oder Verwünschung des Landes. Der Fluch reißt Felsen von den Berggipfeln und begräbt mit ewigen Gletschern Gefilde der Alpen, die sonst den Rinderheerden reiche Weide gaben. In abgelegenen Klüften brütet wüstes Gewürm. Da fährt der geflügelte Drache aus nach Beute, und reißt bei seinem Ausbruch Quellen auf, die, als Waldströme, Bäume und Steine in die Thäler niederreißen. Da nistet unterirdisch das schlangenartige Unthier, „Stollwurm" genannt, mit dickem, wenige Schuh langem Schlangenleib und rundem Katzenkopf, vorn mit zwei kurzen Klumpfüßen versehen. Zuweilen trägt der Scheitel ein kronenartiges Gewächs. Nur in trockenen Sommern erscheint der Stollwurm; lagert sich auf das Heu der Alpenställe, oder sonnet sich auf Steinblöcken. Und nicht nur in den Alpen, sondern auch im entgegengesetzten Gebirg des Jura, und zwar in dessen höhern Regionen, wird er von Zeit zu Zeit gesehen. Merkwürdig ist's, von dort, wie von hier, sind die Beschreibungen des fabelhaften Thiers so übereinstimmend, daß selbst Naturforscher fast in Versuchung geriethen, an das Dasein einer unbekannten Thierart des Hochgebirgs, an eine Art gigantischer Eidechsen zu glauben, die nur selten hervorschleiche. Indessen hat man vergebens beträchtliche Preise schon für den ausgeboten, der einen Stollwurm todt oder lebendig herbeischaffen könne.

Des Hasli's Hauptort, Meyringen, in reinster, milder Luft, bei 2000 Fuß über dem Meere, in fruchtbarer, geräumiger Thal-

ebene, zwischen Gärten, Fruchtfeldern und Wiesen und Wäldern und Wasserfällen der Bergabhänge gelegen, verdient durch seine Anmuth Sommersitz des wandernden Gebirgsmalers, Sittenbeobachters, Naturforschers, oder auch nur des Liebhabers der Seltsamkeiten und Herrlichkeiten des Alpenreichs zu sein. Hier wohnt er dem ungeheuern Gebirgsknoten nahe, den der Gotthardsberg, von Granit, geschürzt hat, und von welchem, nach allen vier Weltgegenden, lange Bergketten ausstrahlen, die sich erst in Frankreich, Ungarn und Italien niedersenken. Hier ist der Mittelpunkt von acht bis zehn Fahr-, Reit- und Fußwegen, welche zu den umliegenden Kantonen und den merkwürdigsten Erscheinungen der Alpen führen. Am meisten wird die Grimselstraße bewandert und gepriesen. Darum will ich nicht den neben ihr gelegenen Aarfall bei der Sennhütte Handeck von neuem schildern, der da seine Wasserfälle in einen finstern, mehr denn hundert Schuh tiefen Abgrund stürzt. Was ihn eigentlich wunderschön vor ähnlichen Katarakten auszeichnet, ist nicht seine Tiefe, oder sein erschütternder Donner, nicht das Gewoge und Gebrodel des Abgrundes und die Wildheit seiner Umgebung. Wie gefahrlos man auch das große Schauspiel betrachten kann, sei es von oben, wo es beginnt, oder drunten, wo es zermalmend endet, — ohne Schauer des Schwindelns und Entsetzens sieht man es nicht. Aber einzig ist der Anblick, wie in den blitzenden Schaumbogen des Aarstroms ein zweiter Wasserfall, vom Aerlibach gebildet, seitwärts hereinfällt, und sich mitten in der Luft mit ihm zusammenschließt. Und beleuchtet die Mittagssonne das Spiel der schwebenden Wellen und der Wasserstaubwolken: so bilden die gebrochenen Strahlen des himmlischen Lichtes ein Feuerwerk, von allen Farben des Prisma's brennend. Es züngeln purpurne, grüne und blaue Flammen an den verwitterten, schwarzen Klippen und zitternden Gesträuchen umher; es fallen Feuerflocken, erlöschen und sind wieder da.

Von dieser Stelle sind's nur noch zwei Wegstunden bis zum Grimselhospitz, welches, gleich allen ähnlichen Gasthäusern der höchsten Alpenpässe, mit seinen kleinen Fenstern und dem steinbelasteten Dache, zwischen kahlen Klippen, frostiges Ansehen gewährt; aber darum eine nicht minder angenehme Zuflucht gegen Sturm und Nebel und Schneegestöber dieser Regionen bleibt. Wirthshaus, Stallung und Waarenniederlage (denn Sommers zählt man oft wöchentlich einige Hundert durchgehende Saumrosse mit ihren Führern von oder nach Italien) erheben sich an einem kleinen See, der die düstern, zerklüfteten Felsenthürme ringsum noch dunkler wiederspiegelt, als sie sind. Einzelne Schneeflecken und Schneefelder, die der Sonnenstrahl selten oder nie in ihren Felsenwinkeln sieht, bringen allein noch Mannigfaltigkeit in das todte Gemälde. Aus der Ferne glänzt das Finster-Aarhorn, dessen äußerste Spitze (13,234 Fuß über dem Meer) weit über die höchsten Kulmen aller Berneralpen hinausherrscht. Auch sie ward schon im Sommer des Jahres 1812 durch Rudolf Meyer von Aarau erklettert, begleitet von drei verwegenen Bergbewohnern der Nachbarschaft. Jeder seiner Schritte war eine Lebensgefahr; und außer der Ehre, seinen Fuß dahingesetzt zu haben, wo noch kein Sterblicher seit der Erschaffung des Menschen stand, blieb das große Wagniß ohne Gewinn für die Wissenschaft. Denn nur wenige Minuten verweilte er in der grauenvollen Höhe, wo die Spitze der schroffen Granitpyramide, wie sie aus dem meilenweiten Gletschermeer hervorgewachsen ist, kaum fünf bis sechs Personen Raum anbietet. Sie ist von einer mehrere Klafter dicken Eisdecke belegt. Der reine Himmel schien ein finsteres Indigoblau. Aber wohl nicht allein die Reinheit der Luft in diesen ist es, die das klare Blau des Himmels verfinstert, sondern auch, wenn sich der Blick vom weißblendenden Schnee zum Aetherraum erhebt, der Farbengegensatz, Schwarz gegen Weiß, welcher sich subjektiv in

den Sehnerven erzeugt. Mir ward auf den Firnen des Griesgletschers die Bläue des Firmamentes allzeit heller, wenn ich, statt des Schnees, eine Weile das schwarze Seidentuch angeschaut hatte, welches ich bei mir trug. Unter sich sah Rudolf Meyer, wie er mir erzählte, über ein Lanzenheer von Bergkuppen hinweg, die Länder der Tiefe, wie ein nächtliches Meer, hin und wieder zu Hügeln aufwallend, ununterscheidbar in Einzelheiten. Von jenen Bangigkeiten und Uebelkeiten empfand er nichts, über welche Andere klagten, welche zu solchen Höhen aufgestiegen waren. Dergleichen unbehagliche Empfindungen, so wie die schnelle Ermüdung und schnelle Wiederkehr der Kräfte, können allerdings Wirkungen der dünnen Gletscherluft sein, durch welche sich die Poren, Blutgefäße und Muskeln des Leibes ausdehnen; vielleicht auch Wirkungen irgend einer dem Lebensprozeß minder zusagenden Gasart, die sich im Schnee entwickeln mag. Aber durch langsames Bewegen des Leibes beim Steigen und öfteres Ruhen desselben, wird der unbehagliche Zustand ganz verhütet oder gemildert, der beim Niedersteigen von denselben Bergen kaum spürbar ist.

Noch wären über das geheime Leben und Weben der Naturkräfte in den hohen Regionen der Eiswelt viele Entdeckungen zu machen. Wie selten und wie flüchtig ist dort der Besuch unerschrockener und geübter Beobachter! Kleine Nebelgestalten, welche plötzlich auf den Flächen der Schneewüste hervortreten, gespensterhaft darüber hinschleichen, und eben so plötzlich wieder unsichtbar werden, lassen sich aus der örtlichen, ungleichen Kälte der Eistiefen erklären, worin sich die Dünste bald zur Sehbarkeit verdichten, bald auflösen. Doch schwieriger ist der Stillstand jener Wolken zu enträthseln, die sich zuweilen aus einem Berg hervor zu spinnen scheinen, am Felsen festkleben und vom Winde nicht entführt werden, der unter und über ihnen den Schnee, wie leichten Staub, davon weht.

Ohne Vergleich mit allen andern Alpengletschern ist der Vorder-Aargletscher, zur Anstellung naturforscherischer Versuche der gelegenste, sicherste und ausgedehnteste. Links und rechts sich verzweigend, läuft er zwischen den Hörnern der Alpenkette fast eine Tagreise weit hin. Sein Gebilde zeigt auf der Oberfläche all die wunderbaren Erscheinungen, die man auf andern Gletschern anstaunt, jene großen, kreisförmigen, mit Wasser gefüllten Poren oder Kessel; jene Spitzsäulen und hohen Eispfeiler, welche Felsblöcke tragen; die blaugrünen Risse und Schründe geborstener Firnen, die Bewegung der gefrornen Massen, die seltsamen Phänomene der Luft in den Hochgegenden. Vom Grimselhospiz gelangt man in zwei Stunden, fast ebenen Bodens, zu diesem Eismeer, an dessen Grenze die Natur, mit stiller Thätigkeit, fortwährend die eigenen Schöpfungen immer zerstört und immer wieder bildet; Felsblöcke von verwitterten Bergkulmen herabschleudert und sie wieder mit fruchtbarer Erde, Moosen, Gräsern und Kräutern überkleidet. Ist man einmal durch die mit Bergtrümmern bedeckte Fläche gedrungen, und die vorliegende Eishalde hinaufgeklettert, so breitet sich dann die einförmige, weite Winterwüste des Gletschers, fast unabsehbar und eben, vor dem Blick des Wanderers aus. Grabesstille empfängt ihn, und ein kalter Hauch der Luft durchschauert ihn.

---

15. Das Wallis.

Von den höchsten Gebirgen des Alpenzuges zur Rechten und zur Linken umfangen, steigt vom Gestade des Genfersees in einer Strecke von 36 Stunden bis zum Rhonegletscher an der Furka eines der merkwürdigsten Thäler Europa's empor. Durch die Tiefe wälzt, zwischen Felshügeln und verheerten Ufern, der Rhonestrom seine Wellen. Aus sechszehn Seitenthälern mehren herabstürzende

Gletscherbäche seinen von Stunde zu Stunde schwellenden Wasserreichthum.

Das ist das Wallis, mit einer Volkszahl von 70,000 bis 80,000 Seelen. Die Ausdehnung seines Flächenraumes ist unbekannt: Wer weiß die Grenzen der Länder auf Gletschern und Firnen, die bei 12 Stunden Wegs weit zusammenhängen, oder in unbewohnbaren Felsenwüsten zu finden? Es genügt, sie zu kennen, wo Straßenzüge über den Rücken der Hochgebirge laufen; oder wo Alpendörfer, die ein halbes Jahr im Schnee vergraben liegen, ihrem Vieh zwischen Kulmen und Zinken der Berggräthe Sommerweide suchen müssen.

Wiewohl sich längs dem linken Rhoneufer die Walliser Berge bis zum Genfersee erstrecken, tritt der Reisende auf der Landstraße doch erst beim Städtchen St. Maurice in das wunderbare Land ein. Hier drängen die einander gegenüber aufragenden Klippen und Felswände des Dent de Morcle und de Midi so eng zusammen, daß der Rhone kaum Raum bleibt, sich hindurch zu pressen, und man vor Zeiten mit einem Schlüssel des Brückenthors den ganzen Kanton Wallis auf dieser Seite zuschließen konnte. Denn die Brücke, aus gehauenen Steinen, verknüpft beide Berge. Der Strom, der Engpaß, die Brücke, ein alterthümliches Schloß daneben, zum Theil bewohnbar, zum Theil nur zerfallendes Gethürm und Gemäuer, und an himmelhoher Felswand droben eine in dieselbe eingeschnittene Einsiedelei, bieten ein romantisches Bild dar. Das alte Rom hielt hier schon Militärposten; Kaiser und Könige des Mittelalters beschenkten die Abtei von St. Maurice mit Kleinodien und Reliquien, als einen der gesammten Christenwelt hochheiligen Ort. Denn unweit der Stadt selbst soll die thebäische Legion den Märtyrertod erlitten haben; auf dem mit ihrem heiligen Blut geweihten Platz Verollat sieht man heut noch gläubigen Wallfahrtern eine Kapelle geöffnet.

St. Maurice und der gesammte untere Theil des Wallis bis zum Fluß Morse, war ehemals unterthäniges Gebiet der sieben freien Bezirke oder „Centen" des obern Wallis; und jeder dieser Centen war, was er auch jetzt noch ist, eine eigene selbstherrliche, mit den andern Bezirken verbündete Republik, unter selbstgewählten Obrigkeiten und selbstgegebenen Gesetzen. Auch heut noch ist das Land ein Föderativstaat, ohngefähr wie Graubünden; nur mit dem Unterschiede, daß jetzt das weiland herrschende Oberwallis in acht Centen zerfallen ist, und daß die ehmaligen Landvogteien im Unterwallis zu 5 eben so freien „Centen" oder kleinen Republiken erhoben sind, welche in allgemeinen Angelegenheiten des Kantons, ihre Gesandte so gut, wie jene, zum Bundesrath, der aber „Landrath" geheißen wird, jährlich zweimal nach der Hauptstadt Sion schicken. Inzwischen ist wohl dafür gesorgt, daß das freigelassene Unterwallis, obschon es im Besitz einer größern, gewerbigern und zum Theil gebildetern Bevölkerung ist, im Landrath nicht den Meister spielen könne. Seine fünf Centen haben nur das Recht 20, hingegen die acht Centen des Oberwallis, 32 Stimmen in jener Staatsversammlung hören zu lassen. Dies ungleiche und, wenn man will, unbillige Verhältniß hat schon zu Zwisten und bürgerlichen Unruhen Anlaß gegeben. Ohnehin sind beide Landestheile von Nachkömmlingen zwei verschiedener Völkerstämme bewohnt, ungleich in Sprache, Charakter und Gesittung.

Denn während in der obern Hälfte des Landes die Einwohner der Thäler deutschen Ursprung beurkunden, erscheinen die der untern als Kinder galischer oder romanischer Abkunft. Sie sprechen französisch, oder im Allgemeinen vielmehr ein wirres Welsch, welches aus Wörtern so vieler Nationen zusammengeschüttet worden ist, als sich jemals in die Klüfte dieses Hochlandes auf Irrfahrten verloren haben mögen. Man hört da römisch und deutsch,

neufranzösisch und galisch, hunnisch und arabisch durcheinander klingen. Denn sowohl von den Hunnen Attila's blieben hier zwischen Felsen sitzen, als im achten Jahrhundert von den Sarazenen, oder „Ismaeliten", wie sie in Mönchschroniken heißen, zurückgeblieben sein mögen, deren kriegerische Horden die Dörfer und Klöster ohne Unterschied damals ausplünderten. Hier wäre für Alterthums- und Sprachforscher reiche Ausbeute zu machen.*)

Das biderbe, ungelenke, bedächtige Wesen der deutschen Walliser sticht gegen das lebendigere, redseligere und gefälligere der romanischen sehr ab. Wenn die Letztern streit- und prozeßlustiger sind, als jene, ist dies wohl eine Erbkrankheit, die ihnen, eben so gut, wie den Tessinern, von ihren ehemaligen gnädigen, aber gewinnsüchtigen Herren und Landvögten eingeimpft worden ist.

Eine Art Nationalphysiognomie, wie man in vielen andern Kantonen findet, unterscheidet man hier nicht. Die Bewohner der seitwärts aufsteigenden Hochthäler sind im Ganzen kräftiger, frischer und größer, als die des Rhone-Thals; Schönheiten jedoch in beiden Geschlechtern selten, oder durch ungestalte Kleidertrachten entstellt. Die Männer (ich spreche von Landleuten) wandern in ihren Jacken, Westen und Kurzhosen von grobem, braunem, oder schwarzem oder blauem Landtuch, meistens ziemlich unreinlich, einher; eben so unzierlich die Weiber, und nachläßig, in ihren Wämsern, Schnürbrüsten, das kleine runde Hütchen auf dem Kopf mit alten verblichenen Bändern verziert. Man findet

*) Ein neuerer Reisender gibt davon ein Pröbchen. Als er in eine Hütte des Thales Herens trat, befahl der hochbetagte Eigenthümer derselben einer jungen Frau, dem Fremden einen Stuhl anzubieten, mit folgenden Worten: „Neurâ, freinde bretschi on cabé a zu saho!" Wörtlich sollte dies heißen: „Schweizertochter, spring, bringen einen Stuhl dem Herrn."

hier so wenig als im Tessin, jene sonst bei Schweizer-Landleuten übliche große Sauberkeit, oder Eigenthümlichkeit der Tracht, vorherrschend. Eben so vernachlässigt und schmutzig sind in der Regel auch die ländlichen Wohnungen; selten nur von Stein und dann halbverfallen; mehrentheils von Holzstämmen, klein und niedrig, schwarz geräuchert, mit kleinen, alters- oder schmutzblinden Fenstern. Hin und wieder sieht man auch noch die alten Gemeindshäuser an ihrer Vorderseite grauenhaft mit Köpfen und ausgestopften Fellen von Bären, Luchsen, Wölfen und andern Raubthieren geschmückt, wie in einigen Berggegenden Graubündens.

Den traurigsten Anblick aber gewähren in den tiefern Rhonelandschaften des Unterwallis die zahlreichen Cretinen. Man kann im Durchschnitt in Ortschaften, die dem Cretinismus unterworfen sind, noch immer, auf hundert Einwohner, eins dieser elenden Wesen rechnen, die mit erdfahlen Gesichtern, schlaffen Mienen, dummstierenden Augen, Hals und Brust ekelhaft von ungeheuren Kröpfen belastet, zuweilen kaum Spuren der Vernunft verrathen. Manche sind sprachlos; ihre Stimme gleicht nur dem Blöcken eines Thiers; ihr grinsendes Lächeln jagt Furcht und Grausen ein.

Noch immer bleiben die Ursachen dieser entsetzlichen Verzerrung der menschlichen Gestalt Geheimniß Thatsächlich aber ist, daß der ausgebildete Cretinismus hauptsächlich nur in Gebirgsländern (aller Welttheile) und dann nur in den tiefern Gegenden derselben bemerkt wird, die durchwässerten sumpfigten Boden und feuchte Luft haben, auch (wie an Schattseiten der Berge) eine Zeitlang im Jahre der Frühstrahlen der Sonne entbehren. In ebenen Ländern, in hochgelegenen Thälern, an trockenen sonnigten Seiten tief liegender Thäler, erblickt man keine, oder nur selten, dergleichen unglückliche Geschöpfe. Unreinlichkeit und schlechte, wenig abwechselnde schwerverdauliche

Nahrungsmittel, mögen bei Menschen, mit Anlagen zu scrophulösen Krankheiten, das Uebel bedeutend befördern. Die benachbarten, moorigten Ufer des Genfersees und dazu die von Zeit zu Zeit eintretenden Ueberschwemmungen der Rhone, tragen ohne Zweifel nicht wenig zum Verderben einer Athmosphäre bei, die mit Sumpfluft geschwängert, in Hochthälern, sonnigten Gegenden und Ebenen etwa bloß Wechselfieber erzeugen würde.

Zwischen den riesenhaften Felswänden und über einander gelagerten Bergen erzeugt der Sommer wahrhaft italienische Hitze, worin sich eine südliche Pflanzenwelt, zwischen Kastanienwaldungen und Weinreben, aufschließt. Oft aber wird durch die aus Thalschluchten vorstürzenden Bergwinde die Luft plötzlicher abgekühlt, als es der menschlichen Gesundheit immer zuträglich sein mag. Merkwürdig ist dabei, daß der gewöhnliche trockene und kühle Biswind im großen Rhonethale von Westen kömmt, und der Südwestwind sich von Osten her mit seinen Regenschauern thalabwärts wälzt. Die sonderbare Erscheinung erklärt sich durch die Lage des Wallis, indem es sich von Nordosten nach Südwesten senkt. Morgenwärts wird der Ostwind von den hohen Gebirgen des Gries, des Gotthard, der Furka, Grimsel u. s. w. aufgefangen und wieder himmelwärts geworfen, und wenn er abendwärts wieder zum Thal niederfährt, prallt er von jenem Gebirgswall zurück, welcher vom St. Bernhard bis zum Dent de Midi das Thal dort zu verrammeln scheint. Hingegen die Süd- und Südwestwinde ergießen sich durch die Seitenthäler an den piemontesischen Grenzen und werden von den gegenüber aufragenden Massen der Hochalpen längs den Bernergrenzen aufgefangen, dem Lauf der Rhone nach, abwärts gegen Westen hin gelenkt. Ich danke diese Beobachtung, die wenigen Reisenden bekannt ist, einem Mitgliede des wallisischen Staatsrathes, welches zugleich Arzt und Naturforscher ist.

Es wäre unrecht, im Unterwallis des Städtchens Martigni, oder Martinach, oder wenn man will des altrömischen Octodurum, zu vergessen. Es entfaltet am Fuß des St. Bernhardberges eben so romantische Ansicht und prachtvollere Aussichten, als St. Maurice, besonders von der Felshöhe, auf welcher die bemooseten Trümmer der Burg Labatie, oder Bastida, mit dem hohen, runden zerfallenen Wartthurm über die Thalwelt hinschauen. Von da erblickt man unter sich die freundlichen Wohnungen des Städtleins und weit hinauf das lange Wallisthal, wie eine Riesengasse, deren Paläste, links und rechts, Alpen und Gletscher sind, bis zum fernen Hintergrund, wo Alles im blassen Licht der Firnen verdämmert, die den St. Gotthard umringen. Man übersieht die lange Reihe von Verwüstungen der unbändigen umherschwärmenden Rhone, und jene einzelnen, sonderbaren, in der Ebene von ihr aufgethürmten Schuttkegel, wenn etwa einmal da und hier herabgestürzte Lauinen oder Felsen ihren Lauf unterbrachen und ihre Wildheit steigerten. Zum Beispiel im Jahr 1595 schwoll, so gehemmt, der Strom bis Martinach empor und fluthete da Menschen, Vieh und einige Hundert umherliegende Wohnungen mit sich hinweg.

Was vermag der Sterbliche mit aller Kunst gegen dergleichen Naturgewalten? oder wer im Gebirg weiß immer, von welcher Seite ihm der Tod droht? Ohnweit der Stadt mündet sich der Bergstrom der Dranse in die Rhone aus. Er rinnt aus den zehn Stunden langen Bagnegletschern zusammen. Im Frühling des Jahres 1818 waren, wo sich das freundliche, alpenreiche Bagnethal eng gegen den mehr, als 13,000 Fuß, erhabenen Berg Combin ausspitzt, ungeheure Eismassen von den Getroz-Felsen herabgestürzt. Sie verrammelten, 400 Fuß hoch und 3000 Fuß dick, den Ausgang des schmalen Hochthals, und den Ablauf des Drasestroms, der endlich dahinter zu einem beinahe 300 Fuß tiefen

See anschwoll, 650 Fuß breit und über drei Viertel Stunden Wegs lang. Tausende in den untern Thalgeländen, in Dörfern und Weilern, zitterten jede Stunde des Tags und der Nacht vor dem Augenblick, wenn der Druck einer so gewaltigen Wassermasse den Gletscherwall plötzlich durchbrechen würde. Die Gefahr zu mindern, wurden kunsterfahrne Männer zur Hülfe gerufen. Man schlug durch den Eisdamm einen Stollen, den See allmälig abzuzapfen; gefährliche Arbeit; Menschen hingen und kletterten, wie Ameisen, an den schlüpferigen Schneemassen und glatten Eisklippen umher. Das Werk gelang. Das Gewässer begann allgemach abzufließen. Aber eines Nachmittags (am 16. Juni) sprengte mit Donnergetöse der Druck des Sees den Eiswall auseinander. Der sich überwälzende Schwall der Fluth stürzte brausend von Alpen zu Alpen nieder, durch Wälder und Dörfer, Alles zerreißend, was nicht jählings flüchtete. Bei fünfzig Menschen verloren in den Wogen das Leben. Ein Schaden von 1,109,759 Franken, nach amtlicher Schätzung, ward in einer Menge von Ortschaften beklagt. Zu Martigni allein wurden mehr denn 80 Gebäude verwüstet; und mehr, als eine halbe Million reichte nicht hin, hier das angerichtete Verderben zu ersetzen.

Fast alljährlich wiederkehrende Ueberschwemmungen der Rhone versumpfen und verpesten Boden und Luft der Umgegend von Martinach, in denen Cretinen und Kröpfe, mit allen Abstufungen des Uebels, am häufigsten angetroffen werden. Indessen verbreitet der Waaren-Paß, welcher Italien mit dem Norden hier über den großen Bernhardsberg verknüpft, dennoch einen gewissen Wohlstand und einen Arbeitsfleiß, welcher, als wollt' er die Wildheit der Natur durch Schmeichelei versöhnen, ihre Verwüstungswerke mit immer schönern Gebäuden, Fruchtfeldern, Anlagen, Gemüse- und Blumengärten umkränzt.

In der Erwähnung des St. Bernhardsberges möcht' ich

die zahlreichen Schilderungen desselben hier nicht vermehren. Man kennt die Schrecken dieses rauhen Weges, im Winter durch tödtlichen Frost, im Frühling durch Herabsturz der Schneelauinen, im Sommer durch Gewitterstürme, verführerische Nebel und plötzliche Schneegestöber gefährdet. Man kennt die menschenfreundliche Stiftung des Hospizes auf der Höhe des Uebergangs, 7680 Fuß über dem Meere, wo in allen Jahreszeiten 6 bis 12 Augustinermönche Wohnung haben, um Reisende, und wären es ihrer 2 bis 300 zugleich, gastfreundlich zu verpflegen; oder mit Hülfe ihrer klugen Bernhardshunde Verunglückte zu retten; kennt das Todesthal im wüsten Chaos zusammengefallener Berge, wo die Todtenkapelle eine Leichenherberge der von Frost und Schnee getödteten Wanderer ist. Von jener Kapelle an, bis zum kleinen See jenseits dem Kloster, predigt hier wie vielleicht an keinem andern Ort, Kunst und Natur, zwischen Eis und Himmel, nackten, starren Klippen und jenem Kirchlein, welches das Mausoleum des Feldherrn Desaix aus weißem Marmor bewahrt, Alles nur Tod, Entseelung der Natur, Untergang.

Ob vor 2000 Jahren schon Hannibal mit seinem Heer sich über dies Gebirg nach Italien Bahn gebrochen habe, wird wohl ein Räthsel für Alterthümler bleiben; aber in frischer Erinnerung ist, wie in neuerer Zeit ein neuer Hannibal seine Tapfern zur Eroberung Italiens hinüber geführt hat. Mehr denn 150,000 Mann des französischen Heers unter Napoleon überstiegen nach einander, binnen drei Jahren, den Berg. Als Cäsar Berthier (im Anfang Novembers 1810) mit seinen Heerhaufen, die er dem Kaiser Napoleon zuführte, über den Bernhard zog, ward die Kälte so furchtbar, daß eine Menge der Krieger Hände, Ohren, Nase und Füße erfroren.

Die Hauptstadt des kleinen wallisischen Bundesstaates, Sitten, nicht unzierlich gebaut, doch kaum von drittehalbtausend Seelen

bevölkert, liegt am Fuß des Gebirgs, hinter welchem das zehntausend Schuh hohe Wildhorn die beschneiten Zinken verbirgt. Um zwei Felsenhöhen voller Klippen, aus den Wiesen der Ebene hervorsteigend, lagern sich malerisch Wohnungen, Kirchen und Klöster des Städtchens; und auf jedem jener Felsgipfel, 400 und 500 Schuh hoch, schauen zerfallene Burgen und Tempel über die fruchtbaren Flächen des Grosthals, welches sich hier am breitesten ausstreckt. Ein Bergstrom, die Sionne, oder der Sittenbach, dem Gletscher des Geltenhorns entsprungen, fließt da vorüber, dem Bett der Rhone zu. Bald steht er wasserlos, bald schwillt er über seine Ufer hinweg und verödet die Nachbarschaften; am gefährlichster aber dann, wann zugleich die ebenfalls angewachsene Rhone seine Gewässer gegen die Stadt zurückstauet. Dann wird das Land umher zum See, und Wellen rauschen durch die Gassen des untern Stadttheils, welche mit Bergschutt und Sand überfüllt werden. Im Jahr 1778 lagerte der heruntergewälzte Schutt so hoch auf dem Straßenpflaster, daß er das Thor gegen Leuk vollkommen verschloß. Wer nach Ablauf des Wassers zum Thor hinaus wollte, mußte sich gefallen lassen, auf dem Bauch hindurch zu schlüpfen. Das Hinwegräumen der angeschwemmten Grien- und Kieslager verursachte einen Aufwand von 150,000 Franken, ungerechnet den Schaden an Gebäuden, Geräthen, Wein- und andern Waarenvorräthen.

Die beiden romantischen, mit Trümmern gekrönten, Anhöhen neben der Stadt heißen Tourbillon und Valeria. Auf jener stand vor Zeiten eine bischöfliche Burg aus dem dreizehnten Jahrhundert. Sie ward (erst am 24. Mai 1788) ein Raub der Flammen, als zugleich zwei Drittel der Stadt von einer Feuersbrunst in Asche gelegt wurden. Binnen vier Stunden waren dreihundert Familien ohne Obdach; 126 Wohnhäuser, nebst mehr denn hundert Scheuren und Ställe, Staub und Kohle. Auch auf dem

hohen und langen Felsen von Valeria, der an drei Seiten senkrecht in die Tiefe geht, war vor Zeiten eine Burg zu sehen, deren gothischer, viereckter Thurm, ein Denkmal ihrer Stärke, den Jahrhunderten trotzte; und nur 40 Schritte westwärts, das Schloß Majoria, der Bischöfe von Sion alter Wohnsitz. Dies Alles, mit seinen alterthümlichen Herrlichkeiten, ging an jenem Schreckenstage in den Gluten unter.

Mancher andere Unfall früherer und späterer Zeiten schmälerte aber besonders die Macht des Mächtigsten in diesem Hochlande der Schweiz, nämlich des Bischofs, der sich des heiligen römischen Reichs Fürst, Graf und Präfekt des gesammten Landes hieß, und ehemals nicht nur geistliche, sondern auch weltliche Gerichtsbarkeit über alle Völkerschaften im Wallisgebirg ausübte. Indessen gilt auch heut noch seine Stimme im allgemeinen Landrath des kleinen Bundesstaates soviel, als die Stimme jedes der dreizehn Centen oder Zehnten; und weit wirksamer noch ist sein Einfluß auf die unwissende, glaubensvolle Bevölkerung der 112 Pfarreien und Kaplanei-Oerter geblieben, und auf eine zahlreiche Welt- und Klostergeistlichkeit, die in jedem Zehnten von einem seiner Statthalter oder „Supervigilanten“ bewacht und geleitet wird. Das Ansehen weltlicher Beamten in einem Volksstaate beruht auf der oft unsichern Autorität der Gesetze, und auf wandelbaren, materiellen Interessen der Familien. Der Beamte selbst ist das Geschöpf der Volkswahl. Nicht also der Priester. Er steht unabhängig in der bürgerlichen Gesellschaft, als Diener und Geweihter einer fremden und höhern Gewalt, mit deren Geheimnissen er vertraut ist. Die Interessen, welche die Volksmenge an ihn knüpfen, sind die feierlichsten der Menschheit, Erwartungen von Ewigkeit, Strafen und Belohnungen nach dem Tode, die Stimme der Kirche tönt weit über das Grab hinaus. Der bürgerliche Gesetzgeber, der Richter und Regent straft nur den Leib, berührt

nur das Haus und äußere Gut. Der Priester ergreift das innere, geheime Leben seiner Gläubigen, leitet sie damit nach seiner Ansicht. Der Staatsmann, wie der Vorsteher des kleinsten Dorfes, unterwirft sich der, nicht im Namen des Priesterthums, sondern im Namen Gottes und seiner Heiligen, geübten Herrschaft; wenn auch nicht immer aus religiöser Ehrerbietung, doch aus furchtsamer Weltklugheit. Denn wer mit der Geistlichkeit bricht, von dem weicht das überfromme Volk zurück. Religionsgefahr ist den katholischen unwissenden Hirtenvölkern eine furchtbarere Drohung als Vaterlandsgefahr.

Fabriken und Manufakturen oder öffentliche Bibliotheken sucht man hier nicht. Doch zur Begünstigung des Waarendurchgangs unterhält der Staat gute Hochstraßen durchs Hauptthal, die nicht mehr, wie vor Zeiten, mit den schauerlichen Insignien der wallisischen Justizpflege geschmückt sind. Vor Zeiten nämlich sah man, längs aller Landstraßen, Hochgerichte und Schnellgalgen, an welchen die verwesenden Leichname der Gehenkten Jahre lang zur Schau blieben. Jeder der kleinen Bezirke, oder Centen, besaß seinen eigenen Galgen, wie sein eigenes Blutgericht, wodurch er selbstherrliche Macht beurkundet. Man muß es als Fortschritt der Gesittung betrachten, daß jetzt diese ekelhaften Schauspiele abgeschafft sind, an welchen besonders der Zehent von Leuk übermäßiges Wohlgefallen zu haben berühmt war. Ebenso findet längst auch eine andere, zwar minder grausame, aber nicht minder widerliche Strafart in Wallis nicht mehr statt. Wer ehemals außer Stande war, seinen Gläubigern die Schuld zu zahlen, ward, nach empfangenem Urtheilsspruch, vor das bischöfliche Schloß geführt, begleitet von allem schaulustigen Volk. Hier, in Gegenwart der ehrbaren Versammlung beiderlei Geschlechts, mußte er die Beinkleider abziehen und mit entblößtem Hintern, den Zuschauern gegenüber, auf einen Stein sitzen. An einem Male

war es nicht genug; die Feierlichkeit mußte noch zwei Mal wiederholt werden.

Am berühmtesten ist durch die Geschichtsschreiber der Schweiz die Aufstellung und das Umhertragen der sogenannten „Matze" geworden, welche Bischöfen und Herren gebracht zu werden pflegte, gegen die sich der Volkszorn entladen wollte. Man muß sich nicht wundern, wenn geistliche und weltliche Herren einträchtig bemüht waren, diesen uralten, ihnen allein gefährlichen Brauch der Demokratie zu vertilgen.

Die Matze (italienisch Mazza, Keule) war ursprünglich nichts anderes, als eine hölzerne Keule gewesen, die als Zeichen des Aufstandes ausgestellt ward, und in die, wer Theil daran nehmen wollte, einen Nagel schlug. In spätern Zeiten flocht man eine Art menschlicher Gestalt aus jungen Baumstämmen, mit Rebreisern und Wurzeln zusammen, und verzierte den Obertheil derselben mit Hahnen- und Kapaunenfedern. Nachts stellte man den Popanz an einen Baum oder Hag. Morgens versammelte sich bald herum neugieriges Volk von Vorübergehenden, bis der Haufe zahlreich genug war. Irgend Jemand nahm die Figur dann und trug sie zu einer Wiese, wo die Menschenmenge Raum hatte, sie im Kreise zu umringen. Der Träger blieb bei der Matze stehen, um sie aufrecht zu halten; Andere fragten, was sie begehre? oder wer ihr Leides gethan hätte? Der Träger schüttelte den Kopf, als wäre er stumm. Man wählte Jemanden aus der Menge der Anwesenden, der im Namen Aller fragen mußte, und sich unwissend über die Ursache stellte, weswegen die Matze erschienen sei. Er rieth auf diesen, auf jenen Herrn, der das Volk bedrücke, oder gegen das Vaterland handle, bis endlich der rechte Namen genannt ward. Dann nickte der stumme Träger plötzlich und machte Freudensprünge in die Luft. Nun ward berathschlagt, ob man der Matze Beistand leisten wolle, um die alten Uebungen und Rechte des Landes zu

schützen. Erklärte sich die Mehrheit der Stimmen dafür, so ward der Tag der Ausführung festgesetzt und der Ruf ging schnell durch alle Zehnten des Landes. Wer irgend unter den Herren kein heiles Gewissen hatte, floh aus dem Lande, und setzte sich mit seinen Anhängern in Vertheidigungszustand, oder beschwichtigte die Leute mit guten Worten, Versprechungen und Geldspenden. Gelang dies nicht: so zogen die Volkshaufen vor die Häuser der durch die Matze Verklagten, erbrachen die Gebäude, plünderten sie und verzehrten oder schleppten, als gute Prise, hinweg, was an Wein und Lebensmitteln vorräthig war. Man kann sich vorstellen, daß den Plünderern diese Art der Freiheit lieb und theuer war.

Doch, wie gesagt, die barbarische Sitte besteht nicht mehr. Die Walliser sind eins der frömmsten Völkchen geworden; fleißig zur Beichte und Messe, zum Rosenkranz, zu Prozessionen u. s. w. Für Pflege der Andacht fehlt es überall nicht an zahlreichen Festtagen, Klöstern, Kirchen, Kapellen und Wallfahrtsorten oder Einsiedeleien. Einige der letztern sind wahrhaft romantisch, besonders die Einsiedelei von Longeborgne, Sion gegenüber, am linken Rhoneufer, hoch am Berge, auf einem kleinen Absatz der Felsen. Man gelangt dahin nur auf steilem, im Zickzack laufendem Pfade, der an der Bergwand, neben furchtbaren Tiefen, unter dem Brausen benachbarter Wasserfälle, zu nackten Klippen und kahlen Felsmauern emporkriecht. Es gehörte wohl die größte Verwegenheit der Andacht dazu, sich neben einem Vorsprunge des Gesteins, über einem entsetzlichen Abgrund schwebend, Schlafkammern, Zimmer mit Ofen, Kapelle, Weinkeller u. s. w. in die Masse des Urgebirgs hineinzumeißeln, welches allmälig verwittert und zerbröckelt. Man hauset da nicht ohne Lebensgefahr. Vor 30 oder 40 Jahren brach ein gewaltiges Stück vom Felsen der Einsiedelei ab und stürzte zermalmend in die Tiefe. Und doch horsten dort immer noch zween Waldbrüder. Selbst ihr Trinkwasser, wenn es im nahen

Brunnen fehlt, müssen sie, an den Felsen hinankletternd, aus einer höhern Quelle suchen und das Leben daran wagen. Einer der Eremiten hat es gewagt und verloren.

Berühmter, und bequemer dabei, ist ein anderer Wallfahrtsort, nahe beim Städtchen Sion. Es ist eine artige Kapelle neben den Ruinen von Valeria, in welcher seit dem Jahr 1696 die Gebeine eines großen Teufelsbanners und Wunderthäters, des Chorherrn Matthias Will, ruhen. Er hat durch Intervention seines Gebets mehr Krankheiten geheilt, als der Fürst von Hohenlohe, und weit mehr noch nach seinem Tode, als im Leben. Es gibt wenige Wochen im Jahr, in denen nicht Kranke und Lahme, oder „vom Teufel Besessene" zu dieser Kapelle Zuflucht nehmen. Das Bild des himmlischen Günstlings sieht man in allen wohlhabenden Häusern des Landes; und so groß ist Ehrfurcht und Vertrauen der Walliser zu ihm, daß sie darüber fast die Schutzheiligen des Landes Theodul und St. Mauritius ganz vergessen haben. In der That ist auffallend, daß der Chorherr, der im Himmel soviel durch sein Wort vermag, doch eben so wenig, als Niklaus von der Flue, durch die römische Kurie kanonisirt und im Kalender zu höhern Ehren gehoben worden ist. Wenn beide, oder ihre irdischen Verehrer in der Schweiz, Geldes genug besäßen, beide wären, ohne Zweifel, Heilige des ersten Ranges geworden.

In trunkener Bewunderung malte Rousseau, in seiner „Heloise", das prachtvolle Gemenge des Anmuthigen und Entsetzlichen der wallisischen Landschaftsgebilde. „Felsentrümmer, unermeßliche, hingen mir über dem Haupte," schrieb er; „bald benetzte mich dichter Nebel von hohen donnernden Wasserfällen. Bald riß neben mir, mit ewiger Gewalt, ein Waldstrom den Abgrund auf, dessen Tiefe die Augen nicht zu entdecken wagten. Zuweilen versank ich in der Finsterniß dichter Gebüsche, und trat ich aus einer Schlucht, lächelte mich plötzlich eine reizende Wiesenflur an. Ueberall wunder-

bare Mischung der wilden Natur mit Anbau von der Hand des Menschen, wo man ihn nie erwartet haben würde; neben einer Höhle ländliche Wohnungen; Weinreben, wo man nur Brombeergestrüpp gesucht hätte; Rebenhügel auf Bergfällen; edle Früchte auf Klippen; Ackerfelder in jähen Abgründen. — Zu Allem noch die Täuschungen des Auges, in der mannigfaltigen Beleuchtung von Gebirgsspitzen; das Helldunkel der Schatten und des Sonnenscheins; alle Zauberspiele des Lichtes, besonders in Abend- und Morgenstunden. Welch ein Theater, diese Perspektive von Bergen an Bergen, wo die hohen senkrechten Gestalten das Auge unendlich mächtiger beschäftigen, als flache Ebenen, in denen ein Gegenstand den andern verdeckt!"

Es wäre wahrlich kein ganz leichtes Geschäft, die lange Reihe von Merkwürdigkeiten herzuzählen oder zu schildern, welche, von Sion hinauf bis zu den Quellen der Rhone, sich für den Beobachter malerischer Gegenstände, oder der Sitten, Verfassungsformen, Alterthümer und Eigenthümlichkeiten aller Art im obern Wallis mit unaufhörlichem Wechsel darbieten. Und doch fühl' ich mich in Versuchung, den Leser im Geist durch das wunderbare Thal entlang zu führen, um zur Physiognomie des Landes noch einige Züge liefern zu können.

Unter den wilden Gebirgen, im Süden von Sion, jenseits der Rhone, gehören die grünen mit ländlichen Wohnungen bedeckten Vorberge und Maiensässen (les Mayens) zu den schönsten des Landes. Man nennt in der Schweiz die ersten Stufen des Gebirgs, zu denen im Frühling die Heerden hinaufgeführt werden, ehe sie Nahrung in den untern Alpen finden können, „Maiensässe". Schon Eschassériaux, ehemals französischer Minister in Wallis, beschrieb die Pracht dieser Maiens, welche sich bis zum Walde Thjoung emporstrecken. —

Berühmter aber sind die Bäder von Leuk. Das Dorf dieses

Namens selbst, am Fuß des Gebirgs, vor der Ausmündung einer Bergschlucht, ist mit seinen zwei halb- oder ganz-öden Schlössern, mit seinen baufälligen Hütten und unreinlichen Straßen, nichts weniger, als lieblich zu nennen; vielleicht eben darum desto pittoresker, wozu auch die nächste Umgebung mitwirken kann. Denn auch hier steigt ein Paar jener gewaltigen Schuttkegel, gegen 200 Schuh hoch, aus der Thalebene auf, zwischen denen die Rhone hinrauscht. Vermuthlich ist ihre Grundlage aus Felsentrümmern gebaut, die einst vom Hochgebirg niedergestürzt sind. Dergleichen Felsstürze verwitternder Bergkuppen gehören auch heutiges Tages zu nicht ungewöhnlichen Erscheinungen. Noch sind die Jahre 1714 und 1749 im Andenken, als ungeheure Massen der Diablerets in die wallisischen Alpen niederfuhren; Menschen, weidende Heerden, und Hütten unter dreihundert Schuh tiefem Schutt, eine Stunde Wegs weit vergruben; den Lauf der Ströme änderten und den tausend Schritt langen Deborence-See entstehen machten. Von den durch den ersten dieser Bergfälle verunglückten Hirten rettete damals nur Einer wunderbar genug sein Leben. Es war ein Mann des Bergdorfes Aven, in heiterer Höhe oberhalb Sion. An einem schönen Nachmittag (25. September) befand er sich eben in seiner Sennhütte, als ihn ein Donnerschlag betäubte, und das Licht des wolkenlosen Himmels in Nacht verwandelte. Eine breite Felsplatte des eingestürzten Berges war so über sein Hüttendach gefallen, daß sie halb aufrecht, mit dem Obertheil an die Bergwand gelehnt, stehen blieb, und die ärmliche Wohnung gegen den immerfort nachprasselnden Schutt von Steinen und Erdhaufen schirmte. Der Verzweiflung und dem unvermeidlich nahen Tode preisgegeben, saß er Tage lang in seinem schauerlichen Grabe voll tiefster Finsterniß. Tröpfelndes Wasser, welches durch Steine herabsickerte und seinen brennenden Durst löschte, war endlich der erste Laut, den er vernahm, und der ihn zum Versuch ermuthigte, in

die Welt der Lebendigen zurückzukehren. Er entschloß sich rasch zur Arbeit. Noch in der Sennhütte befindliche Käse konnten ihn einige Zeit vor dem Verhungern bewahren. Aber ungewiß, wie lange er durch den zusammengefallenen Berg werde arbeiten müssen, nahm er von dieser Nahrung alltäglich nur wenige Bissen. Rastlos arbeitete er fort. Es vergingen aber Wochen; es vergingen Monate. Der Winter kam. Seine Kräfte verschwanden allgemach. In der Welt war er schon vergessen. Da, nach einem Vierteljahr, kurz vor Weihnachten, trat er endlich zwischen den Felstrümmern ans Tageslicht. Rings um ihn schweigende Einöde von Schneefeldern, Wolken und Felsen. Geblendet vom Glanz, entkräftet von Hunger und Anstrengung, übermannt von Entzücken, sank er ohnmächtig nieder. Als er sich selber wieder gewonnen hatte, richtete er seine Schritte durch die Schneewüste zur Heimath. Aber, als er ins Dorf Aven trat, floh Jeder voller Entsetzen vor seiner Erscheinung. Bleich, abgezehrt, mit wankenden Füßen, glich er einem umherwandelnden Todten. Alle Thüren wurden dem Gespenste verschlossen. Ein zu Hülfe gerufener Priester näherte sich zuletzt schaudernd, die wandernde Leiche oder das Gespenst zu bannen, bis es dem Unglückseligen gelang, die Erschrockenen zu überzeugen, daß er wirklich lebe.

Vom Dorfe Leuk bis zum Bade dieses Namens, am Fuß der Gemmi, ist's noch ein Weg von beinahe drei Stunden bergauf. Wo man dem Ende desselben naht, treten die hölzernen und steinernen Wohn- und Gastgebäude im geräumigen Alpenthal dem Auge freundlich entgegen; im Hintergrunde die zerklüfteten, kahlen Wände der Gemmi, zwischen deren Klippen und Schluchten, neben senkrechten Abgründen, der Steg in Felsen gehauen über die Berghöhe (7160 Fuß über das Meer erhaben) zu den Thälern des Berner Oberlandes leitet. Es wäre überflüssig von den berühmten Heilquellen zu erzählen, die hier, 4500 Fuß hoch über

dem Meeresspiegel, mit 40 Grad (Reaumur) Wärme, an unzähligen Stellen des Thals, dampfend dem Erdboden entspringen. Wie übel immerhin auch für die Gäste, deren Bequemlichkeit oder Vergnügen, gesorgt sein mag; wie beschwerlich für Kranke und Leidende der Weg bis dahin, und wie mangelhaft die Badeinrichtung selbst sein mag, wo man, im weiten Raum des Gebäudes, buntgemischt Personen beiderlei Geschlechts und jedes Standes, Kapuziner und Kriegsleute, Bauern, Banquiers, ehrbare Matronen und empfindsame Damen traulich beisammen im Wasser erblickt: dennoch führt jeder Sommer eine Menge der Gäste herbei, die hier Genesung suchen. Das Kleinod der Gesundheit ist so edel; das Leben so süß!

Je weiter man das große Rhonethal morgenwärts, über Raron gen Visp, hinan kömmt, je kräftiger wird der Menschenschlag des Landes. Visp selbst, der Hauptflecken eines der Centen, liegt ungemein reizend am Gebirg, vor der Mündung eines Nebenthals, welches sich wieder in Seitenthäler zerspaltend, und in einer Länge von zehn Stunden zu den Gletschern des Monte-Rosa zieht, an den Grenzen Italiens. Am Berg, hoch und niedrig, auf mannigfaltigen Stufen, liegen ordnungslos die Wohngebäude des Fleckens. Auf einem Felsenvorsprung ragt die schöne St. Martinskirche großartig mit ihrem hohen Thurm über das Thal hinaus. Drunten rauscht der Waldstrom des Visperthals dem Ufer der Rhone zu. Im Hintergrunde, wo weithin die finstern Bergkolosse ihre Füße durch einander verschränken, lagert das Weißhorn seine breiten Gletscher aus, die weit über die ganze Gegend leuchten. Im vorigen Jahrhundert (1720) stürzte auch hier eine große Masse des Gletschers herab. Nur durch den Druck der zerrissenen Luft, welcher von dem Fall des Eises bewirkt ward, zerstob, wie Spreu, die Hälfte des Dorfes Randa, das am Fuß des Gletscherberges einsam ruht, und ein Dutzend Menschen nebst

vielem Heerdenvieh kam zerschmettert um. Das Schlimmste von Allem ist, daß der fürchterliche Nachbar, öfters schon durch ähnliches Unheil berüchtigt, es immerdar zu wiederholen droht.

Das arme Dorf Randa, wie gefahrvoll und hoch es auch liegt, ist noch nicht das letzte in dem Hochthal. Viel weiter hinauf, wo der Sylvio (oder das Matterhorn) aus unübersehbaren Gefilden ewigen Eises seine schwarzen Granitkulmen in die Lüfte streckt, ruht gefahrlos ihm gegenüber, das Dörflein Zermatt inmitten grasreicher Wiesengründe, umringt von Alpen und Wasserfällen; und mehr denn tausend Fuß höher, abermals ein Weiler am kleinen Görnersee, 6270 Fuß über dem Meere. Die Leute dieses Weilers gehen, auch während ihres neunmonatlichen Winters, zur Kirche von Zermatt, doch vorsichtig mit breiten Schneeschuhen von Holz und langen Stäben ausgerüstet. Wer die einfachen Sitten der Hirtenwelt in ihrer Reinheit erblicken will, muß in die Abgeschiedenheit dieser Seitenthäler dringen. Dahin gelangt selten oder spät Kunde von den Schicksalen der übrigen Welt. Ueppigkeit und Armuth sind da gleich unbekannt. Jeder hat, so viel er bedarf, und er bedarf zu seiner Zufriedenheit wenig. Niemand verriegelt, Tags oder Nachts, da das Haus; die Thüren sind ohne Schlösser. Alles ist sicher vor Allen. Rechnungen und Verträge werden noch durch ein Paar in Holz geschnittene Kerbe bezeichnet, und die Kerbe haben so viel Glaubwürdigkeit, als irgend eine gerichtliche Urkunde. Streitigkeiten werden von erfahrnen Greisen geschlichtet. Dem Alter wird Ehrfurcht bezeugt. Gastfreiheit ist hier noch, wie in den Wüsten Arabiens, der Haupttugenden eine. Erscheint ein Fremdling, umringt ihn mit herzlichem Willkommen das Dorf. Mit deutscher Gutmüthigkeit bietet ihm Jeder das Beste der Hütte an, und was die Heerde gewährt, und Jeder schämt sich, angebotene Bezahlung zu nehmen. So findet man hier die letzten Spuren des goldenen

Zeitalters der Dichter, doch nicht inmitten des ewigen Lenzes, sondern des ewigen Winters. Es ragen da von allen Gebirgen des Wallis die höchsten und wildesten auf, deren Krone und Knoten, an der Grenze Italiens, der Monte Rosa ist. Er, 14,740 Fuß erhaben, will selbst an den Küsten Genua's, auf den Appeninen, gesehen sein. Von den neun Felshörnern desselben ist das höchste noch von keinem Sterblichen erstiegen, während der Gipfel des Montblanc, seit dem Jahre 1786, schon vierzehnmal von kühnen Schweizern, Engländern, Polen, Kurländern und Amerikanern glücklich erklimmt wurde, immer mit Lebensgefahr, oft mit Lebensverlust Einzelner aus den Wandergesellschaften.

Wie unübersteigbar auch und grauenvoll die lange Scheidewand der Hochalpen zwischen Wallis und Italien ist, führen dem ungeachtet fast aus allen südlichen Seitenthälern im hohen Sommer über die ewigen Firnen Bergpässe: freilich nur für Fußgänger voll Muthes. Indessen werden manche selbst von Saumrossen, zum Waarentransport, wenige Monate des Jahres hindurch betreten. Es bleibt eine meiner schönen Erinnerungen, als ich, vom wallisischen Eginenthal aus, die Höhe des Griesgletschers erreicht hatte, zwischen den Granitgipfeln des Albrun und des Novena; und mir durch die Todtenstille der leblosen Eiswelt plötzlich freundliches Geläute von Schellen und Halsglocken entgegenklang. Ein langer Zug schwerbelasteter Pferde, eins dem andern folgend, von wenigen Führern begleitet, erschien aus der Ferne über der Schneefläche, indem sich die Umrisse desselben scharf am Himmel hinter ihm zeichneten. Eine Handelskaravane in der stummen Einöde der Gletscher, eine Handelsflotte in der unsichern Einöde des Ozeans, gleicher Bewunderung würdige Schauspiele, zeugen mit gleicher Kraft von der Macht des Menschengeistes, der, gegen alle Hindernisse der Natur, Völker durch den Verkehr mit Völkern verknüpft, die von Weltmeeren und himmelhohen Schneegebirgen geschieden sind.

Unter allen Bergpässen des Wallis aber ist die prächtige vierzehn Stunden lange Straße des Simplons der vornehmste. Dies Riesenwerk, welches auf Napoleons Geheiß, mit einem Aufwand von 18 Millionen Francs, binnen vier Jahren (seit Oktober 1802) vollendet ward, kann hier nur genannt, nicht beschrieben werden. Unter den 22 Brücken über Abgründen ist die Ganthenbrücke eine der am wenigsten genannten, und doch durch ihren soliden und kunstvollen Bau und durch die wilde Umgebung der Voralpen eine der bemerkenswerthesten. Es ist in dieser Gegend weitum ein wunderbares Aufwallen der Berge, als hätte sie der kochende Erdengrund, wie Schaumblasen über Schaumblasen, aufgeworfen, bis der weiße Gischt sich über alle in Gletschern, Firnen und Schneefeldern ausbreitet; — links das silberne Vortelhorn, in der Mitte die hohe Pyramide des Fürken-Baumhorns; rechts Alle übergipfelnd, in hoher Kuppe abgerundet, das Masenhorn. — Unter den sechs durchs Urgebirg gesprengten Gallerien, diesen breiten, hochgewölbten Berghallen, ist's unstreitig der Eingang zur großen, über zweihundert Schritt langen Gallerie bei Gondo, welcher den vermessenen Schöpfergeist des Baumeisters am meisten ins Auge fallen läßt. Eine schroffe, nackte, zerbröckelnde Felsenmasse verrammelte da jählings die Fortsetzung jedes Weges. Sie steigt senkrecht vor dem Wanderer himmelwärts; ihr Fuß sinkt steil in einen entsetzlichen Abgrund; und vor ihr stürzt brausend durch die zerfressene Gebirgsschlucht, zwischen Klippen zerschellend, ein Waldstrom, der Alpirnbach, nieder. In seinem heftigen Fall lösen sich, unter ewigen Donnern, seine Wellen zum Theil in Wassergestäube, Schaumstrahlen und glänzende Flocken auf. Ueberhangende, finstere Steinblöcke, mit ihren halberstorbenen Tannen scheinen, jeden Augenblick, dieser unbändigen Fluth nachstürzen zu wollen. Und nun, über der durchwühlten, kochenden Tiefe, schwebt jetzt eine zierliche Brücke zur

wüsten Felswand, wie durch Zauber hingehaucht; Menschenhand hat dort die 500 Schuh dicke Gebirgsmasse durchbohrt und deren Inneres in eine bequeme Kunststraße verwandelt.

Vorzeiten hieß für den Reisenden, wenn er vom Genfersee ins Wallis trat, der Salanfefall, oder die Pissevache, und am andern Ende des Wallis, der Rhonegletscher die größte Sehenswürdigkeit. Heutiges Tages kennt man Wunder der Naturmacht in diesem Lande, welche größeres Erstaunen erregen. Jener Salanfefall, obgleich seine in der Luft schwebenden und zerfallenden Wogen 120 Schuh senkrecht niederfahren, wird von vielen Wasserfällen der wallisischen Seitenthäler an Schönheit und Höhe übertroffen. Pissevache dankt ihren größern Ruhm nur, daß sie sich dem Blick des Wanderers, nahe an der Landstraße von St. Maurice gen Martinach, aufdrängt.

Unwandelbarer bleibt, und seltener übertroffen, die Herrlichkeit des Rhonegletschers, neben denjenigen Gletschern, welchen man sich, wie denen vom Grindelwald und Chamounythal, bequem und gefahrlos nähern darf. Er gibt mit seinen Schründen und Eisthürmen ein prachtvolles Bild, wie er vom hohen Galenstock, zerrissen und sich überwälzend, gegen das Rhonethal niedergeht; ein breiter, blendender Strom, der unten sich plötzlich ausdehnt und erstarrt. Die im Thal vor ihm aufgeworfenen, oder vielmehr zusammengeschobenen Schuttwälle, welche seinen Umfang umringen, sind Fußstapfen, die er bei seinem Rückzug hinterließ, wenn er sich aus den schmelzenden Sonnen-Strahlen aus der Tiefe entfernen mußte. Mächtige Steinblöcke liegen weit umher gestreut, die man in der Ferne für Hütten, und Hütten, die man für verwitterte Bergtrümmer halten könnte. Links zieht ein Pfad zum Grimselpaß, rechts ein Weg zur Furka und dem Gotthard hinauf. Der Baumwuchs ist hier schon verschwunden, obgleich man sich noch kaum 5500 Fuß über dem Meere befindet; viel-

leicht ist er mehr durch die Nachlässigkeit der Hirten, als durch die Strenge der Natur zerstört.

16. Das Waadtland.

Am Ufer des Leman, eine Viertelstunde von ihm entfernt, liegt auf drei Hügeln das alterthümliche Lausanne, mit seinen zwölfhundert und mehr Häusern, engen hoch auf- und absteigenden Gassen und mehr denn 11,000 Einwohnern. Aber die prachtvollen Umgebungen, die Bilder des freundlichen, rebenreichen Ufers links und rechts, die schimmernde weite Ebene des Sees, die noch 1150 Fuß über dem Meere erhaben liegt; dahinter die aus seiner Fluth gleichsam zum Himmel aufschwebenden Hochgebirge Savoyens; dann in der Stadt der Wohlstand, der natürliche Frohsinn, der gesellige, feine Ton, das wissenschaftliche Leben der Einwohner, machten von jeher Lausanne, wie Genf, zum Lieblingsweiler zahlloser Fremden und Reisenden. Hier, auf seiner Liebhaberbühne, führte einst Voltaire zuerst seine Zaïre auf; hier legte Gibbon einst die letzte Hand vollendend an sein Meisterwerk vom Verfall und Untergang des Römerreichs.

Die Stadt, jetzt (seit 1798) Hauptort des Kantons Waadt, und eines freien Volks von etwa 178,000 Seelen auf dem fruchtbaren Raum von siebenzig Geviertmeilen verbreitet, war vorher, seit drittehalb Jahrhunderten, Sitz eines Berner Landvogts, und vor ihm der tausendjährige eines Bischofs gewesen. Noch steht auf der Höhe der nördlichen Stadtseite die breite, viereckte Steinmasse des bischöflichen Schlosses seit dem dreizehnten Jahrhundert. Diese alterthümliche Burg, mit Thürmlein an ihren Mauerwinkeln und spätern Angebäuden versehen, bezog nach Entfernung des Bischofes, der Landvogt Berns und ist nun den Versammlungen

einer republikanischen Regierung geweiht. In der Nachbarschaft erhebt sich mit ehrwürdiger Majestät, aus dem zehnten Jahrhundert, die Kathedralkirche, das bewunderswürdigste Bauwerk gothischen Styls in der gesammten Schweiz. In Kreuzesform, 316 Schuh lang, 120 Schuh breit, in der Kuppel des Chors 200 Schuh hoch, wird ihr Inneres vom gebrochenen Licht der hohen, buntfarbigen Fenster und von vier- bis fünfhundert Säulen, in wunderbare Dämmerung gehüllt.

Als ich mich, an einem Sommerabend, plötzlich vom Anblick der Alpen Savoyens, die wie ein dunkler Vorhang am Himmel niederhangen, und vom zitternden Glanz des großen Wellenspiegels vor mir, und vom blendenden Malachitgrün der Gebüsche und Wiesen, all dem heitern warmen Leben der Außenwelt abwandte, und durch die Pforten des Doms in sein schweigenvolles, kaltes Helldunkel trat, war mir, als wichen die Jahrhunderte hinter mir zurück, und ich athme die Luft eines andern Weltalters. Die Sage lehrt, bevor sich die graue Pracht dieses Tempels erhob, ward die Stätte, schon im fünften Jahrhundert durch ein Kirchlein der heiligen Anna, frommer Wallfahrter Andachtsort. Beinahe ein halbes Jahrtausend früher stand, tiefer abwärts gegen den See, das Kastell Tauredunum der kriegerischen Römer. Ehe diese noch hieher gekommen waren, soll schon, näher dem Ufer, als das heutige Lausanne, eine der zwölf Städte, das alte Lausodunum, gestanden sein, welche von den Helvetiern selbst verbrannt wurden, da sie mit Divico nach Gallien auswanderten. Und vor den Tagen Lausodunums, wer weiß von den Niederlassungen der wilden Galen oder Walen zu sagen, von denen Wallis und Waadtland (**pagus Waldensis, pays de Vaulx**) noch jetzt die Namensspur tragen? Und früher? Wer waren die ersten Ansiedler am Leman und im Hochgebirg, ehe die Galen erschienen?

Rom ist jung neben Tyrus und Sidon. Aber Tyrus und

Sidon kannten die Alpen schon aus den Erzählungen ihrer Seefahrer, und nannten deren Bewohner Titanen. Sollte wirklich der Oberst Pereira, in einem alten Schranke des portugiesischen Klosters Merinhao, des Philo von Biblos griechischen Auszug der Bücher Sanchuniathons entdeckt haben, so wäre aus der ältesten schriftlichen Urkunde des Menschengeschlechts, nächst den mosaischen Büchern, uns neues Licht über die Erdkunde des Alterthums aufgegangen. Lange vor Sanchuniathons Tagen, der ein Zeitgenosse des Propheten Ezechiel gewesen sein mag, wären dann die Phönizier schon, wie gen Ophir (Ceylan), und zu den Imyrchakinen (den kanarischen Inseln), so auch zur Küste von Ligurien, am Fuß der Alpen, geschifft. Diese Gegend nannten sie Aereszaphan oder Ersiphonia (Nordland); das Alpengebirg aber Libanon (oder Schneeberg). Hier war's, wo nach dem uralten Mythos, welchen Sanchuniathon, als Knabe, in den heiligen Gesängen zu Tyrus vernahm, der Entdecker unbekannter Länder, der vergötterte Melikertes (Griechenlands späterer Herkules) Schiffbruch litt, als er auf der abenteuerlichen Fahrt zum Lande der Tartesser, dem letzten auf Erden, begriffen war.

Als er hier, so lautete die Melikertes-Sage, vernahm, ein heiliges Gebirg sei es, und der Götter Sitz, sandte er seine Gefährten fort, längs der Küste. Er allein bestieg den heiligen Berg, um zu opfern und anzubeten. Vierzig Tage lang (wie Moses auf dem Sinai) verweilte er droben im vertrauten Umgang mit den Gottheiten und dann kehrte er zu den Genossen seiner Irrfahrten zurück. So ist er der Einzige gewesen, welcher die hohen unwegsamen Zinnen des Gebirgs erstiegen hat, wo, mit den Schrecknissen einer wilden Natur, sich andere Gefahren verbinden, den Sterblichen zurück zu scheuchen. „In den Sümpfen und Seen am Fuße des Berges leben Drachen von ungeheurer Größe, welche Jeden, der sich nähert, zu verschlingen drohen; und in den Wäl-

dern sieht man schreckliche Gestalten unter den Bäumen. Die Mitte des Berges ist von Nebeln und Wolken eingehüllt; über die Wolken aber ragen die höchsten Zinnen hinaus, umstarrt vom ewigen Schnee. Und dort, über den Wolken, und jedem Sterblichen unzugänglich, ist der Göttersitz.“ *)

Dies also die erste schriftliche Ueberlieferung einer Kunde und Vorstellung des Alterthums von den Alpen. Vielleicht steht der Gedankensprung vom gothischen Lausanner-Tempel zu den Sagen der Phönizier etwas sonderbar da. Mag's immerhin sein. Aber sind es nicht eben diese Gegenden Helvetiens, welche zuerst, unter allen andern der Schweiz, in Sage und Geschichte, aus dem ursprünglichen Dunkel, ans Licht traten? Gegenden des Waadtlandes sind es, welche selbst in den Liedern des Nordens erscheinen. In der durch Karl v. Bonstetten bekannt gemachten, schönen Lodbroks-Saga Skanziens wird z. B. der Heldenzug der nordischen Krieger, längs dem Rhein gen Gallien und Italien, überliefert. Es sind zurückgebliebene Erinnerungen vom Zuge und Kampfe der furchtbaren Kymern und Theutischen gen Rom. Auf ihrem Wege zerstörten sie alle Vesten. Sie vernahmen von der großen und mannreichen Stadt Wiflisburg. Noch steht dies Wiflisburg, heut ein unbedeutendes Städtlein, südwärts dem Murtnersee. Sie lagerten sich davor. Es war mehr denn hundert Jahr vor unserer Zeitrechnung. Als sie nicht eindringen konnten, schlugen sie, lehrt die Saga, einen Wald ab, legten ihn um die Stadtmauern, zündeten ihn an, verbrannten den Ort und wanderten

*) Sanchuniathons Urgeschichte der Phönizier, mit Bemerkungen von Fr. Wangenfeld und Dr. G. F. Grotefend. Hannover 1836. S. 34. Beim Lesen regt sich gegen die Aechtheit des Ganzen mancher Argwohn, und doch wäre der Aufwand von Gelahrtheit und Grotefends Name für eine Mystifikation zuviel.

weiter bis gen Luna, einer alten, hetruskischen Seestadt, deren Livius einigemale gedenkt. Hier, auf dem Zuge nach Rom, begegneten sie einem Greise. Er trug eiserne Schuhe. Sie fragten ihn, wie weit es noch sei bis Rom? Der Greis zeigte ihnen die eisernen Sohlen; sie waren abgelaufen und dünn, wie ein Mohnblatt. Da verstanden sie, der Weg sei gar weit. Erschrocken kehrten sie um. Der Greis der Nordlandssage, war er nicht das mythische Bild von Marius?

Am lemanischen See geschah es, daß 107 Jahre vor unserer Zeitrechnung, zum erstenmal die Helvetier den römischen Welteroberern begegneten, und der Kriegsmann Divico, vom Gau der Tigurer, den Konsul L. Cassius schlug, und, wie die von den Römern selbst bewahrte Sage spricht, dessen Legionen unter das Joch gehen ließ. Ein vergeblicher Sieg. Fünfzig Jahre später ward ganz Helvetien römisch, und Wiflisburg, dann Aventicum geheißen (französisch jetzt Avenches) eine von des Landes Hauptstädten *). Zu Wiflisburg verlebte wahrscheinlich Kaiser Vespasian, dessen Vater daselbst wohnte, die schönen Tage seiner Kindheit. Alle Lebensbequemlichkeiten und Ueppigkeiten des cäsarischen Roms waren hier vereint, Tempel, Säulenhallen, Bäder, Paläste, Theater. Die Wellen des Murtnersees bespülten die Ringmauern, an deren Ueberbleibseln man noch in unsern Tagen die Eisenringe sah, woran die Schiffe befestigt worden waren. Heut aber füllt das Städtlein kaum noch den zehnten Theil vom weiten Raum des ehemaligen Aventicums aus. Man sieht noch in den Wiesen Reste der vierzehn Schuh dicken Stadtmauern und Thürme. Man findet noch Säulenstücke, zerbrochene Kapitäle, Trümmer von Amphitheatern und Wasserleitungen, Standbildern,

---

*) Caput Helveticorum heißt sie Tacitus.

Inschriften und Grabmälern*); viele in Bürgerhäusern, statt anderer Steine, zum Mauerwerk verbraucht. Im Boden der Gärten und Felder weit umher werden noch immer von Zeit zu Zeit Bruchstücke von Säulengesimsen, Altären, Bas-Reliefs, Statuen, auch Fußböden von mosaischer Arbeit, Münzen u. s. w. ausgegraben. Von den Allemannen erst, dann von Attila's Hunnen, ward Aventicum zerstört, welches früh schon christlicher Bischöfe Sitz geworden war, die sich damals nach Lausanne retteten. Jetzt ist dies Wiflisburg Hauptort eines waadtländischen Bezirks; ein Landstädtchen, das nur aus einer Straße besteht und etwa tausend Einwohner zählt.

Das alte Vibiscum in Antonia's Itinerarium, an der Straße der Römerlegionen nach Italien gelegen, das Vivesium des Mittelalters (heut noch in der deutschen Schweiz Vivis geheißen), ist gegenwärtig eine der niedlichsten, gefälligsten Städte des Waatlandes. In nachlässiger Schönheit streckt sie sich am Fuß des Jorat, am Rande des Sees, mit ihren mehr als vierhundert meist zierlichen Wohngebäuden, Kirchen, breiten Straßen, großen öffentlichen Plätzen, Lustörtern, Gärten und Pavillons aus. Die weite Wasserfläche des Leman zieht sich hier enger zusam-

*) Mag auch hier noch einmal die schon oft von Andern angeführte rührende Grabschrift der jungen Julia Alpinula stehen, von der Lord Byron sagte: „Ich kenne kein rührenderes Wort des Meißels, als dieses.“ Julia Alpinula hic jacet, infelicis patris infelix proles, deæ Aventiæ sacerdos. Exorare patris necem non potui; male mori in fatis illi erat. Vixi annos XXIII. (Hier eines unglücklichen Vaters unglückliche Tochter, Julia Alpinula, der Göttin Aventia Priesterin, ruh' ich. Des Vaters Leben erfleh'n konnt' ich nicht. Trauriger Tod ward ihm vom Schicksal. Ich habe 23 Jahre gelebt.) Der Grabstein ist nach England verkauft worden!

men, um das Gebirgsbild gegenüber deutlicher sehen zu lassen in seiner ganzen schwermüthigen Pracht, und seitswärts den finstern Schooß der wallisischen Riesenalpen, die da verworren durch einander drängen, ihre Häupter in ewigen Winter verhüllt. Nicht umsonst wählte Rousseau dies Paradies zur Bühne Wolmars und Heloisens, und ihrer Leidenschaften und Verirrungen. Hier in der Nachbarschaft Clarens, malerisch an den Felsen gelehnt, und auf der heitern Höhe, Rousseau's Pavillon; drüben am südlichen Seeufer, hoch über dessen Wellenspiel, Meillerie, mit dem darüber ragenden schwarzen Kuppen des Dents d'Oche! Dichtkunst und Natur haben diese Stellen klassischer gemacht, als es je Schlacht- und Siegesfelder halbvergessener Eroberer durch das Heldenblut ihrer kunst- und kriegsgerechten Schaaren von Menschen-Schlächtern werden konnten.

Vevay, mit seiner freundlichen Bevölkerung von mehr denn 4000 Seelen, gibt Alles, was eine Stadt so mäßigen Umfangs irgend zur Veranmuthigung des Lebens, durch Geselligkeit und wissenschaftliche Genüsse, neben allen Reizen der Natur, anbieten kann. Auch manche alterthümliche Denkwürdigkeit zeigt es noch dem Fremdling. Bekanntlich lebte hier, verbannt als Königsmörder, einer von den Richtern Karls I. von England, Edmund Ludlow, vierzig Jahre lang, in seinem ihm von der Schweiz gewährten Asyl. König Karl II. hatte vergebens einen Preis von 300 Pf. Sterl. auf Ludlows Kopf gesetzt; vergebens seine Auslieferung begehrt. Er ließ ihn zu Vevay mit unköniglicher Rachsucht durch feile Banditen verfolgen, so daß dieser unbeugsame Gegner aller absoluten Gewalt gezwungen war, sein Haus gegen Ueberfälle zu befestigen. Ward doch zu Lausanne in derselben Zeit ein anderer Königsmörder, wie er aus der Kirche kam, durch einen Pistolenschuß von einem Unbekannten getödtet, der dann schnell verschwand und auf einer am Ufer bereit gehaltenen Barke über den See ent-

floh. Ludlow setzte über die Pforte seines Hauses die Worte: „Omne solum forti patria quia patris.“ (Dem Tapfern ist jeder Boden Vaterland, weil des Vaters.) Sein Grabmal ist in der St. Martinskirche zu sehen; da auch das des Admirals Andr. Brougthon, dessen Grabschrift rühmt, er habe Karl I. das Todesurtheil vorgelesen.

Fröhlicher, als diese, ist eine Alterthümlichkeit anderer Art, die Feier des Winzerfestes von Vevay, dessen Ursprung wahrscheinlich aus den Tagen der Römer stammt, die hier an den Berghängen die ersten Reben gepflanzt haben mögen. Denn noch in unsern Tagen fand man beim Städtlein Cully, (Collium), zwischen Vevay und Lausanne, Trümmer ihres dem Bacchus geweihten Tempels und die Inschrift eines Steins: Libero patri Colliensi, (dem Vater Liber von Cully). Ohne Zweifel behagte den frommen Mönchen des Mittelalters der Wein des Ryfthals (oder Lavaux, wie diese Küste zwischen Vevay und Lausanne genannt wird,) nicht weniger*), als vorher den heidnischen Kehlen der Römer. Denn die Zellenbewohner der nun in Schutt liegenden Cisterzienser-Abtei Haut Chrest trugen durchaus kein Bedenken, auch das alte Bacchusfest, von ihren christlichen Winzern und Leibeigenen, lustig fortsetzen zu lassen, jedoch mit dem Unterschiede, daß sie den Prunkzügen und Ceremonien des Heidenthums einen billigen Zusatz von Christenthum beimischten. So sah man in den Prozessionen, wie sie bis auf uns gekommen sind, Bacchus mit Faunen und Thyrsusschwingern und einem hochwürdigen Abt einherschreiten; Ceres auf den Korngarben eines Wagens thronend und die Arche Noä; Silen auf seinem Esel, und die Traube Ka-

*) Noch jetzt wetteifert der Ryfwein siegend mit dem hochgepriesenen La Cote-Wein. La Cote heißt das Seegestade von Nyon bis Aubonne.

naas von Josua und Caleb getragen; schmunzelnde Mönche, muthwillige Winzerinnen, und Opferthiere mit vergoldeten Hörnern und Blumenkränzen geschmückt. Noch jetzt versammeln die Gutsbesitzer der ganzen Landschaft ihre Reb- und Ackerleute, sie gastlich bewirthend, zum Freudentag. Die Winzergilde (**abbaye des vigneros**) hat überdies ihr eigenes gesellschaftliches Kapital. Aber statt, wie ehemals alljährlich, geht, wegen des dabei gewachsenen Aufwandes und der allseitig herzuströmenden Mengen lust- und schaubegierigen Volkes, die Prozession nur alle sechs Jahre durch die Stadt Vevay. Auch die Anordnung der Feierlichkeiten ist geschmackvoller, denn vormals; und den ausgezeichnetsten Rebleuten werden aus den Zinsen einer eigenen Kasse Preise ertheilt.

Ich sage nichts von Vevay's Umgegend, den prachtreichen Aussichten auf den Stufen des Berg-Amphitheaters, über welches ein Teppich von Kastanienwäldern, Weinreben, Wiesen und Gärten gebreitet ist, hin und wieder durch einen Giesbach zerrissen, an dessen Ufern Lorbeeren, Granaten und Feigen im Freien reifen. Doch nicht immer, was zu offener Schau steht, ist das Schönste. Das Reizendste idyllischer Scenerien liegt oft in kleinen Seitenschluchten und Thälchen, gleichsam in den Falten des weiten, grünen Gebirgsmantels versteckt, wie das Veilchen im Grase. Auch das Schloß Chillon ruht da in der Nähe, nur zwei Stunden von Vevay.

Diese sechshundertjährige Burg, regellos, nach dem Geschmack oder Bedürfniß verschiedener Zeitalter zusammen gebaut, steigt aus dem Abgrund der Seewellen mit ihren düstern, felsenstarken Mauern, Schießscharten, kleinen und großen Thürmen, hervor, ohnweit dem Ufer, wie ein Ungeheuer der Gewässer. Es ist ein großartiges Bild, dies gothische, finstere Bauwerk mit seinem Hintergrunde steiler Senkungen und fantastischer Umrisse des savoyischen Hochgebirgs. Der Mensch scheint hier, der Fruchtbarkeit der

Natur, seine eigene moralische Fürchterlichkeit entgegengestellt zu haben. Wie vielen Jammers und wie manches qualvollen Todes Zeugen waren die dumpfen Kerkermauern und Verließe drunten, in der Tiefe der Fluten! Byron, um das Elend eines hier verlassenen und vergessenen Gefangenen darzustellen, wählte dazu ein Geschöpf seiner Einbildungskraft. Ihm war der arme Prior von St. Victor unbekannt.

Es war dies Franz de Bonnivard, Herr von Lunes, der im ersten Jahrzehend des sechszehnten Jahrhunderts die Genfer Priorei St. Victor empfing; ein starkmüthiger, edelherziger, mit den großen Geistern des Alterthums wohlvertrauter Mann, der, gleich ihnen, Freiheit und republikanische Tugenden über Alles ehrte. Darum ergriff er die Sache des Rechts für Genf, im Zwist mit dem Herzog von Savoyen. Der Muth, die Kenntnisse, die thätige und gewandte Feder des Priors wurden dem herzoglichen Hofe furchtbarer, als Genfs Waffen. Man stellte ihm nach. Er gerieth schon 1518 in Gefahr, zu Turin gefangen gehalten zu werden. Er entkam noch glücklich, wurde aber folgendes Jahr, auf einer Reise durchs Waadtland, von zwei falschen Freunden verrathen, ausgeliefert; erst nach Gex, dann nach la Grolée geschleppt, und auf Befehl des Fürsten zwei Jahre gefangen gehalten. Einer der Verräther gegen ihn war der Abt von Montheron gewesen; und dieser entriß ihm auch die Priorei St. Victor. Doch empfing er endlich sie und die Freiheit wieder durch Theilnahme des Genfer Bischofs Pierre de la Baume. Was Bonnivard gelitten, hatte seine Grundsätze nicht erschüttert, aber seinen Eifer geschärft. Savoyens Rache verfolgte ihn daher wieder mit verdoppelter Anstrengung. Als eines Tages, im Jahr 1530, der Prior im Begriff war, seine betagte kranke Mutter in Seyssel, einem französischen Städtchen an der daselbst schiffbaren Rhone, zu besuchen, ward er, obgleich ihm der Herzog von Sa-

voyen sicheres Geleit gewährt hatte, im Juragebirg überfallen, und gefangen ins Schloß Chillon geführt. Anfangs genoß er erträgliche Behandlung. Nach zwei Jahren aber wurde er in den tiefsten der Kerker gestoßen, wo er nichts, als das dumpfe Toben der Wellen zu seiner Seite vernahm, wenn sie im Sturm brandend gegen die Grundmauern stießen. Hier, in Finsterniß vergraben und vergessen, schmachtete er, bis die Berner im Jahr 1536 das Waadtland eroberten und das Felsenschloß des Sees mit Sturm nahmen. Als dem unglücklichen Bonnivard, ihm, wie Andern, welche wegen Anhänglichkeit an kirchlicher und bürgerlicher Freiheit Genfs, hier geduldet hatten, die Kerkerpforten geöffnet wurden, sah er Genf frei von Savoyen, und die Kirchenverbesserung siegreich. Die Stadt empfing ihn mit Jubel; gab ihm ihr Bürgerrecht; lohnte ihn mit anständigem Jahrgehalt und wählte ihn in den Rath der Zweihundert, wo er, als Gesetzgeber, gegen den Fanatismus der Reformatoren die heilige Sache christlicher Toleranz und Milde vertheidigte. Er starb hochbetagt und geehrt, vierundsiebenzig Jahr alt, im Jahr 1570. Zur Erbin seiner Güter setzte er dankbar die Republik ein, deren öffentliche Bibliothek seine, meist die Schicksale Genfs betreffenden, geschichtlichen Arbeiten in Handschrift bewahrt.

Vielleicht hätt' ich nicht so lange von dem edeln Bonnivard sprechen sollen. Aber ist der standhafte Heldensinn eines Dulders für Wahrheit und Recht, gegenüber brutaler Gewalt, nicht mehr werth, als das Schloß Chillon selbst?

---

17. Valsainte im Kanton Freiburg.

Die alte Karthause Valsainte, aus dem dreizehnten Jahrhundert, liegt, wenige Stunden von Gruyere, in melancholischer

Einsamkeit des Gebirgs, am nördlichen Fuß des prächtigen Moleson, der das Kreuz seines Gipfels 6180 Fuß ü. M. erhebt. Zwar hob Pius VI. die Karthause 1778 auf, und die Mönche zogen aus, unter des Volks, besonders der Weiber, lautem Wehklagen, wovon, wie der Abt von Hauterive meldet, Felsen und Wälder wiederhallten. Aber schon im Jahr 1791 bevölkerten sich die weitläufigen Gebäude wieder mit Mönchen aus dem Orden der Trappisten, die Frankreich verlassen hatten, und auch hier nur sieben Jahre lang Zuflucht fanden. Denn beim Ausbruch der schweizerischen Revolution zogen sie sich bis in die Einöden Rußlands zurück; kamen jedoch, sobald der erste Konsul Bonaparte die Ruhe hergestellt hatte, wieder in ihr „heiliges Thal" heim. Man kennt die herbe Regel dieses Ordens, dessen Glieder in stummer Weltentsagung, in eilfstündigen Gebeten und Gesängen, bei kärglicher Nahrung, harter Feldarbeit, nur Buße und Tod, unter ihrem „Memento-Mori-Gruß" denken sollen. Indessen hinderte das Alles doch den Pater Augustin, Abt von Valsainte, nicht, der feinste Weltmann zu sein, und sogar für einen Spion Bonaparte's gehalten zu werden.

Marschall Ney, damals Großbotschafter Frankreichs in der Schweiz, hatte mit diesem geheimnißvollen Büßer ein Begegniß eigener Art. Dem Marschall war nämlich einer seiner Grenadiere entlaufen, der inner den heiligen Mauern des Valsainte Zuflucht gefunden hatte. Ney beschied den Abt vor sich und stellte ihn zur Rede. Pater Augustin ließ sich durch den General nicht einschüchtern, der in der Hitze des Wortwechsels aufsprang und schrie: „Unverschämter Mensch, ich lasse Sie zur Thür hinauswerfen!" Der Abt, mit unerschütterlicher Ruhe, verbeugte sich tief und sagte: „In dem Fall zieh' ich mich zurück, um Ihnen die Schande zu ersparen." Und er ging. — Doch acht oder zehn Tage nach diesem Auftritt befand sich der Marschall eben beim Landammann

d'Affry in Freiburg, als ein französischer Courier mit Depeschen von Bonaparte für den Großbotschafter ankam. Dieser bat um Erlaubniß, einen Blick hineinzuwerfen und hatte es kaum gethan, als er in helles Lachen ausbrach. „General," sagte der Landammann: „Sie haben ohne Zweifel angenehme Nachrichten aus Paris?" — „Ja," antwortete der Marschall: „Sie wissen, ich hatte neulich da mit dem Pfaffen von Valsainte eine Geschichte; jetzt zieht mir die vom ersten Konsul einen derben Wischer zu. Weiß der Teufel, was dahinter steckt!"

Der hochwürdige Abt, der auch mit der Regierung zu Freiburg von Jahr zu Jahr Händel hatte, besaß Vermögen genug, die Grundstücke seines Klosters beträchtlich auszudehnen; sogar in seiner Nachbarschaft ein Kloster von Trappistinnen anzulegen, denen er seine Schwester zur Vorsteherin gab; und sich endlich mit einer Kolonie von geistlichen Brüdern und Zöglingen zu umringen, deren Zahl über 100 betrug, ungerechnet die erwähnten 48 geistlichen Schwestern im benachbarten „Klein-Riedera". Der ehrwürdige Büßer, wer hätte es glauben sollen? der dem großen Napoleon gute Dienste geleistet haben mochte, diente aber auch, mit heiliger Schlangenklugheit, zugleich gegen ihn als Spion der Bourbonen. Das wurde verrathen. Napoleon verlangte am 21. August 1811 seine Auslieferung von der Regierung von Freiburg, wegen eines an Frankreich begangenen Staatsverbrechens. Abt Augustin indessen hatte schon den Tag vorher durch eine Staffette aus Paris Nachricht von dem erhalten, was bevorstehe, und verschwand, Niemand wußte, wohin? Die Regierung hob noch in demselben Jahr das Kloster von Valsainte auf. Das Haus der Trappistinnen zu Riedera hatte dann im Mai 1812 das nämliche Schicksal.

Allein kaum war Napoleon gestürzt und, im Jahr der Restaurationen, die Aristokratie von Freiburg so gut, als möglich, wieder hergestellt, erschien auch der unermüdliche Trappisten-Abt, im

März 1815 abermals, um von neuem Besitz von Valsainte zu ergreifen. Seine Mühe blieb jedoch eitel, weil es an Geld gebrach. Vermuthlich ging er nach Frankreich. — Man sieht, heutiges Tages verstehen die Heiligen noch so gut, als jemals im Mittelalter, Rollen zu spielen.

Dergleichen Geschichtchen aber, selbst wenn sie auch häufiger wären, was sie jedoch, zur Ehre der Geistlichkeit sei es gesagt, keineswegs sind, vermindern nicht die angestammte Vorliebe und Ehrfurcht, welche die gutmüthigen und glaubensreichen Bewohner des freiburgischen Landes für Alles hegen, was priesterlich ist. Für sie ist der kirchliche Ritus und dessen unverstandenes Geheimniß, so wie die Gottesverwandtheit des Priesterthums, die Religion selber. Und wenn ihnen im Licht des verbesserten öffentlichen Unterrichts Vieles anders erscheinen, ja, wenn die Geistlichkeit selber wagen würde, ihnen hellere Begriffe zu geben: sie würden in diesen nur Ketzereien, in jenem nur Verblendungen der gottlosen Vernunft wahrnehmen. Es gehören Menschenalter dazu, Völkerschaften vom Ueberlieferten abwendig zu machen. Die Gewohnheit des Irrthums ist mächtiger, als die Erkenntniß desselben, selbst bei gebildeten Personen. Und wenn man noch heut da und hier eine mit dem Teufel vermählte Hexe verbrennen wollte, zweifle Niemand, die fromme Menge würde heute noch dem Auto-da-Fé mit der nämlichen Andacht zuschauen, wie im Jahre 1634, als man die unglückliche Mia Varmy, welcher der Landvogt zu Rue das Geständniß ihrer Zaubereien abgefoltert hatte, lebendig auf dem Scheiterhaufen verbrannte. Noch vor etwa zehn Jahren konnte sich ein fröhlicher Bauchredner glücklich preisen, daß er den Bauern entwischen konnte, die ihn wegen seiner scherzhaften Kunst in den glühenden Backofen schieben wollten.

18. Neuenburg.

Die Hauptstadt dieses Kantons ruht malerisch an dem See zu Füßen des mit schwarzen Tannenforsten überkleideten Chaumont. Im Schatten mehrhundertjähriger Linden auf der Schloßterasse, am Felsen oberhalb der Stadt, übersieht man diese und die weite Wasserfläche des Sees, von den Ufern Berns, Freiburgs und des Waadtlandes umspannt, und den Horizont rings mit entfernten Hochgebirgen bekleidet. Das Schloß selber, einst den streitbaren Grafen von Neuenburg, dann eines preußischen Gouverneurs Sitz, ist minder sehenswerth; ein weitläuftiges, schweres Bauwerk des dreizehnten Jahrhunderts, dem noch gegenüber die alterthümliche Schloßkirche gelegen ist.

Was für die Anmuth und Bequemlichkeit, für Wissenschaft, Kunstliebe, öffentlichen Unterricht und Armenpflege einer Stadt solchen Umfangs dienen kann, besitzt Neuenburg. Und wodurch sie am meisten einer Schweizerstadt gleicht, ist, daß sie die vortrefflichsten und kostbarsten ihrer Stiftungen und öffentlichen Anstalten nicht eigentlich der Sorgfalt und Freigebigkeit ihrer Regenten, sondern vorzüglich dem Gemeinsinn ihrer Bürger dankt. So steht, dessen ein Denkmal, das große und schöne Gebäu des Spitals da, welches J. C. Pourtales (im Jahr 1808) für bedürftige Kranke gründete. Er eröffnete es den Leidenden jedes Landes und jeder Religion. Der Protestant baute sogar eine Kapelle, zum Behuf des katholischen Gottesdienstes, hinzu.

In der ersten Hälfte vorigen Jahrhunderts wanderte von Neuenburg ein Jüngling nach Genf aus, um daselbst die Handlung zu lernen. Er war der Sohn unbemittelter Aeltern und hieß David Pury. Seiner Wißbegierde und kaufmännischen Spekulation sagte aber Genf zuletzt nicht länger zu, und er begab sich nach London, sein Glück auf dem großen Stapelplatz des Welt-

handels zu suchen. Gewerbig, sparsam und in Berechnungen voll Scharfsinns, gewann er nach einigen Jahren genug, um aus eigener Kraft größere Unternehmungen zu wagen. Er ging, als Juwelenhändler, nach Spanien, endlich, um den Diamanten aus den Gruben der brasilischen Serra-do-Frio näher zu kommen, nach Lissabon. Hier ließ er sich zuletzt für immer nieder und betrieb, neben dem Diamanten- und Pretiosen-Handel, ansehnliche Bankgeschäfte. Sein Reichthum wuchs von Jahr zu Jahr an. Er verwendete ihn mit Edelmuth. Zu Lissabon ward er Vater der Armen, der Schutzengel der Nothleidenden. Prunklos und einfach in seinem Leben, reizten ihn, wie angesehen er auch am portugiesischen Hofe war, weder Titel noch Orden. Auch seiner Vaterstadt blieb er eingedenk. Er sandte ihr im Jahre 1779 zur Erbauung eines neuen Armen- und Krankenhauses 100,000 Thaler und wiederholte in den beiden folgenden Jahren die gleiche fürstlichgroße Gabe. Jährlich schickte er zur Hülfe der Armen 300 Louisd'or. Zur Pflege bedürftiger Predigerwittwen vergrößerte er den dafür bestehenden Fond beträchtlich. Ebenso übermachte er große Summen Geldes, theils als Beitrag zum Bau eines neuen Rathhauses, theils zur Anlegung einer neuen und prächtigen Handelsstraße nach Basel, theils zur Verbesserung der elenden Landstraßen in der Grafschaft Valangin. Und als er im J. 1786 hochbetagt, im siebenundsiebenzigsten Lebensjahre, starb, vermachte er der Vaterstadt sein ganzes Vermögen von mehr denn drei Millionen Livres; die eine Hälfte davon für Kirchen, Schul- und Armenanstalten bestimmt, die andere zur Verschönerung der Stadt und ihrer Umgebungen. Es thut dem Gemüthe wohl, wenn es sich in der Erscheinung eines so seltenen und großen Bürgers erheben kann.

Die Neuenburger hatten dem Greise noch während seines Lebens ihren Dank bezeuget. Doch für sie gab es, so scheint's, nichts

Höheres, nichts Köstlicheres, als ein Ordensband oder eine Titulatur und ein Rang. Sie wendeten sich an Friedrich den Großen, König von Preußen, und bewirkten, daß er den kinderlosen, bescheidenen Mann in den Freiherrnstand erhob. Als wenn nun der Baron David von Pury etwas Höheres gewesen wäre, denn der Bürger und Juwelenhändler David Pury!

Je weiter man von der Hauptstadt emporsteigend in das Land hinauf kömmt, je höher hebt es sich, je niedriger sinken links und rechts die Bergketten, je unfruchtbarer oder unzahmer wird der Boden. Die Fruchtbäume verschwinden. Mitten im Sommer haben die Wohngebäude winterliche Vorfenster, zwischen denen und den innern Fenstern die Töchter des Hauses ihren Blumenflor erziehen, die in freier Luft ein Nachtfrost tödten könnte. Das Gärtchen, neben der Behausung, kann nur für das Bedürfniß der Küche dienen; zur Zierde darin stehen doch aber zuweilen ein Paar gemeine Pappeln, von verkümmertem oder verkrüppeltem Wachsthum. Man athmet in diesen Thälern bei 3000 Fuß über dem Meer erhaben. Oft sind sie tief verschneit, während man noch in den Rebländern längs den Ufern des Neuenburgersees Weinlese hält. Die Wohnungen sind in ihrem Bau gegen die Unbill der Witterung berechnet; aber sie verrathen im Aeußern behaglichen Wohlstand, im Innern Sinn für geschmackvolle Veranmuthigung des Lebens. Selbst die Zimmer der Minderbemittelten glänzen von appenzellischer Reinlichkeit und Ordnung. Die Geräthschaften sind zierlich, zuweilen kunstvoll, oft prächtig. Nationaltracht des Landmanns ist hier nicht, wie in den meisten andern Kantonen. Fast alles geht städtisch gekleidet und zeigt sich zuvorkommend, gefällig, mit städtischen Sitten. Man sucht die Rohheit des gemeinen Haufens in den Dörfern fast vergebens. Aber in vielen ländlichen Hütten findet man klassische Schriftsteller Frankreichs, auch Deutschlands, Erbauungsschriften, geographische und mathematische Werke, oder

mehrere musikalische Instrumente zum geselligen Gebrauch. Die Winter dauern sieben Monden, und neben den stillen Freuden im Familienkreise, bei höchst einfacher Kost und Lebensweise, liebt man edlere Nahrung für Geist und Herz.

In den meisten Thälern der sogenannten Hirtenländer, wie in denen von Uri, Unterwalden, Schwyz, Wallis, Freiburg und dem bernischen Oberlande, herrscht, unter milderm Himmel, weit größere Fruchtbarkeit des Bodens; dennoch aber kein Wohlstand, keine Gewerbthätigkeit, keine Aufklärung und Volksbildung, wie hier. So leisten die Hochthäler den Beweis, daß Armuth eines Landes weniger Folge von der Unfähigkeit des Erdbodens zum Anbau, als vom Anbau des Geistes seiner Bewohner ist, und daß Stiefmütterlichkeit der Natur selten so verderblich, als die Stiefmütterlichkeit der Hierarchie oder Aristokratie wirke. Die Dörfer dieser Jurahöhen sind theils von Familien belebt, welche Alpenwirthschaft treiben, theils von Familien sinnreicher Künstler, Handwerker, Fabrikanten und Handelsleute, die in fremden Ländern Waarenniederlagen und Geschäftshäuser besitzen. Viele treiben im Sommer Landbau und Viehzucht; im Winter Uhrmacherei und Weberei von zarten Gespinnsten, Spitzen, Strümpfen u. s. w.

Diese rührige Gewerbsamkeit der hohen Juralande hat wahrlich weder die Weisheit der Gesetzgebung, noch die Klugheit der Regierungen erzeugt. Gesetzgeber und Regenten leisten ihr Höchstes, wenn sie die Hindernisse des Guten nur selber nicht schaffen, sondern sie aus dem Wege zu räumen verstehen. Niemand weiß sich besser zu helfen, als Jeder sich selbst, wenn man ihm den Gedanken frei und die Hand ungebunden läßt. Dieses Glücks konnte sich wenigstens das Volk des neuenburgischen Hochlandes unter seinen entfernten Fürsten freuen, welche der selbstsüchtigen Begehrlichkeit der Aristokratie entgegenwirkten.

Eines Tages, es war im Jahr 1680, kam ein Mann des Tra-

versthales von langen Reisen in seinem kleinen Geburtsort La Sagne an. Er hatte aus England eine Taschenuhr mitgebracht. Das ganze Fürstenthum hatte dergleichen Wunderwerk nie gesehen, geschweige das Dorf. Man eilte viele Stunden Wegs weit herbei, das merkwürdige Ding anzustaunen. Aber leider, die Freude dauerte nicht lange; die Uhr war bald verdorben. Wer konnte das Zauberstück herstellen? Jeder bedauerte den Besitzer, den man vorher beneidet hatte. Da trat ein junger Mensch, Daniel Jean Richard, hervor und gab Trost, er wolle das künstliche Geschöpf wieder heilen. Der dies verhieß, war selbst aus dem Dorfe. Man kannte seine Geschicklichkeit wohl zu allerlei Arbeit in Holz, Stein und Metall. Ja, ohne in seinem Leben eine Uhr gesehen zu haben, hatte er sich einen Stundenanzeiger erfunden. Freilich ein sehr ungeschlachter Mechanismus; ein hölzerner Kasten, ein Paar Walzen mit Stiften darin und Schnüren. Eine Schiefertafel war das Zifferblatt; ein Stück Eisen der Zeiger. Die Uhr aus England begriff er aber, so wie ihren Fehler, auf der Stelle. Um sie in Ordnung zu bringen, mußte er gehörige Werkzeuge dazu besitzen. Er erfand sie; hatte sie in Jahresfrist fertig; nach einigen Monaten ging die Uhr vollkommen. Jetzt versucht' er selber Uhrmacher zu werden. Er hörte, man zähne in Genf die Räderchen vermittelst einer einfachen Maschine. Er machte sich sogleich auf und dahin zum Erfinder der Maschine. Der arme Richard! Er war vergebens gegangen; hatte nicht an Kunst- und Brodneid gedacht. Der Erfinder verheimlichte ihm das wichtige Arcanum. Er untersuchte das Zahnwerk der Uhren auf alle Weise, bis er den Mechanismus errieth, durch den es am leichtesten zu schaffen war. Er versuchte; es gelang. Er war Uhrmacher. Er unterrichtete später seine fünf Söhne; er nahm andere junge Leute von La Sagne zu sich, die ihm Hülfe leisten mußten. Richard ward der Gründer des Wohlstandes in diesen Thälern, und des Anbaues der höchsten Ge-

genden derselben. Wahrlich der Mann wäre des prächtigsten Denkmals werth! Doch er bedarf dessen nicht. Man muß denen nur Denkmale bauen, die sonst vergessen werden würden; sie sind ein Ueberfluß für die, welche sich schon selbst in ihren Werken verewigt haben.

Der von ihm eingeführte Fabrikationszweig verbreitete sich schnell. Richard half nach allen Kräften dazu. Er ließ sich späterhin in Locle nieder. Als er im Jahr 1741 starb, war sein sinnreiches Gewerbe schon außerordentlich ausgedehnt. Jährlich werden nun bei 130,000 Taschenuhren und bei 1000 Pendeluhren ausgeführt, von verschiedenem Preise; in verschiedenem Geschmack gearbeitet; similorene, silberne, goldene. Silberne, starke, breite für die Landleute der Schweiz und Deutschlands; flache, zierlich geschnitzte für Frankreich und Italien; einfache, solide von Gold für die Kaufleute von Holland und England; andere, mit Perlen und Schmelzwerk geziert, für Madrid und Lissabon; andere, mit wunderlichen Arabesken und Schnörkeln für die Levante, von wannen sie ins tiefste Asien wandern. Der Mann kann im Winter bei der Arbeit in einem Tag auf acht Franken, der kleinste Lehrknabe wohl sechs Sous verdienen. Bei der höchst einfachen Lebensart des Künstlervolks kann der Landmann die Uhren wohlfeiler liefern, oder mehr daran gewinnen, als der Städter im aufwandreichen Genf.

Das weibliche Geschlecht beschäftigt sich mit Spitzenklöppeln. Im Anfang des vorigen Jahrhunderts verfertigte man nur grobe Waaren dieser Art im Val Travers, und ließ sie in Frankreich durch Hausirer vertragen. In der Mitte desselben Jahrhunderts zählte man schon 3000, jetzt bei 8000 Spitzenklöpplerinnen jedes Alters. Man verfertigt die Elle zu 4 Sous bis auf 68 Francs. Man führt davon nach allen Weltgegenden aus. Man berechnet den Ertrag von diesem Luxusartikel jährlich auf 1,500,000 Fr. und den Gewinn der Arbeiter daran auf 800,000 Fr.

Sonst zählte das kleine Land sieben Indiennefabriken; jetzt nur sechs derselben; aber diese liefern weit mehr Waare, als sonst die sieben. Den ersten Versuch in dieser Fabrikation machte im Jahr 1730 ein Blaufärber im Val de Ruz. Man schlägt jetzt die Anzahl der jährlich verfertigten Stücke auf 120,000 bis 130,000 an, jedes zu 16 Stäben, und den Taglohn der Arbeiter durchschnittlich auf 7 Sous. Wahrlich ein geringer Lohn! Und doch leben die Leute dabei anständig, ohne Mangel.

Wie könnten die schweizerischen Fabriken überhaupt mit denen des Auslandes, selbst mit denen Englands, trotz allen verhängten schweren Grenzzöllen und Zollvereinen, konkurriren, wenn der Taglohn theurer wäre; wenn hier nicht die Alles segnende Freiheit des Gewerbs und Verkehrs bestände; wenn hier nicht die Natur zum Betrieb der größten Maschinenwerke hülfreich ihre Wasserschätze in Fülle böte; wenn hier nicht die Kargheit des Bodens den menschlichen Geist zwänge, erfinderisch zu werden? Trotz der geringen Taglöhne, vernimmt man in der Schweiz nichts von jenen Zusammenrottungen, Ausschweifungen und Aufständen der Fabrikarbeiter, welche in den großen Gewerbsstädten Frankreichs, Englands und Deutschlands keine Seltenheiten sind. In der Schweiz wohnen die Arbeiter nicht in Städten massenweise beisammen, sondern zerstreut in benachbarten Dörfern und Weilern. Sie leben nicht bloß von Beschäftigungen in den Fabriken; die Familien haben in den Dörfern Eigenthum, Haus, Wiese- und Ackerland, welches sie in Früh- und Spätstunden des Sommers anbauen. Der Gewerbsherr ist von ihnen eben so abhängig, als sie es von ihm sein mögen. Beide stehen einander frei gegenüber. Die Fabriken selbst werden nicht bloß in Städten aufgestellt, sondern in und neben Dorfschaften, wo ein Strom, ein Bach durch sein starkes Gefälle dazu einladet und Arbeiter um mäßigen Lohn zu haben sind.

Doch Uhren und Spitzenklöppeleien sind beiweitem nicht allein die Beschäftigungsarten des neuenburgischen Volks. Da ist noch eine Menge der Werkstätten zur Verfertigung von mechanischen Instrumenten, Schnallen, Knöpfen, Messern u. s. w. Mit gleichem Eifer und Glück wird Alpenwirthschaft, Viehhandel und Viehmästung betrieben, meistens mit besserm Geschick als in den sogenannten Hirtenländern. Die Neuenburger Käse haben Ruhm und Güte der besten Greierzer Käse. Das Val-de-Ruz widmet sich besonders der Landwirthschaft. 4000 bis 5000 Morgen Reblandes in den untern Gegenden längs den Seeufern erzeugen bei drei Millionen Maß trefflichen Weins, von welchem jährlich für mehr als eine halbe Million Franken außer Landes verkauft wird.

Locle, wie das benachbarte La Chaux-de-Fonds, große Dörfer oder Flecken, oder wie man sie nennen will, tragen in Europa bekanntere Namen, und sind städtischer gebaut, als manche oder viele größere Städte Europens. Sie sind Zeugen dessen, was Geistesbildung, was Industrie im Volk vermag. Sie liegen da, in einem öden, steinigten, rauhen Jurathal; Chaux-de-Fonds 3070, Locle 2780 Fuß über dem Meere; jenes mit 6000 bis 7000 Seelen, dieses mit 5000 bis 6000 Menschen bevölkert, meistens Handwerkern, Künstlern, Fabrikanten, reichen Kaufleuten. Hier fehlt nichts, was zur Behaglichkeit des Lebens gehört: Privatbibliotheken, Konzert, Schauspiel, selbst Freimaurerloge und manche andere schöne Stiftung. Die edelste Stiftung ist wohl die große Anstalt zur Erziehung armer und verwahrloster Kinder des Landes. Ein Fräulein Calame gründete sie zu Locle; begann mit fünf Kindern. Unterstützt durch Wohlthätigkeitssinn der Mitbürger, ward die Zahl über hundert vermehrt. Ein junges Frauenzimmer zu Colombier, Namens Dupaquier, vergabte im Jahr 1829 allein an die Anstalt 50,000 Fr. — Im Jahr 1833 verzehrte eine furchtbare Feuersbrunst zu Locle bei vierzig Häuser; sie stiegen

in kurzer Zeit wieder aus dem Boden hervor, schöner denn zuvor. Nachdenken, Kunstgeschick und Gemeingeist nehmen es keck mit allen Schrecken auf, welche die Natur dieser Hochgegend bereiten kann. Der kleine Bergstrom der Bieds, welcher alles Wasser des zwei Stunden langen Locle-Thals aufnimmt, drohte den ganzen Thalgrund in einen weiten Sumpf zu verwandeln. Man gab ihm einen gefahrlosen Ablauf, indem man unter der Erde einen 800 Schuh langen Kanal oder Stollen (in den Jahren 1802 bis 1806) durch Felsen sprengte. Derselbe Fluß stürzt sich eine Viertelstunde von Locle in einen Abgrund von Felsen, zwischen denen er sich unterirdisch verliert. Er bildet drunten weit ausgewaschene Höhlen und Gewölbe, durch die er niederfährt. Ein sinniger Mann von Locle ließ es nicht unbenutzt. Es fehlte noch der Gegend an Mahlmühlen. Jonas Sandoz baute, es mögen hundert Jahre sein, vier Mühlen dahin, senkrecht eine über die andere. Man steigt bei zweihundert Schuh tief hinunter.

Es ist der Mühe werth, das Schauspiel des schauerlichen Wassergrabes zu genießen, welches sich der menschliche Kunstfleiß dienstbar zu machen wußte. Keinem ahnet die Größe und Furchtbarkeit des Schauspiels, wenn er sich durch die einförmige Landschaft dem Orte naht. Man erblickt Mühle und Wohnung des Müllers, durch einen Fahrweg von andern Gebäuden getrennt. Links und rechts ragen hohe nackte Felszinken empor, wie phantastische Thürme gestaltet, da und hier durchlöchert zum Herausschauen; zwischen beiden eine siebenhundert Schuh hohe Felsenbank, die bequem zu ersteigen ist. Man nennt sie Cul des Roches. Niemand betritt sie zum erstenmal, ohne droben von dem überraschendsten Anblick betroffen zu werden. Man sieht die Ebenen Frankreichs und weit in die Ferne hinaus. Zu Füßen strömt ruhig der Doubsfluß zwischen grünen Wiesen. Einzelne Häuser mit kleinen Gärten ruhen am Ufer; Heerdenvieh irrt einzeln durch die Flur.

Im Mühlgebäude selber führt, vom obern Mühlenwerk, eine in Fels gemeißelte Treppe, wie in einen Keller hinab. Aber der Keller erweitert sich. In der Finsterniß drunten arbeitet eine zweite, weit tiefer noch eine dritte, und noch tiefer eine vierte Mühle. Dasselbe Wasser, welches die obern Werke und Räder treibt, stürzt auf die untersten, wo dann ein Felsenrachen, den man, wie ähnliche andere, in der Landessprache Chaudière nennt, zuletzt alle Fluten verschluckt. Das Stampfen, Rollen und Lärmen der Mühlen in diesem Abgrund, über und unter uns, welche die vorhängenden Klippen zu zermalmen drohen; das Durcheinandersausen, Pfeifen und Donnern der herabfahrenden Wogen, die sich zwischen den finstern Labyrinthen des Gesteins tausendfach zerschlagen; der trübe Schimmer der Lampen, ihr unheimlicher Wiederglanz von den feuchten Umgebungen, durch welche schaumweis die hangenden Wellen wandeln, und wo sich Alles, Flut und Fels, durcheinander zu bewegen scheint — es ist wie ein Vorhof der Hölle, worin, statt der Feuerflammen, tanzende Wassersäulen gaukeln und rauschen. Die Chaudière, oder der Kessel, in welchem sich das Wasser zu den unbekannten Eingeweiden der Erde verliert, liegt noch 30 Schuh unterhalb der tiefsten Mühle.

Aber das ist nicht das einzige Werk dieser Art im Lande. Fast ein ähnliches sieht man auch in der schönen Gegend des Val Travers, und zwar bei Couvet, dem Stapelplatz und Hauptsitz des Spitzenhandels und der Spitzenfabrikation, einem Dorfe, welches mit seinen ansehnlichen Gebäuden eher einer Stadt gleicht. Da hängt zwischen senkrechten Felsen, in dunkler Kluft, durch die ein mächtiger Bach fällt, über dem schauerlichen Abgrund, eine Mahl- und Sägemühle, **le moulin de la Roche** geheißen. Unter ihren Bewegungen und Schlägen erdröhnen alle Felsen.

Ohnweit Lachauxdefonds verliert sich der Bach des Thales ebenfalls in Felsengrotten. Aber die Natur hat da vergessen, sie

für Anlegung von Räderwerk geräumig und bequem genug zu machen. Menschliche Kunst half nach. Ein Raum von mehr denn 12,000 Kubikfuß ward in die Kalkfelsen eingesprengt und ausgemeißelt, wo doppelte Räderwerke, Kufen, Mehlkasten ihren Platz haben. Vor dem Eingang der Höhle, und eins mit ihr, steht ein stattliches Gebäu aufgeführt. Das Wasser des Bachs, in einem eigenen Teich gesammelt, wird, soviel als nöthig, zu den Rädern der Mühle geleitet, eh' es die Spalten des Gebirgs aufnehmen.

Westwärts im höchsten der Bergthäler von la Brevine liegt der kleine See von Etalières, bei 3000 Fuß über dem Meere. Auf der Mittagsseite des Ufers ergießen sich seine Gewässer in zerklüftete Felsen, und treten, wie man vermuthet, oder erforscht haben will, in ziemlicher Entfernung von da, wieder bei dem Dorfe St. Sulpice im Val Travers, als Quelle der Reuse, wie ein gewaltiger Strom, hervor, welcher sogleich dem Gewerbsfleiß dienstbar gemacht wird. Aber auch jener Abfluß des Etalièresees in einsamer Gegend ist mit ungemeiner Sinnigkeit benutzt, sehenswürdige Mühlwerke über dem Absturz des Wassers zu bauen. Es sind fünf derselben beisammen in den Bergschlund hineingestellt, der durch starke Gemäuer von Quadern in eben so viele Kammern abgetheilt ist. Zu jeder derselben wird das Wasser in gewölbten Kanälen geführt, mit Schleußen versehen. Wenn die Frühlingssonne den Schnee schmilzt, oder anhaltende Regengüsse das Thal überschwemmen, werden jene Kammern oft mit weit mehr Wasser angefüllt, als die Felsenrachen der Tiefe verschlucken mögen. Aber so wohlgeordnet, so stark ist der kühne Bau, daß er nichts fürchtet und nichts leidet.

Das ganze hiesige Gebirg ist voll ähnlicher Durchklüftungen, Schluchten und Höhlen. Seitwärts Les Verrieres, hart an der französischen Grenze, erhebt sich das Gebirg zur Côte aux

Fées. Die Felsen sind hier überall voll weiter Grotten. Die größte derselben erstreckt sich durch den ganzen Berg, und wird von Säulen aus Tropfstein in drei Hallen getheilt, deren bedeutendste einige hundert Schuh entlang zu einer Oeffnung führt, die über einem Abgrund von 400 bis 500 Fuß weithin das Thalgelände überschauen läßt. Die Höhle heißt Temple aux Fées. Wunderbar genug wäre sie für ein Feenwerk. Aber man thut wohl, den geisterartigen Zauberwesen nicht zu trauen, die darin nisten mögen. Man besucht ihren Tempel auch nur selten, in welchem der Neugierige durch herabstürzendes Gestein und auf schlüpfrigen Pfaden Gefahr läuft, von ihren Tücken zu leiden. — In vieler Hinsicht würde der Name eines „Feen-Tempels" wohl jener majestätischen Höhle mehr anstehen, welche neben dem Quell der Orbe, ohnfern den neuenburgischen Grenzen, beim waadtländischen Thaldorf Valorbe, am Ausgang des Jourthals, zu sehen ist. Aber die Leute der Umgegend nennen sie nur schlechthin Feenhöhle, Cava di Faie. Und doch ist schon der Zugang so romantisch-wild, wenn gleich beschwerlich, wie nicht leicht zu irgend einem andern Feenneste der Schweiz. Hat man die letzte der menschlichen Wohnungen im Thal hinter sich gelassen, so verrammelt zuletzt ein riesiger, halbrunder Berg den Weg durchs Dickicht, wie ein altgothischer Thurm. Eine schwarze Krone von Tannen flicht sich um sein Haupt. Sein Fuß ruht über der gewaltigen Quelle der Orbe, die sogleich als Waldstrom hervorbricht, um Eisenwerke und Hammerschmieden zu treiben. Vermuthlich sind sie der Abfluß des Brenetsees im Jourthal, der etwa 700 Schuh darüber im Gebirg liegt, und sich in den Spalten eines Felsentrichters verliert, nachdem er über dem Schlunde noch die Sägemühlen von Bonport getrieben hat. Die 500 Schuh weite Felskammer der Cava di Faie ist ein furchtbares Trümmerwerk von stehenden und umgestürzten Säulen. Eine Felsenstiege führt zu

einer Gallerie oder Emporkirche hinauf, von wo man das Chaos übersieht, und zugleich in der Höhe die kegelförmige Auswölbung eines mehrere hundert Schuh hohen Doms. An den Wänden zeigen sich seltsame Charaktere, wie Schriftzeichen. Es wär' ein Wunder, wenn der ländliche Aberglaube des Alterthums nicht diese Seltsamkeiten alle zu einer mährchenhaften Sage gebildet hätte. Ja, ein Palast, ein Tempel der Feen war dies unterirdische, riesenhafte Bauwerk. Von da aus besuchten die kleinen, niedlichen Berggöttinnen ihre Nachbarschaften, und brachten sie den Hütten der Sterblichen Rath und Trost, oft köstliche Geschenke. Aber ein junger, verwegener Hirt schlich ihnen einst nach; man weiß nicht, ob aus Neugier, oder von einem Liebesrausch verführt. Da fand er die zarten, überirdischen Jungfrauen alle schlafend. Der Unbescheidene schlich mit der Fackel von einer zur andern suchend. Sein durch die Hallen tönender Fußtritt weckte aber die Schlummernden. Schamvoll und zornig sprangen sie auf. Ein Wink; Alles war Finsterniß; der Tempel stürzte zusammen und die Feen entflohen, indem sie den jungen Waghals mit sich nahmen. Man hat ihn nie wieder gesehen; aber auch die zarten Oreaden verschwanden seitdem aus der ganzen Gegend.

Vielleicht die mächtigste aller Berghöhlen des Kantons Neuenburg mag die im Val Travers sein; sie soll sich breit und hochgewölbt in einer Länge 2000 bis 3000 Fuß durch den Berg strecken. Andere behaupten, wohl eine Stunde Wegs. Wer hat aber ihr Ende erblickt? Mondmilch und wundersam gestaltete Stalaktiten überkleiden ihr Inneres. Die Landschaft, beim Eingang, ist eine der reizendsten des Thals. In der Nähe ragen graue Thurmtrümmer einer Burg vom Hügel auf. Die Ruine ist unbekannter Abkunft. Dann stürzt neben der Höhle ein hoher Wasserfall, der „Sourdebach“, aus dem Felsen hervor. Gegenüber liegt in der Ebene, von Fruchtfeldern umgrünt, die älteste Pfarrei des Thals,

von Landleuten, Fabrikanten und Künstlern bewohnt, Motiers Travers. Auch ist sie berühmt worden durch Jean Jacques Rousseau's Aufenthalt, als er, vor dem Zorn des Genfer Senats, von Ifferten hinweg, hieher floh, wo er seine „Briefe vom Berge" schrieb. Der Philosoph, welcher das sonderbare Schicksal hatte, mit gleicher Wuth von Schauspielern, Opernsängerinnen, Bischöfen, Schriftstellern, republikanischen und monarchischen Obrigkeiten, protestantischen und katholischen Geistlichen, Tonsetzern und Schulmeistern verfolgt zu werden, verlebte im Dorfe Motiers einige glückliche Jahre. Theils die reine, gesunde Luft und die Anmuth der Umgebungen, theils die Nähe einer eisen- und schwefelhaltigen Heilquelle, locken noch heut in den Sommermonden Fremde her. Der gute Rousseau hatte, bei seiner Reizbarkeit, den kleinen Fehler, er konnte nicht schweigen, wenn man ihn, seiner Ueberzeugungen willen, mit einer Fluth von Schmähschriften, Karrikaturen, geistlichen Bannflüchen, Epigrammen, Hirtenbriefen, obrigkeitlichen Landesverweisungen und Spottliedern überschüttete. Seine „Briefe vom Berge" versetzten aber den rechtgläubigen Kalvinismus der Genfer Pfarrer und, durch diesen, Rath und Bürgerschaft der Stadt in die zornigste Bewegung gegen ihn. Er glaubte sich freilich unter dem Schutz des preußischen Gouverneurs, des Marschalls Keith, wohlgeborgen; und um so mehr, da selbst dessen großer König für ihn sprach. Allein damals, wie noch heut, konnten weder Marschälle noch Könige gegen rachsüchtige Wespenstiche des Fanatismus schützen. Die frommen Pfarrer zu Genf mahnten die fromme Geistlichkeit des neuenburgischen Landes zu kollegialischer Hilfe gegen den Ketzer auf. Nun träufelten von den Kanzeln Neuenburgs fortan nicht die liebreichsten Anspielungen auf den Freigeist von Genf, den gefährlichen Irrlehrer, Volksverführer und Antichrist. Das gläubige Landvolk des Val Travers fing an, für das Heil seiner armen Seelen zu zit-

tern, und betrachtete den verketzerten Mann, wie einen wahren Wehrwolf. Man begriff, er müsse Heide oder Türke, oder noch Aergeres sein; denn das zeigte die orientalische Tracht, in welcher ihm hier zu wandeln gefiel. Man ließ es nicht an den schlimmsten Ehrentiteln für ihn fehlen, die man beim kirchlichen Gottesdienst mit aller Andacht gelernt hatte, und ihm nachrief. Bald erfand man noch kräftigere, mit Drohungen begleitet. Zuletzt, nach einem lustigen Marktag des Dorfes, begrüßte man Nachts sein Haus mit einem Steinhagel. Das Geklirr der zerbrochenen Fensterscheiben weckte ihn und Alles, was im Hause war, aus dem Schlaf, unter andern auch die Magd eines alten Mannes. Diese rief den Kastellan; der Kastellan im Schlafrock die Dorfwacht. Die Nachtbuben verschwanden. Rousseau war gerettet; doch einen zweiten Besuch so stürmischer Art mochte er nicht abwarten. Er verließ das Thal.

Aber welche Verwandlungen des Volksgeistes haben seit siebenzig Jahren zu Motiers Alles geändert! — Man besitzt, man liest dort nun die Schriften des verfolgten Weltweisen. Kein geistlicher Zelot wagt sie mehr mit dem Bannfluch zu belegen. Man zeigt das Haus, welches er bewohnt hatte. Man bewahrt die von ihm bewohnt gewesenen Zimmer, wie ein Heiligthum, und tausend Namen derer, die das Heiligthum besuchten, bedecken die Wände. Man erstaunt nicht mehr über die Hochachtung, welche der Fürst von Neuenburg, König Friedrich II., einem Manne bewies, der des Königs Geschenke ausschlug, und von welchem der Monarch sagte: „Wenn jemals dieser Mann eines Königes bedarf, wünsch' ich, daß er mir den Vorzug gebe."*)

---

*) Si jamais cet homme a besoin d'un roi, je souhaite, qu'il me donne la préférence.

19. Die Wiedertäufer.

Der Norden des Kantons Bern, der von breiten, fruchtbaren Längenthälern durchfurchte Jura, welcher erst im Wiener Friedenskongreß (1815) ganz zur Schweiz geschlagen wurde, ist nicht nur der schönste Theil des Juragebirgs, sondern eine der schönsten Parthieen der Schweiz. Man umfaßt diese ganze Landschaft, einst Großtheil des Gebiets vom alten Bisthum Basel, gewöhnlich mit dem Namen der fünf leberbergischen Aemter Berns; denn Leberberg ist hier des Jura deutscher Name. Diese Thäler sind etwa von 60,000 — 70,000 Menschen bevölkert, unter denen die meisten ein mit Altceltischem und Deutschem durchmengtes Französisch reden, und mehr denn zwei Drittheile zur katholischen Kirche gehören. Auch über hundert Familien der Wiedertäufer wohnen hier; und nirgends in der Schweiz so viel beisammen.

Bekanntlich bildet die Entstehung und das schwärmerische Treiben dieser Sekte eine der unerquicklichsten Episoden in der Reformationsgeschichte des sechszehnten Jahrhunderts. Thomas Münzer und Karlstadt hatten ihre Lehren nach der Schweiz gebracht, wo der ausgestreute Samen derselben günstigen Boden fand und wucherisch aufsproßte. Die Absicht der damals so wilden Fanatiker ging nicht nur auf Zerstörung des katholischen Kultus aus, sondern überhaupt auf eine völlige Umwälzung aller kirchlichen Verhältnisse. Sie nannten die evangelischen Lehrer Diebe und Mörder und selbst den Reformator Zwingli den „großen Drachen“. Die Taufe und das Nachtmahl, von Priestern ertheilt, ward als ungültig erklärt, die Wissenschaft verschmäht. Ein Geist furchtbarer Zügellosigkeit hatte sich ihrer bemächtigt; sogar das obrigkeitliche Ansehen wurde nicht mehr geachtet. Kein Wunder daher, daß die Regierungen jener Zeit mit blutiger Strenge wider diese Sek-

tirer einschritten, um sie auszurotten. Allein immer blieben noch zahlreiche Anhänger ihrer Lehre übrig, welche letztere durch den weisen Menno Simonis endlich in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts eine große, mildernde Umwandlung erfuhr.

Die gegenwärtigen Wiedertäufer gleichen den empörerischen Rotten von ehemals nicht mehr von ferne. Sie leben im Jura von Basel bis Pruntrut zerstreut auf einsamen Höfen in Wäldern und Bergen und zwingen mit ihrer Arbeitsamkeit den unwirthbarsten Gegenden Fruchtbarkeit ab. Ein kräftiger Menschenschlag, vom schönsten Geblüt; treuherzig, friedsam, gewissenhaft und wohlwollend. Allen Nachbarn sind sie lieb. Katholiken und Protestanten der Umgegend vertrauen ihnen mehr, als sich selbst unter einander. Und diese biedern Leute wurden von der Berner Regierung im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert aus ihren Heimathen verjagt, weil sie keine Eide schwören, keine Waffen tragen mochten. Die Fürstbischöfe von Basel, weiser und duldsamer als jene protestantische Obrigkeit, nahmen die verstoßenen Jünger Menno's in ihr damaliges weltliches Gebiet auf. Ich weiß nicht, ob die Lehre der Wiedertäufer etwas Ketzerei mit sich führt, wie da und dort ein Geistlicher vielleicht meint; aber der Herr spricht: „An ihren Werken sollt ihr sie erkennen!" Und da scheint's mir bei ihnen so übel nicht zu stehen. Man muß sie besuchen; unter ihnen leben; und man wird sie lieb gewinnen, ja sogar ein wenig bewundern, während man sonst wenig Christen wegen ihres Christenthums bewundert.

Ich war, Neugier hatte mich dahin verlockt, im stillen Bergthal des Tschaywo, an den Solothurner Grenzen, im Wald auf Champoz und in andern freundlichen Einöden bei den Wiedertäufern. Es ward mir bei ihnen zu Muth, als lebt' ich in den ersten, armen Zeiten des heiligern Urchristenthums; so heiter, so gottesfürchtig, ohne alle Kopfhängerei, gastfreundlich und arbeit-

sam wohnen sie da, in patriarchalischer Einfalt und frommer Sitte. Unter ihnen sind keine Trunkenbolde, keine Spieler, keine Nachtschwärmer, keine Lügner, keine neidische Nachbarn. Entsteht unter ihnen, aber selten, ein Zwist, so wird er freundlich von einem ihrer Aeltesten geschlichtet. Sie nennen sich Brüder, Schwestern, Du und Du. Einer hilft dem Andern unentgeldlich bei der Arbeit, bei der Heu- und Kornernte, wo es noth thut. Ihre Mäßigkeit, ihre sittliche Reinheit bewahrt ihnen feste Gesundheit, hohes frisches Alter. Ein Greis von mehr denn siebenzig Jahren, der einer ihrer Lehrer war (Pfarrer haben sie nicht), führte mich rüstig über Berg und Thal, wie ein lebensreicher Jüngling, zu den übrigen Brüderfamilien. Welche ächte Liebe der Eheleute, welche Zärtlichkeit der Geschwister unter einander, welche Aufmerksamkeit der Kinder gegen ihre Aeltern, sah ich da! Ihre ganze Pädagogik beruht einzig auf dem Beispiel der Erwachsenen für die Jüngern und den paar Worten: „Habe Gott vor Augen!“ Und doch genießen sie eine Erziehung, die edler ist, als die feinste oft in der großen Welt. Welch ein Völkchen, welch ein Christenthum, das keine Advokaten, keine Pfarrer, keine Richter, ja kaum Aerzte braucht!

Sonntags kommen sie abwechselnd bald zu diesem, bald zu jenem Lehrer, um im Freien oder in einer Scheuer, oder in einem größern Zimmer, Gottesdienst mit Andacht zu verrichten. Der Lehrer spricht, wie es eben in seiner Stimmung oder im Bedürfniß der Zuhörer liegt, oder liest aus einem alten Erbauungsbuche vor. Er verrichtet die Taufe, reicht das Abendmahl, segnet die Ehen ein, und ist Landmann wie jeder Andere. Die Taufe geht meistens unmittelbar der ersten Kommunion, oft der Hochzeit eines liebenden Paars voran. Doch muß ich nebenbei gestehen, ihre Andachts-, Gebet- und Gesangbücher nebst ihren Märtyrerliedern, sind im Geschmack veralteter Zeit und daher

ziemlich geschmacklos. Ist der Gottesdienst vollbracht, werden die Entferntwohnenden von den Familien der benachbarten Höfe unentgeldlich bewirthet, so wie diese ein andersmal von jenen brüderlich eingeladen werden.

Reinlich, doch schmucklos, wie die bescheidenen Wohnungen, sind ihre Geräthschaften und Kleidungen. Wie jedoch jede der Kirchenparteien in der christlichen Welt, hat auch die anabaptistische ihre fromme Nebengrille und Eigenheit. Daß verheirathete Männer noch ihren Bart, der Mannheit Ehrenzeichen, wachsen lassen, wäre nicht übel, wenn nur die Tracht dazu so mittelalterisch oder so orientalisch und alttestamentlich wäre, wie der Name ihrer schönen Töchter. Aber der graue, kurze Rock, die kurzen Hosen und die über das Knie gezogenen Strümpfe, stehen zur natürlichen Schönheit des Bartes unharmonisch. Auch Knöpfe sind von den Kleidern verbannt; sie werden durch Nestel und Haften ersetzt. Eben so einfach erscheint das weibliche Geschlecht. Kein Gold, kein Sammet, keine Seide. Nicht einmal ein buntes oder hellfarbiges Seidenband darf den Strohhut des Mädchens umflattern. Aber ein Mädchen weiß trotz dem immer, im Punkt des Schönen, Mittel und Wege zu finden; ohne dadurch die Religion in Gefahr zu bringen. Man muß nur sehen, wie keck diese schlanken, blühenden Gebirgsbewohnerinnen den Hut zu setzen wissen, und wie die zarten Schleifen von Strohgeflecht, und die von Stroh geformten Blumen darumschweben und nicken. Und doch das Alles so bescheiden!

---

20. St. Verena bei Solothurn.

Solothurn ist eine von den kleinern Republiken der Eidsgenossenschaft. Das Land, mit kaum 60,000 Einwohnern, auf wenig mehr, denn vierzehn Geviertmeilen, ist fast überall nur Grenzland; an

Gestalt einer jener Mollusken ähnlich, die im Meere ihre wellenförmigen Arme nach allen Seiten ausfahren lassen. Doch das Leben auch kleiner Freistaaten kann für die Menschheit jedes Zeitalters Interesse führen. Es wird nicht durch Landesumfang und Volkszahl großartig, sondern durch Geistes- und Charaktergröße der Bürger. Die altgriechischen Republiken und die italienischen des Mittelalters waren ebenfalls klein. Die Geschichte Solothurns aber trägt für die Welt kein solches Gepräge. Doch leuchten daraus einzelne Züge von Edelmuth durch die Jahrhunderte zu uns herab, die dankbarer Erinnerung in hohem Grade werth sind.

Wenig fehlte, das ganze Land wäre zur Zeit der Kirchentrennung protestantisch geworden, oder vielmehr geblieben; denn es war's schon guten Theils. Doch besann sich die Regierung eines Bessern und befahl, man soll es beim alten Glauben bewenden lassen. So geschah auch. Nur in der Hauptstadt kam es beinahe zum Blutvergießen. Die reformirte Partei wankte nicht; die katholische Partei ward wider sie aufgeregt. Als einst (1533) die Häupter von jener zur Berathschlagung versammelt waren, zog der empörte Schwarm der Altgläubigen mit geladener Kanone gegen das Haus, dasselbe über den Häuptern der Ketzer zu zertrümmern. Die Lunte näherte sich dem Pulver. Da schritt eine ehrwürdige Gestalt durch den wilden Haufen, warf sich vor die Mündung des mörderischen Geschosses und rief: „Soll Bürgerblut fließen, so fließe denn mein Blut zuvor!“ — Es war der Schultheiß von Solothurn selber, Niklaus Wengi, der edelste Heros, den die Geschichte Solothurns kennt. Er beschwichtigte den Volkssturm. Es gereicht seinen Nachkommen zum Ruhm, daß sie heut noch sein Gedächtniß feiern.

Eben so menschlich schön war die That der Solothurner Bürgerschaft, als ihre Stadt von Herzog Leopold (im Jahr 1318) hart belagert wurde. Es strömte der Regen; alle Gewässer schwol-

len an und die Aare, ein wilder Gebirgsstrom, drohte selbst die Brücke, welche der Herzog zur Verbindung beider Ufer oberhalb der Stadt hatte schlagen lassen, hinwegzureißen. Daher erging der Befehl an seine Kriegsleute, schwere Steine auf das nur zum augenblicklichen Nothbehelfe aufgeführte Bauwerk zu wälzen, um es stärker zu belasten. Allein mitten in dieser Arbeit brachen die Joche von der Wuth des Gewässers; Balken und Bretter der Brücke stürzten in die Fluth und mit ihnen eine große Anzahl der österreichischen Krieger. Ihr Untergang wäre sicher gewesen, hätten nicht die Solothurner, ihrer Todesfeindschaft vergessend, schnell ihre Schiffe abgelöst, und, mit eigener Gefahr durch die Wellen kämpfend, ihrer Viele herausgezogen; dennoch ertranken noch sechszig Männer. Die Geretteten aber wurden in die Stadt geführt, freundlich mit Speise und Trank erquickt und dann wieder dem Herzog zurückgesandt. Dieser, von dem Edelmuthe seiner Feinde gerührt und besiegt, hob die Belagerung auf, die schon zehn Wochen gedauert hatte, und schenkte den Bürgern zum Beweise seines Dankes einen Panner, der noch heute im Zeughause aufbewahrt wird.

An diese, in der Geschichte unsterblich fortlebenden Großthaten der Väter, wird man beim Lustwandeln auf einem der anmuthigsten Spaziergänge erinnert, welche die Schweiz kennt.

Ganz in der Nähe Solothurns nämlich, zwischen der Stadt und dem waldreichen Kalkgebirge des Jura, ruhen in einem beträchtlichen Umfang, wunderbar zusammengewürfelt, Granit- und Gneisblöcke in ungeheuern Massen beisammen. Ein Bach erzwingt sich in ihrer Mitte, bald freundlich, bald schäumend, Durchgang. Tannen, Buchen, Ahornen und anderes mannigfaltiges Gebüsch, in malerischer Wildheit umschattet sie. Ein anmuthvoller Weg zieht durch die grünen Dämmerungen um die Felsen vielgewunden. Hier erblickt man in einigen schönen Granitblöcken die Namen jener solothurnischen Bürger eingemeißelt, die unvergänglichen An-

denkens würdig sind. Hier auch den Namen des Nikolaus Wengi; unfern davon den eines Jünglings, welcher, ein glücklicher Fortsetzer vom Hauptwerk des Johannes Müller, die Geschichten der Eidsgenossen mit Wahrheitsstrenge eines Greisen schrieb, den Namen des edeln Robert Glutz. Eine lichtscheue Aristokratie und Hierarchie vom Jahre 1815 gestattete ihm nicht, der eigenen Heimath so wohlthuend zu sein, als er vergeblich wünschte; daher verließ er das Vaterland und starb auf fremder Erde (in München 1818). Diesem Jüngling dankte Solothurn die Gründung seiner literarischen Gesellschaft, die Nutzbarmachung seiner Stadtbibliothek, die Saat seiner Schulverbesserungen, welche nun erst Frucht trägt.

Nicht königlicher Aufwand, nicht die Einbildungskraft des besten Gartenkünstlers könnte ein schöneres Felsenlabyrinth, als dieses, erbauen. Auch wallfahren alljährlich zahllos die Reisenden dahin, um die Kunst der Natur zu bewundern, welche, wir wissen nicht, durch welchen Zauber, vielleicht vermittelst schwimmender Gletscher-Platten auf dem Urmeere, die Granit- und Gneismassen hierher führte, die sie von den Gipfeln der Alpen, von den Vieschen- und Aarhörnern, losriß. Unversehrt, mit ihren Ecken, Kanten und Flächen, wie diese Massen einst über den Wolken des Himmels am Gebirg hingen, ruhen sie da. Und wo die fremden Kolosse einen breitern, geebneten Raum zwischen sich lassen, erscheint die Einsiedelei der heiligen Verena, eines schönen Mädchens, welches, der Legende zufolge, mit den Kriegsmännern der thebäischen Legion, ohne Gefahr für seine jungfräuliche Tugend, in der Welt umhergezogen ist. In einer der Felshöhlen hier, man weiß nicht warum, siedelte sie sich eine Zeit lang an. Die heilige Magdalene, mit ihren Goldlocken, hatte mehr geliebt, als sie; dennoch ruht auch diese reizende Büßerin in einer der benachbarten Grotten lebensgroß, doch nur aus Stein gehauen.

Jedesmal an ihrem Namensfeste, zur heitern Nelkenzeit, wird die liebenswürdige Sünderin vorzugsweise von den Händen der schönen Solothurnerinnen mit Blumen andächtig bekränzt und bestreut.

In dieser wunderbar lieblichen Felsen-Einsiedelei wähnt man sich wie auf einem Theater, in optischer Täuschung. Links am Fels das Kirchlein der heil. Verena, mit dem Thürmlein. Eine Steinbrücke führt über den schmalen Bach zur Vorhalle, nach welcher einige Stufen im Felsen emporleiten. Rechts wieder, in geräumiger Grotte, ein anderes Kirchlein. Dann die Hütte eines Klausners oder Waldbruders, der die Heiligthümer des Ortes hüten muß. Ich will gar nicht das Innere der Kirchen oder Kapellen, nicht die ausgeschmückten Höhlen dahinter beschreiben; noch weniger das geschmacklose Bilderwerk, welches hier die wunderbaren Schöpfungen der Meisterin Natur vollkommen verunstaltet. Der Anblick thönerner, ungeschlachter und mit Oelfarben grell und bunt angestrichener Figuren, rings an den Granitmauern, hier die schlafenden Jünger, dort ein knieender Jesus am Oelberg mit dem Engel über ihm, dort der rothbärtige Verräther, hier sogar die Stadt Jerusalem, mag vielleicht auf Erhöhung der Andacht, im Mönchsstyl, berechnet sein, aber stört alle Andacht, zu welcher die großartige Natur das Gemüth ruft. Gern wend' ich das Auge von der kindisch-frommen Spielerei ab, welche das prächtige Schauspiel zum Nürnberger Tand herabwürdigt, und wende mich einem Felsenwinkel zu, der mir theuer ist; der dieser schwermüthig-schönen Einsamkeit Würdigeres zeigt. — Es ist ein Grab!

Es ist das Grab zweier lieblichen Kinder, umfangen von einem Gärtchen, mit Rosen und Veilchen bepflanzt, unweit der hölzernen Hütte des Klausners. Ihr Vater, ein edler Mann von Solothurn, wählte diesen wunderschönen Platz zur Ruhestätte seiner Lieblinge. Es war der Oberst Franz Voitel, mein Freund, der, dieser Freundschaft willen, unglücklich, — dieser Freundschaft

willen sogar Galeerensklave ward. So schwer wird wohl selten der Bund männlicher Herzen abgebüßt. Voitel trat jung in das Schweizerregiment Wimpfen, welches in spanischen Diensten stand. Reich an Bildung und Kenntniß, voll gemeinnütziger Thätigkeit, ein begeisterter Jünger Pestalozzi's, weihte er in Taragona seine Mußestunden der geistigen und sittlichen Veredlung seiner Soldaten. Er ertheilte ihnen Unterricht nach pestalozzischer Methode. Don Godoi, der Friedensfürst, vernahm davon, rief ihn nach Madrid; sah den Offizier, als Schulmeister unter seinen Soldaten, und zog ihn hervor, ihm in diesem Felde größern und bequemern Spielraum zu schaffen. Er sollte die pestalozzische Lehrweise in Spanien einführen. Voitel verlebte in diesem Wirkungskreise glückliche Tage, begünstigt und unterstützt durch den gelehrten Juan Andujar, Don Franc. Zea-Bermudez und Don Franc. Amoros. Es war im Jahr 1806. Mehr denn hundert Schüler, meistens Offizierssöhne, umringten ihn. Er wählte sich Gehülfen. Ein wissenschaftlich gebildeter junger Soldat seines Regiments, aus Bayern gebürtig, ward bald der vorzüglichste unter denselben. Es war dies der gelehrte Joh. Andr. Schmeller, jetzt Bibliothekar des königlichen Bücherschatzes in München und Mitglied dortiger Akademie.

Doch zu bald unterbrach die Entzweiung des königlichen Hauses von Spanien, der Tag von Bayonne, der Aufstand des spanischen Volks gegen die Franzosen und König Joseph, das wohlthätig begonnene Werk. Voitel mußte seine zahlreichen Jünger verlassen, mit Oberstlieutenantsrang zu seinem Regiment zurückgehen, die Waffen ergreifen und für die Unabhängigkeit Spaniens kämpfen. Der Weg über manches Schlachtfeld führte ihn zuletzt in Kriegsgefangenschaft. Er ward erst nach Vertreibung der Franzosen davon erlöst und trat dann wieder in sein Regiment ein. Mit einer liebenswürdigen Mallorkinerin vermählt, lebte er zu Barcelona

und Mataro von neuem glückliche Tage, im Umgang mit den gebildetsten Männern, im Genuß hoher Achtung. Auf sein Ansuchen, als im Jahr 1820 Quiroga's und Riego's Aufstand Spanien von neuem erschütterte, nahm ich den jungen Sohn einer ihm befreundeten, angesehenen Familie, in die Schweiz, dem hier bessere Erziehung gegeben werden sollte, als er in Spanien, unter bürgerlichen Unruhen, Gelegenheit hatte zu finden. Es war ein trefflicher Knabe, Namens Antonio; aber, mit Ausnahme des Lesens und Schreibens, in so unglaublicher Unwissenheit, daß er, ungeachtet seines fünfzehnjährigen Alters, selbst in der Religion nichts, als einige Gebete, den Namen einiger Heiligen und Feste, den Namen Maria's, aber nicht einmal den ihres göttlichen Sohns wußte. Ich erzog ihn mit meinen Kindern und ließ ihn in seiner Religion, durch den katholischen Stadtpfarrer von Aarau, unterweisen.

Es ist bekannt, wie nach dem Einzug des Herzogs von Angoulême in Spanien, die Reaktion gegen sogenannte liberale Ideen, furchtbarer, denn je zuvor, wüthete. Auch mein Name mochte durch einige aus dem Französischen ins Spanische übersetzte Schriften, vielleicht auch durch Schweizeroffiziere, in Ferdinands VII. Diensten, in bösen Ruf politischer Ketzereien gerathen sein. Sobald zu Barcelona ruchbar wurde, daß Antonio in meinem Hause erzogen werde, ward dessen Vater unter polizeiliche Aufsicht gestellt und gezwungen, den Sohn von mir eiligst zurückzunehmen. Es war im Jahr 1825. Antonio mußte bei seiner Heimkunft täglich in die Kirche, mußte wöchentlich beichten, vergessene Gebete auswendig lernen und öffentlich hersagen, während sein armer Vater lange Zeit im Gefängniß schmachtete, seine Sünde zu büßen.

Indessen blieben Voitel und ich in freundlichem, wissenschaftlichem Briefwechsel. Mit Vorsicht mieden wir, einen politischen

Gegenstand anzurühren. Er selbst hielt sich, als Schweizer, von aller Einmischung in die Händel Spaniens rein. Seine Vorsicht und Unschuld schirmten ihn jedoch nicht. Am 30. August 1829 ward er verhaftet und auf die Felsenveste Mont-Jouy ins Staatsgefängniß geführt, nachdem man sich seiner Papiere und dazu meines Bildes bemächtigt hatte, welches über dem Schreibpult des Freundes hing. Nur einmal, und dann nie wieder, ward er verhört, wenn anders zwei Fragen ein Verhör genannt werden können. Die erste war, ob er mich kenne und mein Freund sei? — Die andere, ob er ein Freimaurer sei? — Mehrere Monate lag er im Kerker, außer jeder Verbindung mit der übrigen Welt. Seine Gemahlin errieth nur, daß er noch am Leben sei, weil ihr die Gnade gestattet war, ihm täglich Speise zu senden. Endlich verlor sie auch diesen Trost. Seiner ganzen Unschuld sich bewußt, hatte ihr Gatte wiederholt verlangt, verhört und gerichtet zu werden. Erst nach mehrern Monaten ward sein Gefängniß geöffnet; ihm gemeldet, er sei vom König zu den Galeeren auf unbestimmte Zeit verurtheilt. Das Urtheil gab keinerlei Grund der schrecklichen Strafe an. In Ketten wurde er an die afrikanische Küste nach Ceuta geführt und dort ins Bagno gebracht. Er schrieb mir von da. Sein Brief war „Alamontade" unterzeichnet. Der Gouverneur von Ceuta beklagte edelmüthig das Schicksal des unglücklichen Obersten, und gestattete ihm Freiheit, am Tage umherzugehen. Der Galeerensklave erhielt bald Zutritt in einige der angesehensten Häuser von Ceuta.

Ich war indessen, sogleich nach seiner ersten Verhaftung, von seinem Schicksal unterrichtet worden, und daß meine Freundschaft ihm zum Verbrechen gemacht sei. Ich sage nichts von meinem ersten Entsetzen, von meiner langwierigen Angst. Ich setzte Alles durch meine Freunde in der Schweiz, durch meine Verbindungen in Paris, zur Erlösung Voitels aus Ceuta in Bewegung, obgleich

selbst die Verwendung des Generals von Wimpfen für ihn eitel gewesen war, so wie die der Regierung von Solothurn, welche dazu ein Glückwünschungsschreiben an den König zu seiner Vermählung mit der Prinzessin Christina benutzt hatte. Das Beste ward endlich vermuthlich durch die französische Gesandtschaft in Madrid und den Staatsminister Gonsalez Salmon daselbst bewirkt. Am 25. März 1831 empfing Voitel eben so unerwartet die Nachricht seiner Freilassung, als einst die seiner Verhaftung. Doch ward die Bedingung beigefügt, aber später wieder aufgehoben, nie wieder Spaniens Boden zu berühren. Er schiffte sogleich nach Algeçiras, von da auf einer kleinen Kohlenbarke über das Meer nach Malaga, wo er, mit Vorwissen des Gouverneurs, verborgen bei einer englischen Familie lebte, bis er Schiffgelegenheit fand, über Marseille und Genua in sein Vaterland zurückzukehren. Welch seliges Wiedersehen!

Sollt' ich nicht um Verzeihung bitten, diese Anekdote erzählt zu haben? Doch wer geliebt hat, wird sie, auch ohne Bitte, dem Freunde gewähren. Und nebenbei kann sie ja, als Beitrag zum Gemälde des rechtslosen Zustandes von Spanien und der königlichen Anarchie daselbst dienen.

---

21. Genf.

Der erste Anblick der alten Allobrogenstadt täuscht manchen Fremdling, der aus dem Weltruhm derselben den Schluß zieht, es müsse ihm dieselbe schon von Ferne großstädtisch-imposant entgegentreten. Genf gleicht von Außen, sei es von der Seeseite oder Landseite betrachtet, vielmehr einer Stadt untergeordneten Ranges, und ist in seinen Anlagen nicht malerisch. Auch im Innern hat man sich durch viele unregelmäßig gebaute und jähan-

steigende Straßen zu winden. Es gleicht manchem berühmten Manne, dessen Name zu hohen Erwartungen von seiner Persönlichkeit spannte, und bei dessen Bekanntschaft wir dann aber, wegen seines unscheinbaren Aeußern und bescheidenen Wesens, ungewiß werden, ob Name und Mann auch wirklich zu einander gehören.

Doch das Alles vergißt sich eben so schnell, als man's gewahrt, unter dem Zauber erhabener Anmuth, von welchem die ganze Gegend überflossen ist. Südwärts, wo der Gebirgsstrom der Arve, zwischen Hügeln und krausen Gebüschen der Rhone entgegentanzt, schmückt sich ein üppiges Gelände gefallsüchtig mit allen Reizen, welche kleine Weiler und Dörfer, halb versteckt in Obstwäldchen, edle Landhäuser im Schatten lombardischer Pappeln, ferne Städtchen, an Felsen geschmiegte Hütten, alle in lieblicher Vertheilung, zwischen Wiesengründen, Baumgruppen und Hügeln, dem Auge anbieten können. Rechts wird das Bild von den waldigen Halden des Juragebirgs und seinen starren Felsenkämmen umfangen; links von der hohen, farbiggestreiften, langen Bergwand des Saleve. — Hinwieder nordwärts fließt der weite Spiegel des lemanischen Sees aus einander; belebt von 3 oder 4 Dampfschiffen und Barken mit lateinischen Segeln; malerisch umufert von prächtigen Villa's, Rebhügeln, Dörfern, Alleen, Wiesen, Thürmen, Gebüschen und Gärten, die, in lieblichem Gedränge, um die Bewunderung des Zuschauers zu buhlen scheinen. Das Schweizergestade erhebt sich stufenweis, ein ungeheueres Blumengestell, bis zu den letzten Höhen von stattlichen Ortschaften und Landhäusern, zwischen Weinbergen und Wiesen, blühend, die unter sich, wie von Bändern, durch Straßen, zusammengeknüpft sind. Alles verkündet da den Boden, die Frucht und das Glück der Freiheit. Gegenüber aber am andern Gestade stehen wild und nackt die Felsen und Eisberge Savoiens, mit dem Haupt

über den Wolken; zu ihren Füßen die Armuth unansehnlicher Dörfer.

Kein Wunder, daß Genf und die Ufer des Sees, bis Vevay hinauf, die sommerliche Niederlassung zahlloser Lustwanderer aus Frankreich, Rußland, Deutschland, Polen, England, Amerika und andern entfernten Weltgegenden sind. Der See selbst, größer als das gesammte Landgebiet des Kantons Genf (man berechnet den Flächenraum von diesem auf 22, von jenem auf 26 Geviertstunden), ermüdet keineswegs durch Einförmigkeit des Schauspiels. Fast täglich ändert er chamäleontisch sein Farbenspiel und die Physiognomie seiner Umgebung, Bald schmücken tändelnd leichte Lüfte sein bläuliches Gewand da und hier mit silbernen, breiten Wellenstreifen; bald schillert er in bunter Färbung, dort grün, dort golden, oder blaßroth oder blau, hier dunkler, dort blitzend; zumal an schönen, sonnigen Tagen, wenn selbst die nahen Riesenberge Savoiens sich nicht erwehren können, ihre Wolkenschleier abzuwerfen, und, der ernsten Majestät vergessend, ein wenig zu lächeln. Unter Regenschauern, oder wenn sich der ganze Himmel in Gewittern erdwärts senkt, hüllt der Leman sein Bild in düsteres Grau; schwarz steht das Gebirg neben ihm. Er erwiedert den Ungestüm des Sturms mit hoch auffahrenden Wogen, und den Blitz mit zurückgeworfenem Flammenlicht.

Aber ich will den vielbeschriebenen und vielbesungenen See nicht von neuem schildern. Wer weiß nicht von einer Pracht, welche selbst Voltaire und Rousseau, Matthison und Byron nur andeuten, nie darstellen konnten?

Eine der reizendsten Stellen Genfs ist Rousseau's Insel. Zu allen Zeiten, selbst inmitten der bürgerlichen Unruhen des Freistaates, sorgten die Vorsteher desselben entweder für stärkere Befestigung, oder für Verschönerung der Stadt. Vor wenigen

Jahren erst ward eine der Rhoneinseln dem Andenken des unsterblichen Mitbürgers gewidmet.

Schon ehemals führten zwei Brücken von einer Insel, die fast im Mittelpunkt der Stadt gelegen ist, nach beiden Seiten der letztern. — Jetzt ist eine dritte Brücke da hinzugefügt, wo der See endet und die Rhone, in ihm gebadet und gereinigt, mit grünen, durchsichtigen Wellen aus ihm hervor rinnt. Dieser neue Bau ist großartig und geschmackvoll ausgeführt. Er lehnt sich an den geräumigen Quai des Bergues, dem jenseitigen Theil der Stadt gegenüber, wo, wie die Krone derselben, auf einer Hügelhöhe, die einst schon ein Sonnentempel der Allobrogen schmückte, nun die Peterskirche mit ihrem, der römischen Namensschwester nachgeformten Peristyle, prangt. Ohnweit der Brücke steigt aus dem Schooße der kleinen Fluth eine kleine Insel. Sie gleicht einem Blumengarten. In ihrer Mitte erblickt man auf hohem Piedestal die bronzene Bildsäule des Jean Jacques Rousseau, ein Meisterwerk des Künstlers Cresatier zu Paris, desselben, der Napoleons Bildsäule auf dem Vendomeplatz verfertigt hat. Der Weltweise von Genf, mit seiner melancholisch-gutmüthigen Miene, schaut sinnig vor sich hin; warum nicht mit wehmüthigem Lächeln auf eine Vaterstadt, die ihn einst im Leben unbarmherzig von sich ausstieß? — Doch nein; nicht seine Vaterstadt verstieß ihn. Nicht sie schleuderte das Dekret des Fluchs vom 18. Juni 1762 gegen ihn; nicht sie ließ durch Henkershand seinen eben erschienenen „Contract social“ und „Emil“ öffentlich verbrennen; sondern der Zorn einer beleidigten Aristokratie war's und der fromme Ingrimm einer protestantischen Geistlichkeit, deren Fanatismus, wo sie ihm die Zügel schießen lassen darf, dem Fanatismus der katholischen Priesterschaft nicht nachsteht. Bald zwar erklärte sich der Großtheil seiner Mitbürger laut für den Verfolgten. Er aber kehrte nie wieder nach Genf zurück. Im Jahr 1836 ward am 28. Juni von

den Genfern das Jahresfest seiner Geburt feierlich begangen. Magdalena Meßmer, 85 Jahre alt, die ihn im Val Travers einst, als seine Magd, in den Tagen der Noth und Dürftigkeit, treu besorgt hatte und ihm immer ergeben geblieben war, sagte: **Les temps ne sont pas différents, mais les hommes.**

Rousseau's Einfluß auf sein Zeitalter und das nachfolgende Jahrhundert war fast nicht minder groß, in Bezug auf die Verhältnisse der bürgerlichen Gesellschaft, als derjenige der theologischen Reformatoren auf das kirchliche Leben im sechszehnten Jahrhundert gewesen war. Er hatte den Muth des Märtyrers gehabt, die verirrte Menschheit seiner Tage zu den einfachen und ewigen Grundsätzen der Natur und Vernunft zurückzuweisen, während die Völker, zwischen Lastern der Armuth und Ueppigkeit schwankend, den Willkühren des Despotismus und der Aristokratie gedankenlos angehörten, gedankenlos vor den Gebilden stolzen Priesterwahns knieten, und selbst Wissenschaften und Künste fast nur im Frohndienst eines entnervenden Luxus ihr Leben fristeten.

Aber wahrlich, aller Zauber von Rousseau's Beredsamkeit hätte das Wunder nie, oder nicht sobald verrichtet; seine Schriften wären, wie andere, gelesen, gelobt und vergessen worden, hätte ihm nicht die hochfahrende Unbesonnenheit damaliger Regierungen von Genf, Frankreich und Bern, hätte ihm nicht der Fanatismus oder die erschrockene Dummgläubigkeit der katholischen wie der protestantischen Priesterschaft, und das Gebell literarischer Nachkläffer, kräftig zu seinem guten Werke Beistand geleistet. Alle diese erhoben sich lärmend gegen den Weltweisen von Genf. Sie verfolgten ihn. Das machte Aufsehen; das sein Werk wichtig. Jedermann las Rousseau. Seine Schriften sandten Licht durch Europa. Wie Viele ihn verwünschten, so Viele vergötterten ihn. Das Uebertriebene und Unhaltbare in seinen Darstellungen flog endlich, wie leichte Spreu, in der Schwinge der Zeit vom Waizen

ab; aber der Waizen blieb und trug seine Früchte. Die Verfolger der Wahrheit und Volksaufklärung sind zu allen Zeiten die thätigsten Verbreiter derselben gewesen.

Auch Voltaire, der Nebenbuhler von Rousseau's Wirksamkeit und Ruhm, wohnte eine Zeit lang zu Genf, oder vielmehr in dem schön gelegenen Landhause „les Delices" bei Genf, welches er in den Versen: O maison d'Aristippe, o Jardins d'Epicure! so begeistert besang. Aber auch er ward durch die Intoleranz der damaligen Genfer Geistlichen und ihres Zeloten-Gefolges bald von da vertrieben, worauf er sich nach Lausanne begab, bis er das arme Ferney mit dessen acht Strohhütten kaufte, und sich im Jahr 1759 daselbst anbaute. Ferney ist nur anderthalb Stunden von Genf entfernt. Durch Voltaire's Geist und Thätigkeit erwuchs das vorher unbedeutende Ferney zum gewerbfleißigen Ort, der, als der große Mann (1779) starb, also nach zwanzig Jahren, schon 80 Wohngebäude und 1200 Einwohner zählte. Gegenwärtig erblickt man da einen artigen Flecken mit beinahe anderthalb hundert Häusern, anderthalbtausend Einwohnern, einer evangelischen und einer katholischen Kirche. Das ehemalige Kirchlein aber, das Voltaire gebaut hatte, ist nun zu eng geworden und steht leer. Der Restaurationseifer des Jahrs 1814 riß auch über der Pforte des Kirchleins Voltaire's Deo erexit ab. Aber sein von ihm gebautes Landhaus oder Schloß, wie man's nennt, auf einer leichten Höhe neben dem Ort, steht noch; und das von ihm bewohnt gewesene Zimmer befindet sich in demselben Zustande erhalten, wie es ohngefähr zur Zeit des Dichters war, das heißt, wie es ihm etwa sechszig Jahre zu bleiben gestattet haben. Dies Haus, besonders des Dichters Wohnzimmer, wird noch immer fleißig von der reisenden Neugier besucht. Ich bin kein Liebhaber solcher Reliquien; nicht einmal des Glücks, berühmte Männer in ihrem Leben persönlich kennen zu lernen, weil sie dabei für mich ge-

wöhnlich zuviel einbüßen;; allen Heiligenschein, mit welchem sie meine Verehrung umwebt hat. Gestalt, Kleidung, Stimme, Blick, Bewegungsweise, jede Art zu sein, pflegt ihnen, nach Maßgabe ihrer außerordentlichen Geisteseigenschaften, unsere freigebige Phantasie im Voraus beizulegen. Es ist dann die widerlichste Empfindung von der Welt, den ungemeinen Mann, im Gegensatz von sich selbst, ganz gemein und statt des Hochmenschlichen das Niedrigmenschliche zu erblicken. Und doch ließ ich mich, guter Gesellschaft zu lieb, verführen, Voltaire's Zimmer zu besuchen.

Ich trat in ein geräumiges, aber verwittertes Gemach mit verblichenen Möbeln. Alles im altfranzösischen Styl aus den Modetagen Ludwigs XV. Armsessel mit krummgeschweiften Rückenlehnen und eben so krummen Dachsbeinen; eine bauchigte, glanzlose Kommode; ein Bett, mit zerlapptem Teppich bedeckt; darüber, in verschossenen Farben, ein Betthimmel, an Form den ehemaligen Kurfürstenmützen ähnlich, von welchem noch das obere Drittel der ehemaligen Umhänge zerrissen niederflattert. Die zwei übrigen Drittel sind entweder von Mäusen oder Ratten verzehrt, oder, was mir wahrscheinlicher ist, stückweis von Bewunderern des Sängers der Henriade, zum Andenken, in alle Weltgegenden verschleppt. Unter dem Betthimmel oder über dem Bett das Bild Lekains an der Wand; über dem Nachttisch daneben Voltaire's Bild aus jüngern Jahren; das Bild Friedrichs II. von Preußen auf der andern Seite. An einer andern Wand das Kopfbild von Katharina II., gegenüber die Marquise du Chatelet, als Kniestück. Rechts, ohnweit der Marquise, ein breiter, alterthümlicher Kamin; ihm gegenüber links in einer Mauerblende, statt des Ofens, eine steinerne, mit geschmacklosem Gesimswerk umgürtete Pyramide, die eine Art Mausoleum vorstellen soll. Wenigstens wird dies von der Ueberschrift in großen Buchstaben mit den Worten verkündet: »Mes mânes sont consolés, puisque mon coeur est

au milieu de vous.« Das Nämliche erzählt auch in der Mitte der Pyramide, unter einer Urne, eine weit über die Seiten des winzigen Denkmals hinausragende Inschrift: »**Son esprit est partout, et son coeur est ici.**« Ich ging mit Reue, hineingegangen zu sein, zum Hause hinaus, und entschädigte mich draußen, auf der Terrasse des Gartens, durch das Schauspiel, welches hier die weite, glänzende Umgegend darstellt — die blauen Gebirgswogen des Jura links, und in duftiger Ferne die Stadt Genf schwebend; dahinter der schimmernde See nur zum Theil sichtbar; rechts aus Eis und Schnee hoch zum Himmel aufgethürmt der Mont Blanc, umringt von den Schaaren der Gletscher Savoyens, — Alles, wie durchsichtig, Alles wie ein zartes Gebilde von farbigen Lüften gemacht.

Der Anblick der ewigwunderbaren, aber sich unbewußten stummen und von den Fesseln der Nothwendigkeit gebundenen Natur neben kleinen, staubigen Denkmalen flüchtig erschienener, aber frei und göttlichwirkender Menschengeister, regt in Jedem, dem dafür offener Sinn ward, die Gefühle bitterer Demuth neben denen des reinsten Stolzes auf. Mit widerlicher Zwerghaftigkeit richten sich dann jene Denkmale zwischen den riesigen Gestaltungen der Natur und den großen Bewegungen der Geisterwelt auf, welche dieser oder jener Sterbliche, als Zeuge seines Daseins, den Jahrtausenden hinterließ. Die Obelisken und Pyramiden auch der Pharaonen sind nicht mehr, und nicht größer, als das niedrige hölzerne Kreuz auf dem Grabe eines Dorfmagnaten; nur einige Spannen länger sind sie. Und, wie der Dorf-Potentat, werden die Länder-Potentaten vergessen, früher, als das letzte ihrer Gebeine Staub ist. Die aber unter den Erdengöttern und Weltverwüstern, deren Namen bis zu uns gelangten, liegen für uns kalt und todt nur im Sarge der Geschichte. Nicht ihre Thaten sind's, die unser Gemüth mit Entzücken oder Abschen füllen, son-

dern die Darstellungsweisen ihrer Sänger oder Geschichtschreiber. Ohne diese, wären jene nicht mehr. Ein Alexander von Macedonien, oder ein Weltherr Augustus, können uns heute so gleichgültig sein, wie Shakspeare's Hamlet, oder Wielands Hüon von Bordeaux. Wir haben nichts mehr von ihnen zu empfangen und mit ihnen zu schaffen. Aber wir und die uns folgenden Jahrhunderte haben noch immerwährend von großen Gesetzgebern und Gottoffenbarern, von hohen Denkern und Dichtern zu empfangen. Immer noch wirken lebendig auf uns Moses und Homer ein, Colombus und die Reformatoren, Tacitus und Gibbon, Franklin und Shakspeare, und wie die Schaar der ewigen Häupter des Menschengeschlechts Namen tragen mag. Sie bleiben unsere Lehrer, Erzieher und Seelenvertraute; sie sind für unsere Nachwelt wieder dasselbe. Sie bleiben groß, unwandelbar und erregend, gleich der ewigen Natur selbst. Neben den tausendjährigen Thaten Voltaire's sind die Thaten Ludwigs XIV. und Karl XII. bunte, spurlos vergangene Seifenblasen; und der ganze Lebenswerth heute schon vergessener Aristokratien Genfs und Berns ist neben dem Wirken des von ihnen verfolgt gewesenen Rousseau, der Lebenswerth lästiger Eintagsfliegen.

Olavides,

Der neue Belisar.

Vorwort.

Der Herausgeber der Schriften des verewigten Zschokke würde es nicht gewagt haben, nachstehende Erklärung, welche leider unvollendet geblieben ist, in gegenwärtige Sammlung aufzunehmen, hätten ihn nicht Gründe dazu bewogen, die hoffentlich sein Verfahren vor den Augen der Leser rechtfertigen werden. Fürs Erste nämlich enthält die Erzählung, die sich fast durchgängig auf geschichtliche Wahrheit stützt, des Schönen und Interessanten so Manches, daß sie auch als Bruchstück der Aufbewahrung nicht unwerth erscheint. Sodann aber — und das ist der hauptsächlichste Grund — liefert sie einen nicht unwesentlichen Beitrag zum Verständniß des Lebens und der Schriften Zschokke's selbst. Ihm galt der Name Olavides als einer der ehrwürdigsten des Zeitalters und dessen menschenfreundliche Wirksamkeit beinahe als Ideal für sein eigenes Streben. Der Gedanke, einer in Elend versunkenen Gegend zum rettenden Engel zu werden, wie es jener der Sierra Morena ward, erfüllte von Jugend an seine Seele, begleitete ihn namentlich während den Revolutionsjahren von 1799 und 1800 in das verwüstete Nidwalden, nach Schwyz, Uri und Tessin, und klingt in sehr vielen Stellen seiner Schriftwerke als Grundidee durch. Wir erinnern hier nur an das „Goldmacherdorf", den zweiten Theil des „Milionair", den „Narren des neunzehnten

Jahrhunderts" u. s. w. — Es muß daher für Jeden, welcher Zschokke und sein Streben lieb gewonnen hat, von hohem Interresse sein, eine lebensvolle Zeichnung seiner Hand zu erhalten, in welcher jener so hoch von ihm Geehrte selbst in seinem Edelmuth und seinen schuldlosen Leiden geschildert wird.

Noch erlauben wir uns, da Name und Geschichte des Olavides manchem heute Lebenden nicht mehr bekannt sein mögen, zumal seit seinem Auftreten so viele andere Weltbegebenheiten erschütternder Art über die Bühne zogen, zur Erläuterung des Folgenden Einiges vorzubemerken.

Don Olavides — sein vollständiger Name war: Paul (Pablo) Anton Joseph, Graf von Pilo — war ein Kreole aus Peru, geboren 1724. Wegen seiner ausgezeichneten Geistesgaben wurde er früh zum Amte eines Auditors in der Provinz Lima berufen. In dieser Stellung wirkte er Großes zur Linderung des Elendes, welches das Erdbeben vom 29. Oktober 1746 über sein Vaterland gebracht hatte. Da er jedoch mehrere bedeutende Summen von Personen in Verwahrung hatte, die bei dem Zusammensturz ihrer Wohnungen umgekommen waren, und er diese Gelder, welche nun nicht mehr zurückgefordert wurden, außer zur Erbauung einer Kirche auch zu der eines Theaters verwendete, fiel er bei der Geistlichkeit in Ungnade. Er wurde aufgefordert, nach Madrid zu reisen, um von seiner Verwaltung Rechenschaft abzulegen. Sogleich nach seiner Dahinkunft brachten es seine Feinde, darunter der Beichtvater des König Ferdinand VI., der Jesuit Ravago, dahin, daß er eingekerkert und grausam behandelt wurde. Seine wankenden Gesundheitsumstände bewirkten jedoch wieder die Freilassung. Nun bereiste Olavides Frankreich und Italien, wo er mit den berühmtesten Philosophen und Staatsmännern jener Zeit Verbindung hatte. Bald überragte er an Einsicht und Kenntnissen weit alle seine Landsleute; beging aber wiederholt den

Fehler, daß er den Vorurtheilen der Spanier zu offen entgegentrat. Trotz dem sich steigernden Hasse der Geistlichkeit ernannte ihn König Karl III., der seine Geistesgröße hochschätzte, zum Intendanten von Andalusien und zum Assistenten von Sevilla. Nun begann sein segensreichstes Wirken. Nördlich von den Mündungen des Guadianastromes, am Abhang der Gebirge, liegt die Gegend der Sierra Morena, welche seit der grausamen Vertreibung der Moriskos unter Philipps III. Regierung eine menschenleere, unbebaute Wüstenei war. Sie verwandelte er vom Jahre 1768 an mit menschenfreundlichem Eifer wieder in eine der schönsten Gegenden Spaniens, indem er Ansiedelungen deutscher und französischer Arbeiter gründete, denen er große Vortheile gewährte. Ein Deutscher, der Oberst Thürriegel, brachte ihm allein an 6000 Kolonisten zu. Binnen 8 Jahren der Verwaltung des Olavides wurde ein öder Flächenraum von 25 Meilen urbar gemacht, erhielt die Industrie in diesen Gegenden einen bisher in Spanien niegesehenen Aufschwung und wurden Dörfer und Städte gebaut, unter welchen letztern Carolina, der Sitz des Gouverneurs, an Flor bald den schönsten Städten des Reichs gleichkam. — Allein der Haß der Geistlichen unterbrach nur zu bald das Wirken des edeln Menschenfreundes. Vor allen war ein deutscher Kapuziner, Namens Pater Osma, der nicht ruhte, bis er ihn als Religionsverächter und Freigeist bei der Inquisition in Verdacht gebracht hatte. Besonders legte man ihm zur Last, daß sich unter den eingewanderten Kolonisten viele Protestanten aus den Rheingegenden befanden, denen er freie Religionsübung gestattet hatte. Da man nicht wagte, ihn offen anzugreifen, wurde Olavides im November 1775 unter scheinbarem Vorwande nach Hofe berufen. Ein ganzes Jahr in Madrid zurückgehalten, schwebte er lange in Ungewißheit über sein Schicksal. Erst am 14. November 1776 wurde er in seinem Hause gefangen genommen und in di

Kerker der Inquisition geführt. Von dem Tage an verschwand der Unglückliche vor den Augen des Publikums. Sein Prozeß schwebte Jahre lang vor dem heiligen Gerichte. Endlich wurde er zwar nicht zum Tode verdammt, wie seine heftigsten Gegner gewünscht hatten, aber verurtheilt, in Verbannung in einem Kloster unter strenger Aufsicht zu verweilen, in grobwollenes Zeug von strohgelber Farbe gekleidet, täglich den Rosenkranz auf den Knien zu beten und alle Freitag bei Wasser und Brod zu fasten. Seine Güter wurden eingezogen; doch hatte er früher schon einen großen Theil seines Vermögens nach Frankreich gerettet.

In dieser Periode seines Lebens beginnt nachstehende Erzählung, die wir aus dem Munde eines deutschen Landsmanns vernehmen.

1.

Ich werde den zehnten März des Jahres 1780 nie vergessen. Von diesem Tage an datirte sich die ganze Geschichte unserer Abenteuer, und eine der schönsten Episoden meines Lebens, das sonst so arm an romantischen Ereignissen gewesen war, und seitdem es wieder geblieben ist. Ohne die Zufälle dieses Tages wär' ich vielleicht nie mit dem ehrwürdigsten Sterblichen, mit einem der größten und berühmtesten Männer des Jahrhunderts, in Verbindung gerathen. Und wie unendlich viel hätt' ich verloren!

Clermont-Vally, mein Freund und Reisegefährte durch Spanien, hatte mir nach Madrid aus la Carolina in der Sierra Morena geschrieben, daß er mich in Guaramon erwarte; daß ihn keine Geschäfte mehr in Spanien fesseln; daß wir die Rückreise in unser Vaterland antreten könnten. Willkommen war mir diese Nachricht. Ich hatte meine Papiere aus der Sala de Gobernio zurück und vom Minister unterschrieben Einem weit-

läuftigen verwickelten Erbschaftsprozeß zwischen meiner Familie und den Nachkommen eines unserer Verwandten, der vor zehn Jahren mit Thürriegel in die Kolonien der Sierra Morena gezogen, war durch meine persönliche Dazwischenkunft und gütliche Verträge vorgebogen. Ich verließ Madrid mit leichtem Herzen. Ich sehnte mich nach Deutschland zurück, wo meine junge Gattin mich mit schmerzlicher Ungeduld erwartete.

Von Madrid bis zu den Kolonien der Sierra Morena sind ohngefähr vierzig Meilen. Wie bald hatte ich diesen Raum durchflogen! Schon des Morgens am zehnten März war ich in dem Dörfchen Guaramon, wenige Stunden von la Carolina, dem Hauptort der von französischen Kolonisten bevölkerten Pflanzstädte. Fröhlich sprang Clermont aus dem Hause hervor; ihm folgten seine freundliche Wirthin Madame Dumoulin, eine Wittwe von fünfunddreißig Jahren, welche noch kaum den ersten Reiz der Jugend eingebüßt hatte, und ihre vier Töchter Fanchon, Louise, Anette und Juliette, liebliche Gestalten, die mit der Mutter um den Preis der Schönheit zu ringen schienen; die älteste nicht älter, als achtzehn, die jüngste nicht jünger, als fünfzehn Frühlinge. Und alle umringten in freudigem Getümmel meinen Wagen, und riefen mir ihr zärtliches Willkommen. Ich flog von Umarmung zu Umarmung. Diese liebenswürdige Familie hatte mich vergessen lassen, daß ich ein Fremdling in Spanien sei. Immer war ich hier, wie unter den Meinigen.

„Sie kommen zur glücklichen Stunde!“ rief Madame Dumoulin: „Wir feiern heute einen großen Tag. Sie fehlten mir noch zum Fest!“

„Wie gerufen kommen Sie!“ sagte Clermont: „Keine Stunde zu früh und keine zu spät. Ich habe Ihnen die froheste Botschaft zu geben, die froheste für mich und für Sie.“

„Und ich!“ lispelte mir die kleine Juliette mit muthwilli-

gem Lächeln zu: „Und ich! O ich habe Ihnen Dinge zu erzählen, Sie werden sich wundern! Ich will meine Schwestern rechtschaffen ängstigen. Die naseweisen Kinder, was sie sich auch schon einfallen lassen!“

Man führte mich, wie im Triumph, ins Zimmer. Während mein leichtes Frühstück gerüstet ward, entfernte sich die Familie wieder, und ließ mich mit meinem geliebten Clermont allein.

„Ich habe gesiegt!“ rief er, umarmte mich, sprang dann zum Schreibtisch, nahm einen Brief und hielt ihn mir vor: „Kennen Sie diese Handschrift und diese Wappen?“

„O Clermont,“ schrie ich: „Von meinem Weibe, meinem geliebten Weibe!“ Ich konnte nichts mehr sagen. Die überraschende Freude raubte mir die Sprache. Ich schlang meine Arme um Clermonts Hals; und eine Thräne verdunkelte meine Augen.

„Und,“ sagte er, „auch ich bin glücklich! Sehen Sie diese Zeilen. Sie sind von der Hand Ihrer Nanny. Sie hat mir geschrieben, hat meine Bitten erhört. Sie kömmt Ihnen entgegen, durch die Schweiz über Genf. Auf meinem Landgute bei Rians werden Sie sie wieder nach der langen Trennung umarmen. Wie glücklich sind Sie! Wie glücklich bin ich! So behalte ich Sie länger, so ist die Scheidestunde verschoben, und ich lerne noch Ihre Gemahlin kennen, das himmlische Weib!“

Ich las nun den Brief meiner Gattin. Rührender kann die Wehmuth und Sehnsucht der Liebe nicht sprechen, als jede Zeile dieses heiligen Blattes sprach. Schon lange hatt' ich meiner Nanny von den angenehmen Verhältnissen in allen meinen Briefen erzählt, welche mich mit dem liebenswürdigen Clermont zusammengeführt und unsere Bekanntschaft, die wir in den Thälern der Pyrenäen geschlossen, zur innigsten Freundschaft heraufgestimmt hatten. Jetzt wollte auch sie ihn kennen lernen. Sie nahm

seine Einladung an, und versprach, mich im Juni auf seinen Gütern in der Provence zu suchen und abzuholen, in Gesellschaft des Major Ferner, ihres Bruders.

„Desto besser, lieber Clermont!“ sagt' ich: „So gehören wir uns einander noch länger an. Ich werde den schönsten Frühling meines Lebens bei Ihnen in den reizenden Thälern der Provence wohnen. Werden wir bald dahin reisen können?“

„Sobald Sie wollen. Mich bindet nichts mehr.“

„Nichts? Und keine von den Grazien dieses Hauses hier hat Sie fesseln können?“

„Wahrhaftig, die Mädchen haben mir das Herz mehr als einmal in Gefahr gebracht. Sie sind alle so schön, alle so verführerisch, daß ich mich eins ums andere zuletzt in alle zugleich verliebt haben könnte. Ich glaubte lange, die holde Fanchon sei nicht gleichgültig gegen mich; sie war gern auf meinen Spaziergängen mit mir. Und wenn sie zur Guitarre sang, warf sie zuweilen einen Blick auf mich, einen Blick — — — ich hätte mich anbetend zu ihren Füßen werfen mögen. Dann war mir wieder mancher verstohlene Händedruck der muthwilligen Louise verdächtig — und dann wieder beim Pfänderspiel Anettens heißer Kuß, ich sage Ihnen, ein Kuß, der kein Spiel war! — Ich ward das abwechselnde Eigenthum von Allen und von Keiner. Zuletzt bemerkt' ich wohl, ich sei von Allen betrogen; oder vielmehr, ich hatte mich selbst grausam getäuscht, und, was die Unschuld getändelt, für höhere Erklärungen gehalten.“

2.

Wir lachten noch über Clermonts Täuschungen, als Madame Dumoulin hereintrat, und uns bat, Zeugen einer Feierlichkeit zu sein, die für ihre Familie von großer Wichtigkeit wäre. Sie

betrachtete uns, wie sie sagte, als Glieder ihrer Familie; wir dürften der wichtigen Handlung nicht fremd sein.

Sie führte uns in ihr Zimmer. Dort fanden wir, außer ihren Töchtern, die Aeltesten und Vorsteher der Kolonie, und den französischen Pfarrer aus Carolina, nebst einem der wohlhabendsten Pflanzer aus Guaramon.

Wir setzten uns Alle. Madame Dumoulin bot uns Erfrischungen an, und erklärte darauf die Ursachen dieser Zusammenkunft, indem sie die Schrift hervorzog, welche von einem der Aeltesten abgelesen werden mußte. Diese Schrift war eine Art Vermächtnisses, oder eine Urkunde, durch welche Madame Dumoulin ihr gesammtes Vermögen an ihre Töchter vertheilte. Der sechszehnjährigen Anette trat sie ihr Erbgut, vielleicht das reichste im Bezirk von Carolina, ab; denn nach den Gesetzen der Sierra Morena dürfen die Erbgüter nie getheilt werden, noch darf ein Kolonist zwei Suertes oder Erbgüter zugleich besitzen. Fanchon, Louise und Juliette erhielten zum Ersatz beträchtliche Geschenke. Fast alles Vieh und besonders der Vorrath an Mobilien und Geldern wurde unter ihnen vertheilt.

Hierauf entdeckte Madame Dumoulin ihnen ihr Vorhaben, sich wieder zu verheirathen. Sie reichte erröthend dem Pflanzer von Guaramon die Hand, und nannte ihn ihren Bräutigam. Die dankbaren Kinder umarmten glückwünschend und mit Freudenthränen die zärtliche Mutter und den künftigen Vater. — „Ich hab' es ja wohl gedacht, daß es so kommen würde!“ sagte mit altkluger Miene die kleine Juliette, und winkte mir bedeutend mit ihren schelmischen Augen zu.

„Freilich hätte ich die Suerte wohl an Fanchon abtreten sollen, als dem ältesten meiner Kinder,“ sagte Madame Dumoulin: „Allein, wenn ich nicht irre, hast du einen Liebhaber, Fanchon, der schon . . .

„O gewiß nicht, Mama!“ sagte die schüchterne Fanchon, und verbarg ihr erröthendes Gesicht vor der Gesellschaft.

„Glauben Sie ihr nicht, Mama!“ rief Juliette: „Ich hab' es von ihr selbst. Es ist ein Colin von Los Rios. O ich habe beide oft am Hügel von Roda unter den Olivenbäumen ertappt, und Colin nennt mich schon seit einem Vierteljahre seine Schwester Juliette. Ich könnte noch Vieles sagen.“

Fanchon wollte entfliehen. Die Mutter hielt sie und sagte: „Liebst du den Colin? Er kam gestern mit seinem Vater von Los Rios und warb um deine Hand.“

„Ob ihn Fanchon liebt!“ rief Juliette: „Ob sie ihn liebt! Ich bitte Sie, Mama, stellen Sie ihr doch nur den Colin unter die Augen, ob sie es wird läugnen können?“

„Du hast Recht!“ sagte lächelnd die Mutter: „Wir müssen Beide konfrontiren!“ Sie öffnete die Thür eines Nebenzimmers und rief hinein. Ein wohlgebildeter junger Mensch trat herein. Seine freudeglänzenden Augen suchten Fanchon. Es war Colin selbst. Fanchon sah ihn. Mit einem lauten Ach! sank sie an die Brust der theuern Mutter, und verbarg ihr glühendes Gesicht und ihre Thränen an deren Herz.

Colin küßte ehrfurchtsvoll die Hand der Madame Dumoulin; sie die Stirn des Jünglings; dann legte sie Fanchon in seine Arme und sprach: „Ich gebe sie dir, Colin! Sie ist meine Erstgeborne, die köstlichste Perle meines Hauses.“ — Die Liebenden umfaßten sich zitternd mit ihren Armen, und gaben sich den Kuß der Verlobung vor der Versammlung.

„Und wie ist's mit dir, Louise?“ sagte Madame Dumoulin zu ihrer zweiten Tochter, deren Hände sie in die ihrigen nahm.

„Mein Gott, es ist mit ihr nicht schlimmer und nicht besser, als mit Fanchon,“ entgegnete Juliette.

„Und wie denn, du ewige Schwätzerin?“ fragte verschämt mit bebender Stimme Louise.

„Schwätzerin wär' ich? So hab' ich das Recht, Alles auszuplaudern. Mama ist bei bester Laune, Alles zu hören.“

„Du hast nichts auszuplaudern!“

„Nichts? — Hört doch, hab' ich nicht selbst dem jungen Obry vorige Woche zu seinem Geburtstage deine ersten Frührosen bringen müssen?“

Wir lächelten Alle. Fanchon nahm das Wort, und erzählte der Mutter, daß auch Louise schon gewählt; daß sie nur einen günstigen Augenblick abgewartet habe, um das Geständniß zu thun, und die Einwilligung und den Segen der Mutter zu erflehen.

„Ich weiß Alles!“ sagte Madame Dumoulin: „Ich bin glücklich, warum sollten es nicht meine Kinder sein?“ Sie öffnete die Thüre des Nebenzimmers, und wieder trat auf ihren Wink ein schöner junger Mann hervor, der auf Louisen zueilte, und dann mit ihr knieend zu den Füßen der gütigen Mutter hinsank. Und diese segnete das schöne Paar, und küßte Beiden die Stirn; und indem sich ihre Augen mit Thränen füllten, sprach sie: „Meine Louise gehört dir, Obry. Ach, sie ist der Liebling meines Herzens!“

Neue Glückwünsche schollen von allen Seiten dem jungen, hochbeseligten Paar entgegen.

„Nein, liebe Mama!“ rief die schalkhafte Anette: „Nein, ich bleibe keine Minute länger hier. Ich bin erst sechszehn Jahre alt; und wer weiß, was Sie da noch Alles im Nebenzimmer versteckt halten. Es könnte ein Unglück geben.“

„Du kleine Närrin,“ sagte Juliette: „Sieh doch mich an, und nimm ein Exempel an mir. Was mir auch aus dem Nebenzimmer begegnen mag, ich laufe nicht davon. Man muß Muth haben und allen Schicksalen Trotz bieten.“

„Warum willst du fort?“ fragte Madame Dumoulin Anet-

ten: „Ich wette, Kind, du hast kein gutes Gewissen. Du denkst gewiß, ein gewisser Etienne Sannes von Carboneros sei dort noch versteckt?“

„Ach! die Mama ist wahrhaftig allwissend!“ rief Anette. Die ganze Gesellschaft lachte. Sie lief in einen Winkel und verbarg sich hinter Fanchon. Juliette klatschte in die Hände, und tanzte im Zimmer herum und rief: „Die Mama ist allwissend!“

„Freilich, Etienne ist ein schöner Blondin,“ sagte Madame Dumoulin: „Aber er ist der Jüngste in seiner Familie, und ohne Vermögen. Indessen hast du die Suerte, Anette.“

„Und Etienne ist sparsam, arbeitsam, geschickt,“ sagte Anette.

„Ihr wäret beide wohl etwas jung,“ fuhr Madame Dumoulin fort.

„Ich bin sechszehn Jahr alt, Mama; Etienne wird bald ins fünfundzwanzigste treten,“ sagte Anette.

„Wie alt waren Sie, Mama, fragte Juliette, als Sie sich verheiratheten?“

„Sechszehn Jahre“, entgegnete Madame Dumoulin.

„Mein Gott, schon sechszehn Jahre!“ rief Juliette mit der Miene des Erstaunens: „Und Anette in der That auch schon so alt! Soll ich springen und Etienne rufen? Er ist gewiß nicht in Carboneros. Schlägt dir das Herz nicht, Schwester?“

Madame Dumoulin öffnete das Nebenzimmer. Ein schlanker Blondin trat herein. „Was hab' ich dir gestern prophezeit, Etienne?“ rief ihm Juliette entgegen, und zog ihn zu Anetten. Die Mutter umarmte beide Liebende und hielt sie lange an ihr bewegtes Herz gepreßt, ohne ein Wort zu sagen. „O Etienne!“ rief sie endlich: „Du kennst den unermeßlichen Werth des Kleinods nicht, welches ich dir verschenke. Es ist meine Anette. Sie war immer mein Abgott. Ich liebte sie zu sehr. Ihr Schutzgeist bewahrte sie, daß ihr Charakter nicht verdarb unter der blinden Liebe ihrer Mutter!“

Mit seligem Schweigen lagen die Liebenden im Arm der Mutter, und empfingen die Küsse des Segens von ihren Lippen, und den Glückwunsch aller Versammelten.

„Die Mama ist allwissend!“ rief Juliette tanzend: „Ich bin neugierig, wen Sie für mich aus ihrer artigen Vorrathskammer rufen wird.“

„Für dich?“ sagte Madame Dumoulin lächelnd.

„In sechs Wochen, Mama; bin ich schon fünfzehn Jahr. Aber ich wette, wen Sie auch rufen, Sie treffen's nicht.“

„O, nur zum Beispiel den jungen Robert Beville, der Julietten immer die schönsten Früchte und Blumen schickt,“ sagte Louise.

„Das Beispiel wäre nicht übel, wenn ich in Zukunft einen Gärtner hielte,“ antwortete Juliette.

„Oder ihren Lieblingstänzer Escolano,“ rief Fanchon.

„Freilich, noch diesen Abend soll er mit mir tanzen — aber nur zum Tanz rufen Sie ihn, Mama.“

„Oder Bastian von Scholastica, von dem sie die schmelzenden, zärtlichen Canzonetten auf der Guitarre, und wer weiß, was mehr? gelernt hat!“ sagte Anette.

„Und was denn mehr, wenn ich fragen darf? O Anette, ich bin nicht halb so gelehrig bei Bastian, als du in deines Etienne Schule gewesen.“

„Ich höre Wunderdinge,“ sagte Madame Dumoulin: „Du noch so jung, Mädchen, und schon mehr Anbeter, als Jahre? Wenn ich nun erst reden wollte, Juliette — wenn ich hier erzählen wollte, wie du dem schönsten, schelmischen Buben von Guaramon unter der Gartenlaube neulich den Kuß gabst?“ —

„Nein, Mama, Sie sahen gewiß falsch. Francesco gab mir den Kuß.“

Madame Dumoulin schloß Julietten in ihre Arme, und flüsterte

ihr ins Ohr: „Heut über's Jahr frag' ich dich, ob du ihn küssen willst?“

„Mein Gott, Mama, Sie sind doch gewiß allwissend!“ sagte Juliette, und sah nach der Nebenthür.

3.

Und wirklich, so ward der Vermählungstag der Mutter auch der ihrer Töchter. Vier Hochzeiten wurden an dem gleichen Tage gefeiert. Die Geschichte klingt etwas romanhaft; sie ist darum aber nicht minder wahr, und in den Jahrbüchern der Sierra Morena gewiß noch unvergessen. Von der ganzen Nachbarschaft weit herum kamen viele Zeugen zum Hochzeitstage. Man tanzte unter freiem Himmel. Das ganze Dorf Guaramon tanzte. Selbst Don Ondeano, der königliche Oberaufseher der Kolonien, sandte von Carolina ansehnliche Geschenke zur Hochzeit.

Es war ein entzückender Tag; die Natur im reizendsten Erwachen; die Wiesen waren mit Blumen, die Bäume mit Blüten bestreut; die Abhänge der Berge strahlten im frischen Grün; Musik von mancherlei Instrumenten und fröhliche Gesänge schollen aus allen Gebüschen; auf allen Schattenplätzen sah man Gruppen von Tanzenden.

Und — wer weiß es nicht? Vor zwanzig Jahren noch waren diese fruchtbaren, reichbevölkerten Fluren, diese anmuthsvollen Thäler und Hügel eine unwirthbare Wüstenei. Wo damals der Reisende, oft nicht ohne Gefahr, sich Fußsteige durch Waldung und Dickicht bahnen mußte, ziehen heut wohlunterhaltene Wege durch einen ewigen Garten von Obstbäumen, Oliven, Maulbeerbäumen, Gemüs= und Getreidefeldern. Selbst die verwilderten Gipfel der Hügel tragen jetzt der Hand des menschlichen Fleißes ihren Zins ab. Wo ehemals nur irrende Zigeunerbanden und

Räuber in sichern Schlupfwinkeln nisteten, und die Beute verbargen, welche sie den umliegenden Gegenden, oder den Reisenden genommen, liegen heutiges Tages unzählige, artige Wohnungen umher verstreut, und jede derselben ist der Mittelpunkt eines kleinen Landgutes. Damals hatte die weite Sierra Morena, einer dürren Steppe Afrika's gleich, keinen Bach, keinen Quell; nun aber hat fast jedes Wohnhaus seinen eigenen Schöpfbrunnen; fünf Flüsse bewässern die Landschaft und treiben mit ihrem Wasser mehrere Mühlen. Einzelne Dorfschaften gewannen schon ein städtisches Ansehen; ich sah in Carolina schon Fabriken von Fayence, groben Tüchern, Hut- und Strumpfmanufakturen. Auch fehlen nicht Kirchen, Kapellen, Hospitäler und gute Wirthshäuser, so schlecht die letztern sonst fast überall in Spanien bestellt zu sein pflegen.

Und der große, unsterbliche Mann, welcher diese Sierra, diesen ehemaligen Aufenthalt wilder Thiere und Räuber in eine der kultivirtesten, angenehmsten Provinzen Spaniens verwandelt hatte, und der Wohlthäter von vielen tausend beglückten Familien, der Wohlthäter des ganzen Königreichs geworden war — er mußte jetzt das Glück entbehren, die Frucht seiner Anstrengungen und Sorgen zu sehen. — Während das gesammte Europa den Namen des edeln Olavides mit Ehrfurcht und Enthusiasmus nannte, schmachtete er, preisgegeben der abscheulichen Inquisition, in irgend einem unbekannten Kerker derselben. Dies war der Lohn des Mannes, der seinem Monarchen mitten in dessen Staaten durch die Gewalt seines Genies ein neues, fruchtbares Land erobert hatte.

Mehrmals wollt' ich mich theilnehmend nach den Schicksalen dieses außerordentlichen Mannes erkundigen, aber man warnte mich. Der Nachfolger und Freund des Olavides, Don Ondeano, bat mich, um Unannehmlichkeiten auszuweichen, den durch die Kirche Geächteten nie in Gesellschaften zu nennen, oder gar zu loben.

Selbst also in dem Lande, welches ihm sein Dasein zu danken hatte, war es gefährlich, den Namen seines Schöpfers auszusprechen. Lange hatte kein Spanier seinem Vaterlande größere Dienste geleistet, als dieser Sohn Perus; und er, dem der König die Stadt Sevilla, die vier andalusischen Königreiche Granada, Jaen, Cordova und Sevilla anvertraut hatte — er, um dessen Freundschaft die berühmtesten Männer aller Nationen buhlten — er war durch einen elenden, gemeinen deutschen Kapuziner gestürzt und dem Ruhme des Vaterlandes geraubt!

Um so rührender war mir der schöne Zug von Dankbarkeit, welchen ich an diesem Tage gegen den Wohlthäter Spaniens in der Brust eines unschuldsvollen Mädchens entdeckte.

Die liebenswürdige Fanchon hatte sich gegen Abend aus den frohen Reihen der Tänzer hinweggestohlen. Niemand wußte wohin sie war; nur ihrem Bräutigam hatte sie gesagt, daß sie in die benachbarte Kapelle gehen, und dort ihre Andacht verrichten wolle. Freilich hatte Colin viele Einwendungen dagegen; aber sie schützte ein feierliches Gelübde vor, so sie gethan haben wollte, und das sie schlechterdings erfüllen müßte.

Als ich nachher zufällig an der Kapelle vorbeiging, hatte Fanchon dieselbe schon verlassen. Sie saß auf einem Steine, zwischen den Gärten, welche an die Kapelle stießen, verdeckt durch die hohen Häge, und weinte bitterlich. Ich gesellte mich zu ihr. Die Thränen in ihren schönen Augen machten die junge Braut noch unendlich reizender.

„Sie weinen, liebe Fanchon, am schönsten Tage ihres Lebens? Sie sind nicht glücklich?“ sagt' ich. Sie wollte aufstehen, und mit mir zu den Tänzern zurück. Mit einem betrügerischen Lächeln wollte sie ihre Thränen verläugnen. Ich hielt sie. Erst vollkommen beruhigt wollte ich sie zur Gesellschaft zurückführen.

„Was fehlt Ihnen, theure Fanchon?“ fragt' ich wiederholt.

„Ach!“ seufzte sie und weinte nun wieder lauter: „Ich darf es Ihnen doch nicht, und Niemandem sagen. Man würde nur meiner Thränen spotten. Und doch kann ich nicht anders. Warum ich weine, das ist wohl beweinenswerth.“

„Können Sie glauben, liebe Fanchon, daß ich Ihres Kummers spotten würde, wenn Sie mich zum Vertrauten desselben machen? Wär' ich im Stande, Ihnen zu helfen . . .“

„Nein, nein, mein Herr, das können Sie nicht, und unser König selbst nicht. O die Menschen sind so hart!“ — Nach einer Pause setzte Fanchon hinzu: „Ich will es Ihnen wohl sagen, was mich kränkt. Sehen Sie nur, diesen hier ersehnt' ich mir unter allen Gästen heut am innigsten, und er darf nicht kommen.“

Bei diesen Worten schob sie den Schleier von ihrem schönen Busen ein wenig zurück, und zog das Bildniß eines Mannes hervor, der nicht mehr jung, aber, seinen Gesichtszügen nach, darum nicht minder interessant zu sein schien.

„Wer ist es?“ fragt' ich.

„Don Pablo,“ versetzte sie schluchzend. Mit diesem Namen pflegte man überall in der Sierra und selbst in Madrid den großen Olavides zu bezeichnen.

„Er war uns allen so lieb,“ fuhr Fanchon fort: „Er war unser Schutzengel, unser allgemeiner Vater. Ohne ihn hätt' ich meinen Colin nicht gefunden, und Colin keine Suerte, auf welcher wir uns nähren könnten. Sein Haus war nicht weit von la Carolina. So oft ich mit meiner Mutter dahin ging zum Markte, rief er uns heran, beschenkte mich mit Kleinigkeiten, nahm mich auf seinen Schoos und wiegte mich auf seinen Knien. Oft sahen wir ihn auch in Guaramon. Als ich größer geworden war, und wußte, wie viel wir Alle ihm schuldig wären, sah ich ihn nie ohne Ehrfurcht an, wie man einen Heiligen betrachtet. Da versprach er mir immer, wenn ich einmal Hochzeit machen

würde, wolle er an meinem Feste nicht fehlen. Und nun fehlt er doch! Er liegt, Gott weiß es, in welchen Kerkern. Kann ich froh sein? Ich bin in die Kapelle gegangen; ich habe für ihn gebetet, während die Andern tanzten. Wenn er nur wüßte, daß ich ihn an diesem Tage nicht vergessen hätte; daß sein Bild, welches er mir gegeben, heut das schönste Stück meines Brautschmucks gewesen! — Don Pablo wird mich für leichtsinnig und undankbar halten, wie die andern Menschen sind."

Fanchon sah, daß ich durch ihre Erzählung und die Wehmuth ihres Tons sehr bewegt war.

„Vortreffliches Mädchen!" sagt' ich, und drückte ihre Hand an mein Herz und konnte mich der Thränen nicht erwehren.

„Nicht doch!" rief Fanchon: „Sie müssen an meinem Feste nicht traurig sein!" — Und sie führte mich in das Getümmel der Fröhlichen zurück.

4.

„Wo säumst du?" rief Madame Dumoulin entgegen: „Wir suchen dich alle schon seit einer guten Stunde. Sieh doch dort, kennst du unsere geliebte Freundin nicht mehr, die ein holdes Ohngefähr gerade heut in unser Dorf führt?"

„Ach, Donna Eleonora!" schrie Fanchon, und stürzte einem ältlichen, wohlgekleideten Frauenzimmer in die weitgeöffneten Arme: „Und Menica, meine liebste Gespielin, wo ist sie?"

„Dahinten unter den Tänzern," war die Antwort.

„Und er?" sagte Fanchon, indem sie der Fremden mit forschendem Blick und traurigem Ernst ins Auge sah.

„Wer?" fragte Donna Eleonora, ob man ihren Mienen schon ansah, daß sie die Frage verstanden hatte.

„Don Pablo," flüsterte Fanchon, und hielt immer die Fremde

an ihre Brust geschlossen, und starrte sie unbeweglich an, als wollte sie die Antwort aus ihrem Gesicht lesen.

„Still!“ entgegnete leise die Fremde und faltete die Stirn, als wäre sie unwillig, wegen einer Unvorsichtigkeit.

„O Donna Eleonora, Sie wissen es. Sagen Sie mir's. Ist er hart gehalten in seinem Kerker? Ist er krank? Ach, lebt er vielleicht nicht mehr?“

„Das weiß ich, er lebt noch. Mehr aber ist mir unbekannt!“ erwiederte die Fremde und legte bedeutungsvoll zwei Finger auf ihren Mund.

Colin kam und zog seine schöne Braut in einen der tanzenden Haufen. Ich folgte dem seligen Paar und mischte mich unter die im Kreise stehenden Zuschauer. Fanchon, an die Brust des Lieblings geschmiegt, gaukelte leicht, wie eine Sylfide, nach dem Takt der Musik über den blühenden Rasen hin. Plötzlich verlor sie mit einem Freudengeschrei den Takt und den Tänzer, und ein anderes Mädchen that, wie sie, sprang aus dem Tanze, schrie: „Fanchon!“ und umarmte mit zärtlicher Innigkeit die Braut, welche zehnmal hinter einander: „Menica! Menica!“ rief.

Um den Tanz der Andern nicht zu unterbrechen, traten beide Mädchen auf die Seite. Ihre verlassenen Tänzer folgten den Treulosgewordenen. Colin war der eine, und mein Freund Clermont der andere.

Ich erstaunte, wie ich Clermont sah. Sein ganzes Wesen war verändert. Seine Wangen glühten, sein Odem flog schnell; das höchste Entzücken strahlte aus seinen Geberden. Mit unverwandten Blicken hing er an Menica, seiner Tänzerin. Ich stand daneben und er bemerkte mich nur nicht. So hatt' ich ihn noch nie gesehen. — Ich drückte ihm die Hand, und flüsterte ihm lächelnd ins Ohr: „Armer Clermont!“ Aber er hörte mich nicht an.

In der That, ein schöneres, weibliches Wesen, als diese junge

Spanierin hatt' ich noch nie gesehen, so liebliche Gestalten uns auch schon auf unserer Reise begegnet waren, und so reich daran auch Spanien ist. Menica war freilich nur, als Landmädchen, gekleidet. Ein einfaches Gewand von schwarzer Büre schmiegte sich dicht um die zarten Formen ihres schlanken Leibes; ein seidenes Netz hielt das schöne, hellbraune Haar zusammen, welches sich über die Stirn theilte, und nachlässig über der schmalen Achsel in natürlichen Locken niederringelte. Aber in jeder Bewegung dieser jungen Grazie lag eine so unbeschreibliche Anmuth; in dem Ernst, wie in dem Lächeln dieses zarten Gesichts schwebte ein so rührender Zauber, und aus den schwarzen Augen sprach eine so reine Seele ihre Unschuld und Sanftmuth aus, daß ich dem gefühlvollen Clermont leicht die Ekstase verzeihen konnte, worein ihn der Anblick dieser Erscheinung versetzt hatte.

Er verließ sie den ganzen Abend nicht. Er war ihr beständiger Begleiter, ihr beständiger Tänzer; und wie mir's schien, nahm Menica seine Aufmerksamkeiten mit Wohlgefallen an. Clermont, ein blühender junger Mann, in der Kraft und Fülle seines Lebens, witzig, geistvoll, immer heiter, immer in Bewegung und Thätigkeit, war allerdings zum Gefallen gemacht. An Eroberungen fehlte es ihm nie, wohl an Beständigkeit. Er wollte mehr geliebt werden, als lieben; sein Herz bedurfte immer einer tändelnden Beschäftigung. Nur diese Menica, vielleicht ohne daß sie es wollte, fesselte den Flatterhaften, und verspann uns in ein Gewebe sonderbarer Schicksale.

Es war schon spät. Die Lustbarkeiten dauerten tief in die Nacht hinein. Der Vollmond zog durch den sternenvollen Himmel; die Lauben waren mit Lampen erhellt; Wohlgerüche dufteten von tausend Blumen auf; in ungewissen Dämmerungen schwammen die umbüschten Hügel.

Ich irrte von einer Gruppe zur andern, bald zu den Alten,

die vertraulich im Gespräch beisammen saßen, bald zu den Jünglingen und Mädchen, die beim Schimmer der Kerzen und des Mondes unersättlich waren in den Freuden des Tanzes. Das Ganze glich mehr einer Feenwelt, worin alles Seligkeit athmete.

Indem ich an einer Laube vorbeistrich, die, etwas abgelegen von den Tanzplätzen, zu denen gehörte, in welchen man Erfrischungen aufgestellt hatte, erkannte mich Juliette, und hielt mich fest.

„Wissen Sie das Neueste?" sagte sie zu mir: „Ich hab' in aller Geschwindigkeit ein neues Pärchen gestiftet, und kann's nicht besser. — Dort komm' ich in die Laube. Sieh, da find' ich Don Clermont mit Menica einsam. Was beide gesprochen haben, weiß ich nicht; aber wie sich beide einander so zärtlich ansahen — o wie sie sich ansahen! Ich stellte mich zu ihnen; ich bot ihnen Erfrischungen dar; sie nahmen, ohne zu genießen. Das verdroß mich. Beide blieben stumm. Ich sang ihnen die Liebe von Cid. Don Clermont seufzte; Menica schlug die Augen nieder. Ich hätte beide küssen mögen. Geschwind legt' ich Menica's Hand in Clermonts Hand, und sagte: „Nun erzählt auch das Uebrige." Als ich lachend die Laube verlassen hatte und noch einmal zurücksah, lag Don Clermont zu Menica's Füßen. So war alles in Ordnung."

„Und wenn Sie nun mit Ihrem Muthwillen ein Unglück gestiftet hätten?" sagte ich.

„O, Liebe ist kein Unglück!" rief Juliette und tanzte davon.

Nein, in den schönen, glücklichen Thälern der Sierra ist wohl die Liebe kein Unglück. Unbefangen geben die Herzen dem Zuge der süßesten Leidenschaft nach. Hier fordern Würd' und Rang keine Schlachtopfer, und der kalkulirende Eigennutz scheidet kein durch Freundschaft verbundenes Paar. Die Regierung ehret die Gesetze, welche der Geist des großen Olavides zeichnete, um dieses weite Land zu bevölkern und blühend zu machen. Immer findet sich noch für ein armes, aber arbeitsames Pärchen ein Stück Landes, wo

Bäume, Pflanzen, Weinstöcke und Küchengewächse gebaut werden können, und ein Königreich, ein Paradies für die zufriedene Liebe gestiftet werden kann.

Als ich zur Laube kam, wo Clermont und die schöne Monica sein sollten, fand ich ihn nur allein. Er saß mit ineinander verschlungenen Armen träumend da, und hörte mich kaum.

„Wo haben Sie Ihre Dame gelassen?“ fragt' ich ihn.

„Sie ist zu ihrer Mutter gegangen!“ versetzte er und fuhr fort zu träumen. Plötzlich sprang er auf, schloß mich mit Ungestüm in seine Arme und rief: „O Gott ich bin so selig! ich träumte vor Entzücken!“

5.

Am folgenden Tage sollte eingepackt werden. Es war, nach unserm Plan, der letzte Tag, welchen wir in der Sierra Morena verleben wollten; dann sollte unsere Richtung nach Barcelona gehen, und von da, entweder zu Lande durch die Pyrenäen, oder zu Schiffe, nach Frankreich zurück.

„Mein Gott, was machen Sie?“ rief Clermont, als er, noch halb angekleidet, des Morgens in mein Zimmer trat und mich mit dem Einpacken beschäftigt fand: „Denken Sie um des Himmels Willen nur jetzt noch nicht an die Abreise, wenn ich Ihnen ein wenig lieb bin, wenn Sie mich nicht tödten wollen. Gestern und heut gleichen sich nicht. Eine einzige Abendstunde machte die ewige Grenzscheide der beiden Hauptperioden meines Lebens; ich bin in ein neues Zeitalter, in eine neue Welt übergetreten.“

Ich lächelte über den ächtspanischen Pathos seiner Erklärung. „Hat die schöne Fremde das Wunder gethan?“ fragt' ich, und fuhr in meiner Arbeit fort. „Halten Sie ein, ich beschwöre Sie

bei unserer Freundschaft! Es treibt uns ja nichts zur Eile!" rief er, und nahm mir die Kleider und Bücher aus den Händen, legte alles wieder an seine alte Stelle, und forderte mir das Versprechen ab, vorläufig alle Reisegedanken aufzugeben.

„Und auf wie lange, lieber Clermont?"

„Bis das göttliche Mädchen mein ist, vor dem Altare mein, und ich es mit mir führen kann in mein Vaterland. Dies und kein anderes Weib wird meine Gemahlin."

„Sie kennen sie erst seit gestern?"

„Ich? seit gestern?" erwiederte Clermont und schien sich besinnen zu wollen: „Was wollen Sie damit sagen? Ich kenne dies holde Geschöpf so genau, so ganz, wie ich keinen Menschen sonst kenne. Bedarf es erst vieler Jahre, um des Menschen Werth zu ergründen? — — Die Liebe zieht verwandte Seelen zusammen; unter ihnen ist in dem feierlichen Augenblick, da sie sich der Gewalt dieser Empfindung hingeben, kein Verstellen, kein Künsteln, kein Geheimniß — es ist ein gegenseitiges, klares Durchschauen des andern, welchem das grenzenlose, gegenseitige Hingeben und Vertrauen folgt."

Ich lächelte.

„Nun es mag sein, daß ich rede, wie ein Berauschter," sagte er: „Ich fühle fast selbst, daß ich nicht mehr in dem alten Geleise wandle, und kann's doch nicht ändern." Mit diesen Worten verließ er mich.

Er seufzte. Endlich rief er mit der matten Stimme eines Vernichteten: „Sie ist fort!"

„Menica?"

„Fort. In aller Frühe dieses Morgens ist sie mit ihrer Mutter auf einem Wagen davon; Niemand weiß, wohin? Niemand hat sie gefragt. Ich bin weit umhergelaufen, Niemand hat ihren Wagen

gehört oder gesehen. Madame Dumoulin und Fanchon haben sie seit gestern Nachts nicht mehr erblickt."

„Ein böses Abenteuer."

„Ich kann nun Spanien nicht verlassen. Ich bleibe hier, bis ich ihre Spuren wieder entdeckt habe. Mein Glück, mein Leben hängt an dem Wiederfinden dieser Fremden. Tragen Sie Geduld mit mir, lieber Freund; aber ich bin unaussprechlich elend. Mein ganzes Wesen ist zerrüttet."

„Immer bleibt es grausam von Ihrer Schönen, daß sie, so unangekündet, wie sie erschien, wieder ohne Meldung verschwand. Ein Wort für den Freund hätte sie doch zurücklassen können."

„Wenn sie es konnte!" seufzte Clermont. Seine Augen füllten sich mit Thränen; er wollte mir seinen Schmerz verheimlichen und verließ mich.

Der Roman war mir eben nicht willkommen, und doch mußt' ich dem guten Clermont Mitleid gewähren. Inzwischen, ich wußt' es ja aus eigener Erfahrung, jeder Rausch verfliegt. Man lasse nur die Zeit walten.

„Liebe ist kein Unglück?" sagt' ich zu Julietten, als ich sie im Gärtchen beschäftigt fand, Küchenkräuter zu sammeln: „Sehen Sie jetzt, welches Uebel Sie gestiftet haben gestern? Don Clermont ist untröstlich um Menica's plötzliches Verschwinden. Wir wissen nicht einmal wohin sie ist."

„Aber ich!" antwortete Juliette.

„Und wohin denn?"

„Aber das bleibt unter uns. Ins Kloster Saapio de Saagim."

„Saapio de Saagim? Wo liegt dies Kloster?"

„Wahrhaftig, das ist mir selbst unbekannt. Ich hörte nur gestern den Namen von Menica's Mutter fallen, und daß sie schnell dahin müsse, und daß es weit von hier sei."

„Soll Menica dort den Schleier nehmen?“

„Ei behüte! Es ist nur ein Franziskaner-Mönchskloster.“

„Aber in welcher Provinz?“

„Gott weiß es, ich nicht! — Sie müssen es suchen. Es ist nicht mehr, als billig, mein Herr, die Liebe will ihre Prüfungen,“ rief Juliette mit schelmischem Lächeln, und hüpfte davon.

Eilends sucht' ich meinen unglücklichen Freund. „Frohe Botschaft! ich weiß nun, wo der Flüchtling ist!“

„Wohin? wohin?“ schrie Clermont, und sprang auf und Freude blitzte aus seinen Augen.

„Zum Franziskaner-Mönchskloster Saapio de Saagim.“

„Wer sagt's?“

„Juliette.“

„Saapio de Saagim? Wo liegt's?“

„Eben das müssen wir noch erfahren.“

Clermont erdrückte mich fast vor Freuden in seinen Armen. „Nun bin ich geborgen!“ rief Clermont: „Packen wir ein. Noch heut wollen wir fort!“

6.

Die ganze Familie der Madame Dumoulin war Mittags wieder um ihren Tisch versammelt. Man sprach von häuslichen Einrichtungen, und von den Tagen, an welchen sich abwechselnd von einem zum andern die gesammte Verwandtschaft beisammen finden wolle. Wie glücklich waren sie Alle! Man konnte diesen Kreis von Fröhlichen nicht sehen, ohne ihr Entzücken zu theilen.

Clermont hatte sich mit den Vorrüstungen zur Reise etwas verspätet. In eben dem Augenblick, als er ins Zimmer trat, fragt' ich: „Wer kann mir denn sagen, in welcher spanischen Provinz das Kloster Saapio de Saagim liegt?“

Es antwortete von Allen Keiner. Madame Dumoulin wandte sich gegen das Fenster; aber es war mir nicht entgangen, daß sich ihr Gesicht bei meiner Frage entfärbt hatte. — Clermont wiederholte meine Worte. Madame Dumoulin verließ das Zimmer; die Uebrigen gestanden mit Unbefangenheit, daß sie nie den Namen dieses Klosters hätten nennen hören. Selbst Fanchon wußte von diesem Kloster nichts."

Ich ging hinaus, Madame Dumoulin zu suchen. Ihr Erblassen hatte sie verrathen. Sie allein konnte uns Auskunft geben. Sie läugnete mir ab, außer dem Namen, der ihr zufällig von Menica's Mutter genannt worden sei, von dem Orte einige Kenntniß zu haben. All mein Bitten war vergebens. Und da ich ihr zuletzt sogar, um sie aufs Aeußerste zu treiben, gestand, ich hätte ihre Bestürzung bemerkt, erklärte sie, ich müßte mich getäuscht haben. Ich wollte die Ausflucht nicht gelten lassen.

„Wohlan, wenn Sie sich nicht geirrt hätten," erwiederte sie, „wenn ich wirklich erschrocken gewesen wäre, so würde dies Ihnen ein vollgültiger Beweis gewesen sein, daß ich aus wichtigen Ursachen nicht gern diesen Namen von Ihnen aussprechen hörte. Und wäre dies wirklich der Fall, so würd' ich Sie bitten müssen, nicht über das Warum? weiter in mich zu dringen. Im ganzen Ernst aber versicher' ich Sie, ich habe von dem Orte weiter nicht die mindeste Kunde."

Dabei blieb's nun. Madame Dumoulin war zu keiner weitern Erklärung zu bewegen. — Clermont sprach über Tische von nichts, als seinem unbekannten Saapio de Saagim. Geflissentlich lenkte Madame Dumoulin das Gespräch wieder davon ab, so oft er darauf kam. Auch bemerkt' ich, daß Juliette bei Tische ungewöhnlich still und ernst blieb; daß Madame Dumoulin minder freundlich, als sonst, gegen sie war; daß beide fast niemals einander das Wort

boten. Ich schloß daraus, daß Madame Dumoulin Juliettens voreiliges Ausplaudern sehr gemißbilligt haben müsse.

Der arme Clermont that mir leid. Die Hoffnung aber, das unbekannte Land früher oder später entdecken zu können, gab ihm seine ganze frohe Laune wieder. Er trank, er scherzte, er sang und neckte die jungen Weiber.

Sobald wir uns wieder allein hatten, theilte ich ihm meine Bemerkungen mit, und mein Gespräch mit Madame Dumoulin. Er war bestürzt. Wir konnten nicht mehr daran zweifeln, daß sie nicht von dem Kloster mehr wisse, als sie zu sagen gut fände, und daß über Menica's Person und Bestimmung irgend ein fatales Geheimniß schweben müsse.

„Vielleicht ist sie schon einem Andern bestimmt!“ rief Clermont: „Warum aber verschweigt man es uns? Es könnte ja genug sein, mich abzuschrecken von allem weitern Nachforschen. Warum ein Geheimniß daraus machen, daß ein junges Mädchen einem Manne zugedacht sei?“

„Eben deswegen bin ich überzeugt, lieber Clermont, daß dies der Grund des allgemeinen Schweigens und des Geheimnisses nicht ist.“

„Aber er könnt' es doch sein!“ erwiederte Clermont: „Wie, wenn die unglückselige Menica von ihren Verwandten schon an irgend Einen verhandelt wäre, der um ihre Hand geworben? Wie, wenn sie gestern Abend ihrer Mutter mit unschuldiger Offenheit gestanden hätte, daß ich einigen Eindruck auf ihr Herz gemacht habe? — So ganz ohne Gründe entführte man das liebenswürdige Geschöpf nicht bei Nacht und Nebel. Saapio de Saagim ist in der Welt. Nur wir hatten übel gethan, uns an Personen deshalb zu wenden, die mehr oder minder in Menica's Verkuppelung interessirt sein können. Forschen wir bei Andern nach. Wissen Sie was? Ich lasse anspannen. Fahren Sie nach la

Carolina; Sie sind dem Don Ondeano noch die Abschiedsvisite schuldig. Bei der Gelegenheit erfahren Sie leicht, in welcher Gegend des Königreichs sich das verwünschte Kloster befindet? Ich mache unterdessen eine Promenade zu Fuß nach Arellano. Der französische Pfarrer der Kolonie ist diesen Morgen dahin. Ich such' ihn auf; und wenn Sie den Generalinspektor der Kolonien verfehlen sollten, wird mich der Pfarrer vielleicht unterrichten können."

Der Einfall schien uns für unsere Verlegenheit vortrefflich. Ich setzte mich in den Wagen, und eilte nach la Carolina.

7.

Don Ondeano wohnte in demselben Gebäude, welches sein edler Vorfahr, der Schöpfer der blühenden Sierra Morena, für sich im Mittelpunkt der Kolonien, und in einer der reizendsten Gegenden hatte erbauen lassen. Es war im einfachen, doch geschmackvollen Styl errichtet, von einem kleinen Garten umgeben, von hohen Obstbäumen beschattet. Eben so war das Innere dieses Hauses, hell, geräumig, angenehm, aber höchst einfach, ohne große Verzierungen.

Nie betrat ich diese Wohnung, ohne einen gewissen Schauer von Ehrfurcht zu fühlen. Es war mir immer, als schwebte in diesen heitern Korridoren, in diesen Sälen der Geist des großen Olavides, dessen Werke das dankbare Spanien noch segnet, dessen Tugend die Dichter aller kultivirten Nationen besangen*), und welchen das scheußliche Gespenst der Inquisition erwürgen konnte.

Man führte mich in ein Vorzimmer, während meine Ankunft

*) Auch ein Deutscher hat ihn besungen: Olavides, von August Hennings. Kopenhagen 1779.

dem königlichen Intendanten der Kolonie gemeldet ward. Eine Marmorbüste war die einzige Verzierung zwischen den Fenstern; ein wahrer Heiligenkopf. Der stille Ernst der Weisheit ruhte auf der hohen Stirn, und eine das Menschengeschlecht umfassende Liebe sprach aus den zarten Zügen um Augen und Mund. Konnte Ondeano ein anderes Bild aufstellen, als das seines Vorgängers, mit welchem ihn einst vertraute Freundschaft verband?

Don Ondeano erschien, und behandelte mich mit der ihm eigenthümlichen Güte. Er hat nicht den unternehmenden Geist, nicht die ausgebreiteten vielseitigen Kenntnisse des Olavides; auch hat ihm der König keineswegs die unbeschränkten Vollmachten ertheilt, wie ehemals diesem, in dem königlichen Edikt vom 25. Juni 1767. Aber Ondeano folgt überall den Fußstapfen des erhabenen Mannes, nur schüchterner gegen den Klerus, dessen furchtbares Opfer Olavides geworden war.

„Dies ist sein Bild?" fragt' ich und zeigte auf die Büste.

„Nein," antwortete Don Ondeano: „Es soll ein Christuskopf sein; die Züge sind schön und kraftvoll, aber zu ältlich. Ich besitze weder Bild noch Büste von Don Pablo."

Fühlte der Mann, als er dies sagte, nicht selbst den schmählichen Vorwurf, den er sich machte? oder war er zu furchtsam, noch jetzt eine Spur von Freundschaft und Ehrfurcht für den unglücklichen Erhabenen zu zeigen? Ich bemerkte, daß er sogar die Unterredung auf andere Dinge lenkte, um nur den Namen des geächteten Don Pablo nicht wiederholen zu müssen.

Als es Zeit war, wieder nach Guaramon aufzubrechen, führte Don Ondeano's Frage um den Weg, welchen wir aus Spanien nach Frankreich nehmen wollten, die Gelegenheit sehr bequem herbei, mich nach der Lage des Klosters Saapio de Saagim zu erkundigen.

Ich hatte kaum das Wort ausgesprochen, als ich schon in Don

Ondeano's Augen eine seltsame Bestürzung las, die mich sehr betroffen machte. Er war indessen Meister genug über sich, die augenblickliche Verlegenheit mit einem Lächeln zu vertauschen.

„Was ist an dem Kloster Sehenswürdiges? Wie kommen Sie darauf? Haben Sie im Sinn dahin zu reisen?" fragte er.

Jetzt war ich in Verlegenheit zu antworten. Ich stellte mich anfangs, die Frage ohne besondern Zweck nur beiläufig gethan zu haben. Er glaubte mir aber nicht, sondern drang weiter in mich, ob er mir gleich bekannte, von einem Kloster dieses Namens nicht das Mindeste zu wissen. Aber seine erste Bestürzung und selbst der Ton, mit welchem er die Kenntniß des Klosters verläugnete, hatten mir ihn verrathen.

Um auf irgend eine Weise Licht über den räthselhaften Ort zu erhalten, beichtete ich ihm zuletzt ohne Hehl das kleine, romantische Abenteuer meines Freundes. Er wurde immer ernster; und eben daß er sich zur bisherigen Heiterkeit zwang, deutete mir die unangenehmen Empfindungen an, welche meine Erzählung in ihm aufgeregt hatte.

„Wer ist diese Menica?" fragte er: „Vielleicht die Tochter der Donna Herrera, welche gestern mit der ihrigen durch die Sierra reisete? Der Beschreibung nach sollte sie es sein."

„Und sie ist es wirklich."

„Es ist eine Fantasie Ihres Freundes; sie wird vorüber gehen."

„Der Himmel geb' es."

„Ein junger Mann mit unbeschäftigtem Herzen darf kein Mädchen sehen, ohne es auf der Stelle in eine Gottheit zu verwandeln; und nun gar ein junger Franzose! Seien Sie ohne Kummer für Ihren Freund Clermont."

Don Ondeano begleitete mich bis an den Wagen. Ich hatte keine Hoffnung, von ihm weitere Aufklärungen über das geheimnißvolle Kloster, noch über die geheimnißvolle Schöne zu erhalten,

und schwieg daher. Wer dies Mädchen noch immer sein mochte, es schien mir jetzt eine bedeutendere Person zu sein, als ihre ländliche Kleidung hatte ahnen lassen. Es ward mir zur Gewißheit, daß auch der königliche Intendant der Sierra Morena um Menica's dunkles Schicksal wisse, oder gar in dasselbe verflochten sei.

Indem er mir beim Abschiede die Hand reichte, sah er mich einen Augenblick schweigend und nachdenkend an, und sagte dann: „Ich weiß nicht, ob das, was Sie mir von Clermonts Liebe zur Donna Menica de Herrera sagten, Ernst oder Scherz ist? In jedem Fall rath' ich Ihnen, als rechtschaffener Mann, als Freund, handeln Sie vorsichtig, wenn Sie nicht unglücklich sein wollen. Reden Sie Don Clermont die Grille aus, dieser Menica nachzuforschen und diesem Kloster! — Sie sind jetzt gewarnt!“

Bei diesen Worten verneigte er sich, ging in sein Haus zurück, und ließ mich, in Erstaunen versunken, bei meinem Wagen stehen. Gern wär' ich wieder umgekehrt, hätt' ihn um die Gründe seiner Warnung gefragt. — Wenn er sie aber hätte geben können, oder wollen, würde er meine Zudringlichkeit abgewartet haben?

Ich setzte mich in den Wagen und fuhr nach Guaramon zurück. Tausend Muthmaßungen über die Unbekannte, drängten sich mir unterwegs auf, eine romanhafter, als die andere, und darum eben eine unwahrscheinlicher, als die andere.

Clermont erwartete mich daheim seit einer Stunde. Er stand am Fenster, und rief mir schon von weitem entgegen: „Haben Sie Don Ondeano zu Hause gefunden?“ Ich bejahte es.

Lachend tanzte er im Zimmer herum, als ich hinein trat.

„Sehen Sie!“ rief er: „Mein Rath, an zwei Orten zugleich Nachforschungen anzustellen, war golden. Denn, unter uns gesagt, der Pfaff ist noch dreimal mysteriöser über meine Menica und ihren Aufenthaltsort gewesen, als Madame Dumoulin. Was gilt's, dieser Priester ist einer der ersten im Komplot gegen mich,

und vielleicht der Erzkuppler selbst, der dies Lamm verhandelt hat.“

„Woraus schließen Sie das, Clermont?“

„Aus hundert Umständen. Ich fragte ihn, ob er Menica, die himmlische Menica, Tochter der Donna Herrera, kenne? Lange wußte der Laurer nicht, ob er ja oder nein sagen müsse? Ich fragte nach ihrer Herkunft, nach ihren Verwandten, nach ihrer Heimath. Er stellte sich sehr unbefangen; er wußte von Allem nichts. Und doch war's nur Heuchelei, eitel Lug und Trug. Denn das Gesicht hätten Sie sehen sollen, als ich ihm, da er erst vorgegeben, er wisse nichts darum, wohin sie sei? nun sagte, ob er mir wenigstens anzeigen wolle, in welcher Weltgegend das Kloster Saapio de Saagim anzutreffen sei? — Er riß die Augen weit auf, starrte mich an, und sagte: „„Jetzt erst, Don Clermont, versteh' ich, wohin Sie zielen? Das Kloster ist weit von hier, in einem wilden, unwegsamen Gebirg gelegen. Aber hüten Sie sich. Sie verstehen mich. Ich bedauere Sie.““ — Wahrhaftig, ehrwürdiger Herr, ich verstehe Sie nicht, gab ich zur Antwort. Erklären Sie sich deutlicher. — „„So will ich's!““ sagte er: „„Sie und Ihr Freund, Don Palmer, sind schon verdächtig. Sie thun Beide wohl, sich bald aus Spanien zu machen. Fragen Sie der Donna Menica nicht weiter nach.““ Das war die Antwort, und mehr bracht' ich nicht aus ihm. Ich war wild, und verließ ihn. — Jetzt, lieber Freund, wohin müssen wir reisen?“

„Ich weiß es nicht.“

„Wie, Don Ondeano, der Staatsmann, wäre in seiner vaterländischen Geographie so fremd? . . .“

Ich erzählte dem armen Clermont treulich meine gehabte Unterredung mit dem Intendanten der Kolonien. Die Worte waren für ihn nicht tröstlich. Er ward ernst und finster, und lehnte sich schweigend ans Fenster. Ich dachte der sonderbaren Warnung des

Pfarrers, er der Warnung des Don Ondeano nach. Es war umsonst. Wir fanden für das unergründliche Räthsel keinen Schlüssel.

8.

„Stände nicht die schönste und einzige Hoffnung meines Lebens im Spiele," sagte Clermont ärgerlich lächelnd, „es würde jetzt anfangen mich zu belustigen. Die Leute haben alle wie zusammengeschworen, mich mit ihren Mysterien zur Verzweiflung zu bringen. Und wahrhaftig, lieber Palmer, wär' es nicht die Liebe, welche mich gewaltsam zur fremden Schönen hinrisse, so würd' es jetzt Neugier sein. Als mein erster Blick auf diese Wunderbare fiel, sagte mir's mein Genius, sie sei nicht, die sie scheine — es ward mir, als schwebe vor mir die Himmelskönigin, als leuchte ihr göttliches Wesen verklärend durch die sterbliche Hülle, so sie gewählt, um unter Sterblichen zu erscheinen. Jeder kennt sie; Jeder beobachtet ein ehrfurchtvolles Schweigen über sie; Jeder warnt mich, ihren Schritten zu folgen, als würd' ich gegen ihre Majestät sündigen. Und doch, o Palmer, war sie gestern so hold gegen mich, als tönten ihre Empfindungen den meinigen gleich. Ich stand wie in Ariosts rasendem Roland Astolfo vor der Zauberin Alcine:

„Ich freute mich der zartgebauten Glieder,
Es schien mir all das Gute hier vereint,
Was nur zerstreut auf Erden hin und wieder,
Hier mehr, dort minder, nirgend viel erscheint.
Frankreich und Alles war mir sonst zuwider,
Sie zu betrachten stand ich, wie versteint;
Und all mein Denken, all mein schönes Streben
Hört auf in ihr, ohn' übers Ziel zu schweben." *)

---

*) Ariosto's Roland. IV. Gesang. 47. Stanze. Nach der Uebersetzung von Gries.

Er fuhr noch lange fort mir vorzuschwärmen in diesem Ton. Ich lieh ihm mit freundlicher Geduld gern Herz und Ohr. Und wenn er aus seiner Geliebten bald eine Fee, bald eine Himmelsbürgerin, bald eine in der Dunkelheit erzogene Prinzessin, bald die Geliebte eines spanischen Fürsten, bald etwas Anderes bildete; wenn er mir alle ihre Worte recitirte, und in jedem Worte, in jedem ihrer Blicke ein holdes Geständniß für sich entdeckte — was konnt' ich ihm dagegen sagen, ohne seine schmeichelnden Täuschungen zu zerstören, ohne sein Herz zu verwunden? Die Liebe ist Krankheit; sie ist das schönste, aber gefährlichste Fieber.

Einen gesunden Rath zu geben, war ich ohne Mittel. Hier mußten endlich die Zeit und der glückliche Leichtsinn des menschlichen Herzens, oder der Zufall entscheiden. Ich zählte im Ernst aber auf Clermonts Flatterhaftigkeit mehr, als auf alles Andere. Ohne diesen leichten Sinn, mit welchem wir endlich alles Schmerzende und Drückende hinter uns in den Ozean des Vergessenen werfen, würde das arme Menschengeschlecht unter den Lasten des Lebens längst ausgestorben sein.

Da wir nun einmal beschlossen hatten, die Rückreise aus Spanien nicht allzueilfertig zu betreiben, in der Sierra aber neue Entdeckungen zu machen alle Hoffnung verschwunden war, konnt' uns die Weltgegend sehr gleichgültig sein, wohin wir, als irrsame, fahrende Ritter der bezauberten oder bezaubernden Prinzessin nachziehen wollten.

Ich schlug die Straße nach Cordova vor. In einer Stadt, wie diese, konnten wir leichter von dem Kloster Notiz erhalten, in welches Menica gebracht sein sollte. Das aber gelobten wir uns gegenseitig, um jedem Verdacht auszuweichen, den Namen der räthselhaften Menica de Herrera nirgends zu nennen.

Wir nahmen am Abend von allen unsern Freunden und Freundinnen in Guaramon Abschied. Es war eine schmerzliche Stunde.

Unter allen Himmelsstrichen finden gefühlvolle Herzen ihre Verwandten; und immer finden wir nur, um wieder zu verlieren. Jedes neue Glück gibt dem Herzen eine neue Wunde. Erst wenn dieses unter allen seinen Narben wie gefühllos geworden, fangen wir an, dem Leben Geschmack abzugewinnen. Es wird uns erst lieb, wenn es sein höchstes Interesse verloren hat. Darum scheuen sich minder es aufzuopfern die jungen Leute, denn die ältern.

9.

Wir saßen am folgenden Morgen mit Anbruch des Tages im Wagen. Bald nachdem wir den Boden der Sierra verlassen hatten, welcher noch nicht überall gut kultivirt ist, traten wir in die größte und fruchtbarste Provinz Spaniens ein, in Andalusien. Eine üppigere Vegetation überfüllte alle Thäler, alle Hügel, alle Ebenen. Ein romantischer Duft von tausend Blumen und gewürzhaften Kräutern schwängerte die laue Luft. Lachende Kornfelder strichen neben den Dörfern hin. Welch ein unermeßlicher Reichthum liegt in Andalusiens Erde, wenn die Bewohner derselben ihn mit deutschem Fleiße hervorzuziehen verständen!

Aber es ward mir, als ging ich durch ein Land, welches, gewählt von der Natur zu einem Paradiese, unter den Menschen Thorheit zur Wüste verderben sollte. Wohin wir kamen, sahen wir zerfallende Trümmer einer größern, kraftvollern Vorwelt, die nun verschwunden war. Der erste, bedeutendere Ort, durch welchen wir kamen, als einmal die lange Gebirgskette der Sierra Morena hinter uns lag, hieß Balyen. Die einstürzenden Festungswerke, welche diesen Flecken weitläufig umringen, zeigen an, daß er ehemals von größerer Bedeutung und in blühenderm Zustande gewesen. Vier Meilen weiter erreichten wir die Ufer des

Guadalquivir, und das Städtlein Andujar, welches neben dem Strom auf einer Anhöhe sehr malerisch liegt, mit seinen hoch hervorragenden Kirchen und Klöstern, und den Ueberbleibseln einer antiken Burg, welche dort einst von der mächtigen Hand der Mauren errichtet worden war. Hier war einst eine der berühmtern Städte Spaniens, das große Forum Julium und Illiturgis, von dem die Geschichten der Vorwelt erzählen. Andujar aber ist nur auf den Ruinen der verschwundenen Herrlichkeit und aus dem Schutt derselben kärglich zusammengeflickt. Die Häuser sind niedrig und schlecht; die Straßen eng und kothig, kaum gepflastert. Alles verräth Entvölkerung, und die Armuth und den niedergedrückten Geist der Menschen.

Spanien spielte einst eine Rolle in der Weltgeschichte; aber eine Rolle voll fürchterlichen Glanzes. Es war nie groß, nie thatenreich, als unter den blutigen Panieren, welche Religionsschwärmerei schwang. Fand diese keine Opfer mehr, so sank der Name Spaniens wieder in die alte Dunkelheit unter.

Eben dies entvölkerte Andalusien, durch welches unser Weg zog, ist einer der traurigsten Blutzeugen gegen den Fanatismus. Jahrhunderte reichten nicht hin, die Million der Wunden zu heilen, welche er schlug. Diese Provinz war eine von denen, welche am meisten durch die schauerlichen Edikte verheert wurden, die der christliche Religionseifer gegen die Mauren vom kastilianischen Thron donnerte, und wodurch ihr die Arme entrissen wurden, die sie anbauten. Was sind doch alle Bartolomäusnächte, was alle sizilianischen Vespern neben den Metzeleien, welche spanische Christen unter den Mauren anrichteten? Was sind alle Morde, welche der politische Fanatismus in Frankreich begangen, gegen die Entvölkerung Amerika's durch Spaniens Habsucht und Glaubenseifer? — Atabalipa, Montezuma und Olavides, nur die Namen dieser erhabenen Schlachtopfer sind genug, die Gräßlich-

keit der Intoleranz und des kirchlichen Fanatismus in seiner ganzen ungeheuern Größe zu bezeichnen.

Wir gelangten durch das schlecht bebaute Land endlich gar in eine weite, dürre, sandige Wüste. Und doch befanden wir uns nur noch etliche Meilen von Cordova entfernt. Zu unsrer Linken floß der breite Strom des Guadalquivir, welchen hier aber schiffbar zu machen noch Niemanden in den Sinn gekommen zu sein scheint, so leicht auch der Kampf mit den Hindernissen, und so groß der Gewinn für das Land sein würde.

Der Weg und die Landschaft, je näher wir an Cordova kamen, wurde wieder angenehmer. Endlich sahen wir die weiland ruhmreiche Stadt, ehemals die Wiege großer Geister, wo Seneca der Philosoph, Seneca der Tragiker, wo Lucan der Sänger der Pharsalia, und unzählige andere römische Dichter, Philosophen und Geschichtschreiber in der hohen Schule gebildet worden waren, die Cicero selbst mit Hochachtung nannte *). Hier war es, wohin die Wissenschaften und Künste flüchteten, wo ihnen einst die Mauren Altäre gebaut hatten, als die ganze Christenheit von mönchischer Unwissenheit und vom eisernen Aberglauben unterjocht war. Cordova bildete die dreißig Weisen, welche jene Werke schrieben, die wir unter Avicenna's Namen kennen, und war der Geburtsort des berühmten Averroes.

Von der vormaligen Größe behielt Cordova nichts, als einen elenden, erloschenen Umriß, den weitläufigen Umfang, mit schlechten, halbverfallenen Häusern angefüllt. Wo einst im Zeitalter der Mauren dreimalhunderttausend Einwohner gezählt wurden, sind jetzt noch kaum fünfzehntausend vorhanden.

Schon gewöhnt an die schlechten Wirthshäuser in Spanien fanden wir das beste in Cordova, bei aller seiner Armseligkeit und

*) In der bekannten Rede für den Dichter Archias.

Unreinlichkeit noch ganz erträglich. Und der Ruhe hatten wir ohnehin vonnöthen.

Wir setzten hier unsere Nachforschungen nach Saapio de Saagim zwei Tage lang fort. Es war Niemand, der uns Bescheid geben konnte. Ich suchte eine Buchhandlung, um eine umständliche Topographie Spaniens, oder ein Verzeichniß von allen Klöstern des Reichs, oder wenigstens von denen des Franziskanerordens zu kaufen. Man führte mich zu einem dürftigen Büchertrödler, der mir außer Legenden und Gebetbüchern weniges von Bedeutung vorzeigen konnte.

„Hier ist für uns kein Heil!“ sagte Clermont: „Gehen wir nach Sevilla. Es sind nur einige Tagereisen bis dahin.“

Am dritten Tage machten wir uns auf den Weg. Wir hatten fünf bis sechs Stunden durch ein wildes Gebirg zu machen, und erreichten dann ein anmuthiges Thal, mit unzähligen Wohnungen überstreut, die sich allmälig enger zusammendrängen und einen großen, schöngebauten Flecken bilden, der den Namen la Carlota führt. Der Geist der Ordnung und Wohlhabenheit sprach uns aus Allem an, was wir rings umher erblickten. Reinliche Wohnungen, mit ihren Scheunen, Ställen, Backöfen, Ziehbrunnen und Gärten, lagen wie kleine Meierhöfe zwischen den wohlbestellten Fruchtfeldern. Von allen Seiten führten regelmäßig angelegte Alleen im kühlen Schatten zum Hauptort, dessen geräumige Straßen, mit einfachen gleichförmigen Häusern besetzt, wie ein Stern auf dem großen Platz zusammenlaufen, welchen eine schöne Kirche und die im edeln Styl erbaute Kornhalle zieren.

„Sind wir noch in Spanien?“ fragte mich Clermont, auf welchen diese lachende Welt einen nicht minder lieblichen Eindruck machte als auf mich. „Sind wir noch in Spanien?“ wiederholte er die Frage, als wir ins Wirthshaus getreten waren, und in hellen, saubern Zimmern mit allen Bequemlichkeiten, mit Er-

frischungen jeder Art und mit einer Reinlichkeit bedient wurden, wie wir in den größten Städten des Königreichs nicht gefunden hatten.

Wir waren in einer von den Schöpfungen des wohlthätigen Olavides, im Hauptort einer der von ihm angelegten Kolonien von Andalusien, wo vormals die einsamste Wildniß, der Schlupfwinkel von Straßenräubern und Banditen gewesen. Welch eine Verwandlung!

Die Anmuth dieser Gegend., die Freundschaft der Bewohner verführte uns, den ganzen Tag hier zu verweilen. Wie in der Gegend von la Carolina vorzüglich Deutsche sich angesiedelt hatten, besteht der größere Theil der Kolonisten von la Carlota aus Franzosen. Wir sprachen aber auch viele Deutsche aus dem ehemaligen Lothringen und Elsaß.

Thätiger Gewerbsfleiß füllte den ganzen Tag hindurch den Platz und die Straßen mit Menschen, die ihren Geschäften nacheilten, oder zerstreute sie auf den Feldern. Abends tönten uns aus den Häusern muntere Lieder an, und der Klang von mancherlei Instrumenten, nach denen die Jugend tanzte.

In der Mitte des schönen Hauptplatzes von la Carlota, in der Mitte dieser neuen Welt von blühenden Pflanzungen, hätte Spanien dem Stifter derselben dankbar eine Ehrensäule aufrichten sollen. Nicht daß er dieses Zeugnisses öffentlicher Erkenntlichkeit bedurft hätte, um verewigt zu sein — Olavides Werke sind Olavides Monumente; aber Spanien hätte dessen bedurft, um nicht vor Europa in ewiger Schamröthe zu stehen.

Sobald wir diese Kolonien am folgenden Morgen verlassen, und einige Meilen davon ein unbedeutendes Städtchen Eccija hinter uns hatten, verloren wir uns wieder in einer weiten Einöde, die durch ihre Unwirthbarkeit und Einförmigkeit noch mehr als durch die schlechten Wege ermüdet, auf denen man sie durch-

reisen muß. Nur ein einzelnes Haus, Venta nueva genannt, liegt in dieser traurigen Gegend. Es ist ein schlechtes Wirthshaus, worin allerlei Lumpengesindel Herberge findet. Wir erhielten nichts, als einen Trunk frischen Wassers.

Spät Abends im Mondenschein langten wir in dem Städtchen Carmona an, wo wir kaum ein leidliches Nachtlager fanden. Strabo nannte dies Carmona einst ansehnlich, Julius Cäsar nannte es die festeste Stadt der ganzen Provinz *); wir aber fanden ein armes, entvölkertes, offenes, kleines Städtlein.

Fliegen und anderes Ungeziefer hatten uns die ganze Nacht verhindert, ruhig zu schlafen. Freudig begrüßten wir den jungen Morgen, der uns erröthend durch die zerbrochenen Fensterscheiben unserer Schlafkammer anlächelte. Unter dem Gesange der kaum erwachten Vögel reiseten wir durch die frische, blühende Landschaft. Clermont stimmte ein Lied fröhlicher als das andere an. Wie er mir sagte, hatte er von der schönen Menica geträumt, und zwar, daß er sie in Sevilla angetroffen. Und dies Sevilla lag nur noch fünf bis sechs Meilen von uns. Er wünschte unsern trägen Rossen Flügel. Wie abergläubig ist die Liebe! Aber darum ist sie es, weil sie am lebhaftesten fürchtet und hofft.

Die Umgebungen Sevilla's sind ungemein anmuthig und fruchtbar. Hier waren einst die berühmten Gärten des Herkules, wo unzählige Dörfer und Flecken und Meiereien zwischen Aeckern von üppiger Fruchtbarkeit und schönen Olivenwäldern gedrängt beisammen lagen. Christliche Frömmigkeit hat die Gärten des Herkulus wohl sehr verwildern und veröden lassen! Zur Zeit, da hier noch die Mauren herrschten, zählte man im Bezirk von

*) „Longe firmissima totius provinciæ civitas," sagt Cäsar de bello civili L. 2 c. 19. §. 5.

Sevilla zwanzigtausend Meiereien und Dörfer, jetzt aber kaum einige hundert!

Noch vor Mittag kamen wir in Sevilla an. Es war mir lieb, diese Stadt zu sehen, welche die größte von Spanien ist, und in der unübersehbaren Ebene am Guadalquivir dem Fremdling einen imponirenden Anblick gewährt. Aber auch Sevilla klagt die grausamen Thorheiten der spanischen Herrscher an. Sie ist tief herabgesunken von ihrer ehemaligen Hoheit. Wir fuhren im Innern der Stadt über weitläufige Plätze, denen Häuser mangelten, und neben unzähligen Gärten vorüber. Die Volksmenge, welche wir durch den Maßstab von der Größe Sevilla's zu erwarten berechtigt waren, fehlte. Am meisten begegneten uns auf allen Gassen Mönche, und immer wieder Mönche. Kein Wunder! Man berechnet die Anzahl der Pfründen inner den Ringmauern dieser einzigen Stadt auf die überschwängliche Summe von beinahe vier Tausenden! Nur ein einziges Kloster, und das einzige, welches wir wegen seiner Außerordentlichkeit, noch mehr aber um Clermonts seltsamen Träumereien ein Genüge zu thun, besuchten, nährt im Umfange seiner Mauern an drittehalbhundert Mönche! — Rom selbst kann kaum dergleichen Beispiele aufweisen.

10.

Ich erklärte meinem Reisegefährten, daß ich Sevilla sobald nicht verlassen würde. Er war damit um so lieber zufrieden, da er auf die Weissagung seines Traumes aus Carmona hin, fest darauf zählte, in diesem Labyrinth von Häusern, Klöstern und Gärten die Schöne seines Herzens zu finden. Was noch wunderbarer war, sein Traum hatte ihn nicht belogen. Wohl sahen wir die reizende Menica wieder; aber, o Himmel! unter welchen Verhältnissen! Clermont selbst verfluchte den Augenblick, der seine

Wünsche erfüllte. Und doch, dieser schreckliche Augenblick entschied das Glück seines Lebens — ohne diesen grausenvollen Moment hätte er dies edle Mädchen vielleicht niemals gefunden.

Jeder von uns strich für sich den Tag hindurch in der Stadt und Nachbarschaft umher, das Sehenswürdigste zu finden. Erst am Abend fanden wir uns gewöhnlich im Wirthshause zusammen; da erzählten wir dann einander, was uns Merkwürdiges begegnet sei.

Auch in Sevilla fanden wir wieder die Spuren erhabener Wirksamkeit des bewundernswürdigen Olavides. Während er einst mit unbegreiflicher Geschäftigkeit die Anlagen der Kolonien in Sierra Morena bis zu den feinsten Details hinab ordnete, und die weisesten Gesetze entwarf, durch welche la Carlota und la Carolina noch heut glücklich gemacht werden, entwickelte er, als Gouverneur von Sevilla, seine tiefen Einsichten in die öffentliche Verwaltung des Staats, seine Unparteilichkeit in der Justizpflege, seinen Scharfsinn und Muth in Handhabung der Polizei. Zu keiner Zeit herrschte in Sevilla größere Sicherheit, in den dortigen Gerichtshöfen strengere Gerechtigkeit, in der Administration weisere Sparsamkeit und Ordnung, als zu der Zeit, da Olavides hier im Namen des Königs regierte. Er belebte den Ackerbau um Sevilla, stiftete hier eine Menge neuer Pflanzungen, und durch ganz Andalusien; theilte die Gemeinweiden mehrerer Städte nach zweckmäßigern Planen ein, verschieden von denen, welche er in der Sierra Morena eingeführt hatte, immer auf die besondern Verhältnisse, auf die örtlichen Bedürfnisse und die Denkart der Einwohner berechnet; er verschönerte die Hauptstadt Sevilla mit verschiedenen Monumenten seines großen Geistes, die jedesmal den Nutzen der Bürgerschaft bezielten. Er baute zum Beispiel — keine Kirche, denn Sevilla hat wohl an zweiundsiebenzig Pfarr- und Filialkirchen einsweilen genug — ein schönes Schauspielhaus,

und ließ längs den Ufern des Guadalquivir bequeme, gemauerte Kais aufführen.

Alle Wohlthaten, welche Sevilla von ihm empfing, werden von den Bewohnern der Stadt anerkannt; aber so verkrüppelt ist der Geist dieser Menschen durch den Einfluß des engherzigen Mönchthums, daß ich aus Keines Munde das Lob des großen Mannes vernahm; daß ich überall, wenn ich die Rede auf ihn brachte, zurückgewiesen ward; ja — mehrere fromme Seelen, die in heiliger Einfalt vielleicht fürchten mochten, ihren Mund durch seinen Namen, als den Namen eines verdammten Ketzers, verunreinigt zu haben, spieen sogar jedesmal mit allen Zeichen des frommen Abscheues aus, so oft sie ihn genannt hatten.

Ich will aber eigentlich keine Beschreibung von den Merkwürdigkeiten Sevilla's geben. Viele Reisebeschreiber Spaniens haben es vor mir gethan, werden es nach mir thun. Nur die Erzählung unserer sonderbaren Abenteuer will ich mittheilen, und daher ohne Umstände zur Sache.

Sie begannen erst vorzüglich an dem Tage, da Clermont mich überredete, mit ihm das hiesige große Franziskanerkloster und dessen Sehenswürdigkeiten zu besuchen. „Bei den Franziskanern, oder sonst nirgends in der Welt erfahren wir, wo das Kloster Saapio de Saagim liegt, und wo wir die himmlische Menica zu suchen haben!“ sagte Clermont.

Wir gingen also eines Morgens in dies merkwürdige Kloster. Aber bald bereuten wir schaudernd den Gang dahin.

11.

Ein junger Mönch empfing uns an der Klosterpforte. Wir mußten ihm unsere Namen angeben, und unser Vaterland. Er schrieb beides auf, und sah uns während des Schreibens mit son-

derbar fröhlichen Blicken verstohlen an, verließ uns dann, um uns dem Abte zu melden, kam zurück und öffnete uns schweigend mit einer Verbeugung die Pforte.

Er führte uns quer durch das prächtige Gebäude gegen die Hinterseite desselben, wo wir wieder hervor in einen breiten marmornen Säulengang traten, welcher hier das Haus umgab. An diese Arkaden stieß ein großer Garten, wo zwischen blühenden Myrten-, Pomeranzen- und Citronenbäumen, welche gleichsam kleine Haine bildeten, einzelne Mönche lustwandelten. In der Mitte des Gartens lagerten sich vier bronzene Löwen wasserspeiend um ein prächtiges Bassin, worin ein Kind, auf vier Delphinen sitzend, sich an den Wasserstrahlen zu belustigen scheint, die aus den Naselöchern der Meerungeheuer emporstrudeln.

Wir glaubten, unser Mönch, der mit einiger Verlegenheit an unserer Seite stand, werde uns sogleich in diesen Garten begleiten wollen. Er machte dazu aber keine Miene, und sprach von Zeit zu Zeit mit den Mönchen, welche in dem Säulengange zahlreich auf- und abgingen. Ich fand das Betragen unsers geistlichen Cicerone sehr linkisch: Clermont aber fand es sehr langweilig.

„Wie ist's?“ fragte er, und nahm den jungen Franziskaner bei der Hand: „Ist's erlaubt, die Herrlichkeiten Ihres Klosters zu sehen und zu bewundern?“

„Nur einen Augenblick Geduld,“ erwiederte jener: „Wir müssen auf den Befehl des Herrn Abtes warten.“

„Hat Ihr Orden noch viel solcher prachtvoller Klöster im Königreiche?“ fragte Clermont weiter.

„Einige,“ antwortete der einsilbige Mönch.

„Ist das Kloster Saapio de Saagim so reich, als das Ihrige?“

„Ich weiß es nicht.“

„Aber in welcher Provinz ist es gelegen?“

„Ich weiß es nicht," antwortete der Franziskaner, ward dabei feuerroth und schielte seitwärts nach einer Reihe von Mönchen, die sich uns im Gespräch näherten.

„Sonderbar, unbegreiflich sonderbar!" rief Clermont lachend: „Liegt denn noch ein Theil von Spanien im Monde? Ehrwürdige Väter, auch von Ihnen keiner weiß das Franziskanerkloster Saapio de Saagim?"

Die ehrwürdigen Väter sahen verlegen aus, schüttelten den Kopf, warfen einander Blicke zu, die ich nicht verstand, und blieben schweigend um uns stehen. Bald waren wir von mehr als zwanzig solcher stummen, geistlichen Herren umringt, die uns betrachteten.

Ich fühlte nun wirklich Langeweile, und betrachtete, um mich zu unterhalten, einige im Säulengange befindliche Gemälde, meistens alte Bildnisse von Franziskanermönchen. Auch das Bildniß eines Kardinals war darunter, welches einen größern Platz als alle andern einnahm. Der Kardinal hatte eine wahre Heiligenmiene.

„Wer ist dieser?" fragt' ich.

„Der selige Juan de Torquemada, der erste Großinquisitor des Königreichs," antwortete einer aus dem Haufen der Mönche.

„Ein heiliger, ein um die Kirche hochverdienter Mann!" intonirte ein anderer.

„Ja wohl! das war er!" stimmte der geistliche Haufen, wie in vollem Chor an.

„Er reinigte das Land von den Ungläubigen und Ketzern!" rief ein alter Mönch, der nun näher hervortrat, und mich mit scharfem Blick ansah, als wär' ich selbst ein Ungläubiger oder Ketzer: „Binnen vierzehn Jahren hat er über hunderttausend Personen das Urtheil gesprochen, und über sechstausend davon zum Feuer verdammt!"

Ich sah schaudernd und schweigend auf das Bild des schrecklichen Torquemada. „Gerechter Himmel!“ rief Clermont: „Ueber sechstausend Menschen hat er lebendig verbrennen lassen? Und warum das? Was hatten diese Elenden verbrochen?“

„Sie waren Ketzer,“ antworteten fast alle Mönche, die um uns herumstanden, mit einem Male.

Indem wir noch auf neue Worte sannen, das Gespräch fortzusetzen, öffnete sich der Haufen der Mönche hinter uns. Ein wohlgekleideter Mann, gefolgt von sechs Bewaffneten, trat hervor. Die Mönche zogen sich in einige Entfernung zurück.

„Sie sind Don Francesco Palmer?“ redete mich der neue Ankömmling an.

„Ja, Herr.“

„Ein Deutscher?“

„Ja, Herr.“

„Und Sie sind Don Clermont?“

„Das bin ich,“ antwortete Clermont, indem er den Frager und sein Gefolge mit großen Augen anstarrte.

„Folgen Sie mir, meine Herren.“

„Wohin?“ fragt' ich.

„Sie werden es erfahren. Sie sind beide Gefangene.“

„Gefangene?“ rief ich: „Wer sind Sie?“

„Ich bin der Alguazil Mayor, und diese,“ indem er auf die sechs Kerls deutete, „sind meine Familiares“

„Unerhört!“ schrie Clermont: „Wer untersteht sich, uns verhaften zu lassen? Wir sind Fremde; kaum einige Tage in Sevilla. Wir haben nichts verbrochen.“

„Folgen Sie mir ohne Widerstand!“ erwiederte der Alguazil Mayor.

„Auf wessen Befehl sind wir verhaftet?“ fragt' ich.

„Auf Befehl des heiligen Gerichts.“

Das wollte also so viel sagen, als der Inquisition. Ich gestehe, der Schreck entnervte mich. Alles, was ich in deutschen Schriftstellern jemals über die ungeheuern Grausamkeiten dieses blutdürstigen Gerichtes gelesen hatte, schwebte plötzlich vor meinem Gedächtniß. Und das Bild des gräßlichen Torqemada, der binnen vierzehn Jahren sechstausend Scheiterhaufen anzünden ließ, hing vor mir.

Clermont, lebhafter als ich, wollte sich der Verhaftung widersetzen. Er rief vergebens seine Unschuld an; zog seine Schriften seine Päſſe vor; drohte und wüthete. Ich wollte mich zu ihm wenden und ihn besänftigen — sah ihn aber schon von zwei Familiares bei den Armen gehalten, fast am Ende des Säulenganges. Der Alguazil folgte ihm.

„Keinen Widerstand,“ sagte einer von den zurückgebliebenen Kerls zu mir, nahm mich bei der Hand, und führte mich, ohne ein Wort weiter mit mir zu verlieren, nach dem entgegengesetzten Ende der Arkaden. Ich sah mich noch einmal nach Clermont um; er war aber schon verschwunden.

Als wir vor einem dunkeln Korridor im Klostergebäude standen, warf man mir ein Tuch über den Kopf und verband mir die Augen. Dann führte man mich durch allerlei Gänge, bald links, bald rechts und wieder links, um mich wahrscheinlich zu verwirren; endlich eine Treppe hinab, dann wieder rechts und links, und rechts, bis eine Thür aufgeschlossen ward, wo wir hineintraten und mir die Augen geöffnet wurden. Ich stand in einer kleinen Zelle. Durch ein vergittertes Loch fiel das Tageslicht sparsam genug herein. Man untersuchte mich bis auf die Haut; nahm mir alle Papiere, alles Geld, alles Metall, so ich am Leibe trug; band alles mit meinem Taschentuch in ein Bündlein zusammen, und ging davon. Ein Strohsack, ein Nachtstuhl, ein kleiner Tisch,

über welchem ein hölzernes Cruzifix hing, waren die einzigen Geräthschaften meiner Zelle.

Warum soll ich es läugnen? Ich war so betäubt durch diese unerwartete Begebenheit, daß ich, vielleicht über zwei Stunden, auf dem Strohsack hingestreckt lag, ohne eigentlich etwas Bestimmtes zu denken. Nicht mein Gefängniß, nicht mein Schicksal, nicht Clermont beschäftigte mich. Mein Zustand war der Zustand eines dumpfen, übeln Traumes, worin ich nur meine Nanny, meine geliebte Gattin sah.

Als ich von dieser düstern Gefühllosigkeit genas, bemerkte ich schon die Dämmerung des Abends in meiner Zelle. Jetzt sann ich über die Ursachen unserer Verhaftung nach. Ich musterte alle meine in Sevilla gemachten Bekanntschaften durch, alle meine gehabten Unterhaltungen, alle Worte, die ich zu dem und diesem gesprochen. Ich konnte mich keiner einzigen Unvorsichtigkeit erinnern, die mich bei der Inquisition hätte verdächtig machen können. Nichts, als unser sehr unschuldiges, sehr verzeihliches Forschen nach der geheimnißvollen Menica konnte uns allenfalls zum Verbrechen angerechnet worden sein.

„Sie sind jetzt gewarnt?" Das waren Don Ondeano's letzte Worte gewesen. — „Sie sind schon verdächtig!" hatte der Priester in Arellano zu meinem Clermont gesagt. Und es ward mir zur Gewißheit, daß nichts in der Welt, als unsere Neugier nach dem Aufenthalt der schönen Menica uns in dies unglückliche Abenteuer gezogen haben konnte. Dies beruhigte mich. Welche Mysterie auch immer um die liebliche Erscheinung zu Guaramon walten mochte — die Frage nach einem schönen Mädchen hat man ja noch nie zu den himmelschreienden Sünden gerechnet. Gelassener erwartete ich jetzt den Ausgang der fatalen Begebenheit.

Es war schon Nacht, als vier Familiares erschienen, von denen der eine bewaffnet war, der andere die Schlüssel des Kerkers,

der dritte eine brennende Laterne trug, der vierte mein mageres Nachtessen brachte. Ich mußte in ihrer Gegenwart speisen. Als ich ihnen sagte, daß man den Besitzer des Wirthshauses, in welchem ich und Clermont gewohnt hatten, von unserm Aufenthalt benachrichtigen, und daß er unsere Effekten wohl verwahren möchte, ward mir zur Antwort: „Ich solle unbekümmert sein, es wäre ohnehin schon geschehen. Unsere Effekten wären in Verwahrung beim Gericht.“

Sobald mein Abendessen verzehrt war, verband man mir die Augen und führte mich aus dem Gefängniß. Ich schmeichelte mir schon mit den Hoffnungen der Freiheit; ich spürte bald, daß ich auf offener Straße war. Aber zwei Familiares hielten mich immer fest an den Armen. Der Weg war weit; ich wußte nicht, wohin es ging? Endlich hielt man vor einem Hause still. Man läutete. Eine Thür ward aufgeriegelt. Wir traten in das Haus. Ich wurde durch einige Gänge, dann wahrscheinlich über einen freien Hofplatz, und wieder in ein Gebäude geführt, wo man mich in ein Zimmer brachte und mir die Binde von den Augen lösete. Ich vermuthete, man werde mich vor das Gericht der Inquisition stellen; fand mich aber, als ich die Augen aufthat, nur in einer Zelle, ohngefähr eben so groß und eben so möblirt, als diejenige gewesen war, die ich verlassen hatte.

Hier ließ man mich allein, und verschloß sorgfältig die Thüren.

Erst nach zwölf Tagen ward ich wieder abgeholt. Es war an einem Vormittag, da zwei Familiares zu einer sonst ungewöhnlichen Stunde erschienen, und mir geboten, ihnen zu folgen. Diesmal wurden mir die Augen nicht mehr verbunden. Wir traten aus meinem Gefängniß in einen engen, fensterlosen, langen Gang, der in einen sehr geräumigen führte; von da eine breite, marmorne Treppe hinauf in einen weiten Korridor. Wir blieben vor einer verschlossenen Thür stehen, über welcher mit goldenen Buch-

staben die bedeutungsvollen Worte glänzten: **Exsurge Domine, judica causam suam**, der Sinnspruch der Inquisition.

Ich ward gemeldet, und darauf in das Zimmer geführt. Drei Geistliche saßen an einem, mit schwarzem Tuch behangenen Tische; seitwärts einige Schreiber und Referendarien. Ein alter, finsterer, blasser Mönch, welcher den Vorsitz führte, betrachtete mich stillschweigend einige Minuten mit einem scharfen, forschenden Blick, als wollt' er bis in das Innerste meines Herzens dringen, und ein Fehler, ein Vergehen auslauschen, deswillen er mich richten könnte. Die Todtenstille rings und weit umher; die Stelle, wo ich stand, und wo vielleicht schon über manche Unschuld der Stab gebrochen war; der spähende Blick des hagern Mönchs, dessen ganze Physiognomie ein gefühlloses, ödes, eiskaltes Herz verkündete; die Aemsigkeit der Schreiber rechts und links, die nur kaum einmal nach mir auffahen — Alles machte einen entsetzlichen Eindruck auf mich. Ich selbst kam mir wie ein von Gott und Menschen verlassener Delinquent vor.

Endlich ward ich um meinen Namen, um mein Vaterland, um die Ursachen meines Aufenthalts in Spanien, um jeden Ort, um jeden Tag wo und wann ich da oder dort gewesen, um alle meine Bekannten in Spanien gefragt. Unter den letztern erschien auch der Name der schönen Menica. Ich nannte ihn freiwillig, unaufgefordert, in der Vermuthung, er werde zuletzt doch die Hauptsache des Verhörs werden. Und ich hatte auch nicht geirrt.

Alles, was man von mir zu wissen begehrte, erzählt' ich mit der unbefangensten Offenherzigkeit; ich erzählte, was ich von der Lebensgeschichte meines Freundes Clermont und von seinen Verhältnissen mit Menica wußte, und setzte die Frage hinzu: Ist es denn ein Verbrechen für meinen Freund, ein schönes Mädchen zu lieben?

Ungeachtet ich mit der reinsten Aufrichtigkeit gesprochen hatte;

ungeachtet die Inquisitoren alles, was ich sagte, schon genau wußten, wie ich merken konnte; ungeachtet meine Papiere und Briefschaften, die, nebst denen von Clermont vor ihnen auf dem Tische, jede meiner Aussagen bestätigen mußten, setzten sie dennoch, wie ich aus ihren Mienen schloß, Mißtrauen in meine Worte. Was aber das Seltsamste war, sie läugneten mir es geradezu ab, daß Clermont die schöne Menica liebe. „Ihr beide,“ sagte der hagere Pfaff, „führt boshaftere Absichten im Schilde. Ich kenne euch. Die vorgebliche Liebschaft ist nur ein Mährchen. Gesteht dem heiligen Gericht die Wahrheit, oder ihr seid aller Gnade verlustig.“

Der Mönch sprach die Worte mit einer donnernden Stimme, um mich zu erschüttern. Er erfuhr darum aber nicht mehr von mir, weil ich in der That nichts mehr zu sagen wußte. Ich bat nun, mir zu entdecken, welches Verbrechens ich verdächtig sei? Oder mich nur auf die Spur zu bringen, worin ich mich versündigt haben könnte?

„Suche diese Spur in dir selbst auf. Du bist ein Ketzer und der Ketzer Freund,“ sprach der Präsident mit funkelnden Augen: „Das Uebrige sag' uns selbst.“

Ich schüttelte den Kopf. Er winkte. Man brachte mich in mein Gefängniß zurück.

Die Langeweile im Kerker und die ungewisse Erwartung des Schicksals sind die fürchterlichsten Foltern. Ich war unschuldig — aber in der Gewalt der Inquisition! Wie mannigfaltig kann man nicht diesem Glaubensgericht verdächtig werden, dessen zahllose, lauersame Soplones, oder Spione, durch ganz Spanien schleichen! Es ist genug, ein verbotenes Buch zu lesen, ein Wort zu sprechen, welches Andern Aergerniß geben könnte, oder Gleichgültigkeit gegen Heiligenbilder zu äußern, um als Ketzer ergriffen zu werden. Welchen abscheulichen Despotismus übt dieses Gericht über die

spanische Nation aus! Seit die Inquisition unter Ferdinand und Isabelle im Jahr 1479 in Spanien eingeführt worden, ist diese edle Nation in schändliche Sklaverei untergesunken, sie, die noch kurz vorher unter den Völkern Europa's als eines der ersten glänzte. Wo Geistesfreiheit mangelt, verdirbt das größte und edelste Volk in thierischer Dumpfheit; es geht in einem trüben Wahnsinn zitternd durchs Leben, ohne Muth, ohne Kraft, nur dienstbar dem Hochmuth schlauer Priester, und entsetzlich in den Aeußerungen seines Fanatismus. Unfähig sein Joch abzuschütteln, kann es nur dasselbe küssen. Als vor ungefähr zehn Jahren noch ein Ketzer zu Arenas verbrannt ward, riefen die Zimmerleute, welche den Scheiterhaufen und die Bühne bauten: „Gelobt sei Jesus Christus! Wenn es zu dem heiligen Werke an Holz fehlen sollte, würden wir dazu lieber unsere eigenen Häuser niederreißen!“

Nach drei Wochen — so lange war ich mir in meiner Einsamkeit selbst überlassen geblieben — ward ich abermals vors Gericht gefordert. Diesmal berief man mich erst spät des Abends. Im Verhörsaal brannten schwarzgefärbte Kerzen.

Ich hörte von Zeit zu Zeit in den Nebenzimmern ein dumpfes Geräusch; ein Schlagen, wie mit Ruthen, ängstliches Stöhnen, wie das Stöhnen des verbissenen Schmerzes. Die Mönche saßen unterdessen schweigend da, lasen in Schriften oder schrieben, und schienen um das, was seitwärts vorging, wenig bekümmert. Ein kaltes Grausen floß mir über den Rücken.

Nach einer Weile befragte mich der hagere Alte, ob ich meinen Sinn geändert habe und geneigt sei, die Wahrheit zu gestehen. Ich erklärte ihm noch einmal, daß ich mich keines Fehls bewußt wäre. Indem ich sprach, schrie plötzlich eine Stimme in einem der Seitengemächer: „Palmer! Palmer!“ Es war Clermonts Stimme. Ein heftiger Fall, der den Boden erschütterte, folgte auf diesen Ruf, und ich vernahm nichts mehr. Mein Ent-

setzen war so heftig, daß ich kein Wort mehr hervorbringen konnte. Ich lehnte mich kraftlos an die Wand. Meine aufgeregte Einbildungskraft gaukelte mir die abscheulichsten Bilder vor. Ich sah meinen Freund Clermont im Geiste von gefühllosen Henkern gefoltert; denn das dumpfe, klägliche Aechzen in dem Nebenzimmer dauerte unaufhörlich fort.

Die Verzweiflung gab mir wieder Sprache, welche das Schrecken mir geraubt hatte. Ich beschwor die Richter, mir mein und Clermonts Verbrechen zu nennen, damit wir unsere Unschuld beweisen könnten. Ich sagte alles, was der namenlose Schmerz, der mich ergriffen hatte, einflößen konnte. — Aber die kalten Pfaffen saßen da, schwiegen, lasen, schrieben, und hörten mich nicht an. Der Präsident gebot mir endlich, bei schwerer Strafe zu schweigen.

Ich schwieg. Er klingelte. Zwei Familiares traten herein. Er sprach: „Die Aeltere!“ Sie gingen in ein Nebenzimmer, und kamen bald darauf mit einem Frauenzimmer zurück, welches fast ohnmächtig ward, und kraftlos in den Armen ihrer Führer hing. Wie erstaunt' ich, hier die würdige Madame Dumoulin zu erblicken!

Sie war bleich, wie eine Sterbende. Sie zitterte an allen Gliedern. Der Inquisitor wies auf mich, fragte, ob sie mich kenne, und sie nannte ihm meinen Namen. Der Inquisitor winkte, und man führte sie wieder hinweg.

Ich begriff nicht, wozu diese seltsamen Anstalten? Ich wollte reden, wollte das Gericht anflehen, nicht andere unschuldige Personen in unsern Prozeß zu verwickeln; der Inquisitor aber gebot mir das Stillschweigen, gab einen Befehl leise dem ihm zunächst sitzenden Schreiber, der sich darauf entfernte.

Nach einiger Zeit öffneten sich abermals die Flügel der Nebenthüre. Zwei Familiares, welche neben mir standen, bemächtigten sich in eben dem Augenblick meiner Arme. Sie thaten sehr wohl

daran. Denn mein Freund Clermont, von zwei Knechten der Inquisition gehalten, wie ich, ward hereingeschleppt. Wie gern wären wir einander Herz an Herz geflogen, uneingedenk der Ehrfurcht, die wir diesem Gericht schuldig waren. Clermont, sobald er mich erblickte, lächelte mich an, und rief: „Leben Sie doch noch, liebster Palmer?“

Der Inquisitor warf einen fürchterlichen Blick auf ihn. Clermont schwieg und seufzte.

Und nun erhob sich der Pfaff vom Stuhl, und hielt uns im wahren Kapuzinerstyl eine Predigt, worin er uns mit allen Schrecken der Hölle bedrohte, oder besser, mit allen Qualen und Foltern der Inquisition, wenn wir nicht noch in dieser Nacht, in dieser Stunde bekennen würden, warum wir mit so vielem Eifer dem Kloster Saapio de Saagim nachgeforscht hätten.

„Ich hab' es schon zehnmal gesagt!“ rief Clermont, und wiederholte seine und meine Geschichte mit aller Umständlichkeit, wie ich sie selbst erzählt hatte. „Ich hielt,“ sagte er, „die schöne Donna Menica für nichts mehr und nichts weniger, als für eine Tochter der Donna Herrera. Ist sie es nicht, oder ist's ein Verbrechen von mir, um das Herz dieser Donna zu werben, so werd' ich dem höchsten meiner Wünsche gern entsagen, ohne darum aufzuhören, sie zu lieben. Nie aber hab' ich geglaubt, einem so erhabenen Tribunal, wie dasjenige, vor welchem ich jetzt stehe, mit meinen kleinen Herzensangelegenheiten beschwerlich fallen zu müssen.“

Der alte Mönch schüttelte ungläubig den Kopf; er läutete eine kleine Glocke. Da trat ein gemeiner, schlecht gekleideter Kerl herein, mit weit aufgestreiften Hemdärmeln und abscheulicher Physiognomie. In der rechten Hand, die etwas blutig war, trug er ein Messer; der linke, nackte Arm war bis zur Hälfte naß und roth, als hätte er ihn erst frisch in Blut getaucht. Ich ver-

gesse diese gräßliche Erscheinung in meinem Leben nicht. Der Kerl, als wüßte er seine Rolle schon, nahm ein grünes, mit einem Schwert und Oelzweig verziertes, hölzernes Kreuz von der Wand, näherte sich uns damit, und fragte: „Wollet ihr beide eure Ketzerei bekennen?“

Weder Clermont noch ich konnten beim Anblick dieses schauerlichen, ekelhaften Menschen ein Wort hervorbringen, der die Frage dreimal wiederholte, und sich dann auf den Wink des Inquisitors entfernte.

Auch der Inquisitor wiederholte nun dieselbe Frage. Wir standen da, mit der Aussicht auf die schmerzhaftesten Foltern, und betheuerten nur immer unsere Unschuld. Beiden brach uns der Angstschweiß aus. Wir glaubten, diese Nacht sollte die letzte unsers Lebens werden.

Sie war es nicht. Aber nur Mönche konnten es auch sein, die uns mit einer so abscheulichen, ekelhaften Posse, wie sie trieben, und wie doch zuletzt das Ganze nichts anders war, äffen und quälen konnten con amore. Man hätte schwören sollen, es sei ihr Handwerk, so gelassen blieben sie bei unserer Angst.

Ich seufzte nach meinem deutschen Vaterlande, nach meiner Familie. Ich glaubte mich für sie auf immer oder auf lange verloren. Da hört' ich einen entsetzlichen Schrei aus Clermonts Munde und einen schweren Fall. Ich sah erschrocken auf und erblickte meinen Freund mitten im Saal ohne Bewegung am Boden liegend. Er hatte sich von den Familiares losgerissen und sie an die Wand geschmettert; die schmerzhaften Verzerrungen ihrer Gesichter verkündeten es. Ein Schauder durchdrang meine Glieder. Mein erster Gedanke war: Clermont hat einen Selbstmord in der Verzweiflung begangen.

Ich wollte mich von den Wächtern loswinden; man hielt mich fester. Ich war in der unbeschreiblichsten Unruhe und Verwirrung,

und ward es noch mehr, da ich an der Thür des Nebenzimmers den Kerl mit dem blutigen Arm und Messer, und neben ihm weinend — wer hätte es glauben sollen — die schöne Tochter der Donna Herrera sah.

So wie Clermont fiel, warf sie rings einen wilden, schüchternen Blick durch den Saal, sprang dann jählings vor zu Clermont, und richtete, über ihn hingebeugt, sein Haupt empor, und rief seinen Namen und rief Hülfe. — Dieser Ton, und von diesem holden Engel, erweckte den Todten schleunig. Er hob sich, starrte das wunderbare Mädchen an, wie ein Träumer, und stammelte: „Sind Sie es, Menica?"

Dieser seltsame Auftritt, welchen man eher auf einem Theater, als im Verhörsaal eines Inquisitions-Tribunals, gesucht hätte, schien selbst den Inquisitoren so unerwartet und überraschend, daß sie eine ganze Zeit, ohne einen Entschluß zu fassen, betroffen und als stumme Zuschauer da saßen. Clermont hatte vergessen, wo er war; er hob voller Liebe, sprachlos, Arme und Augen zu der Angebeteten empor, die mit thränenvollen Augen, aus welchen Angst und die leidenschaftlichste Theilnahme redeten, auf ihn niederblickte.

Der Inquisitor gebot und winkte. Die Familiares traten hinzu. Den Mönchen war durch dieses Intermezzo nur eine Confrontation verdorben, die sie beabsichtigt hatten. Die Elenden wußten nicht was Liebe sei. „Wie unglücklich," sagte einst die heilige Theresia vom Teufel: „Wie unglücklich ist er, da er niemals das Gefühl der Liebe kennt!"

Ich ward von den dienstbaren Geistern des Tribunals in meine einsame Zelle zurückgeschleppt, und erfuhr nicht, was aus Clermont geworden. — Welche schreckliche Nacht verlebt' ich hier! Ich schlief nicht, ich wachte auch nicht. Ich quälte mich mit wilden Fieberträumen, in welchen Clermont, Menica, die Mönche und blutigen Diener der Inquisition durch einander gaukelten.

Erst am Morgen überwältigte mich ein eiserner Schlaf, von welchem ich erst spät Mittags erwachte. Es lag ein Mensch über meine Füße hingestreckt — wie erstaunt ich, in ihm meinen Clermont zu erkennen, der harmlos neben mir auf dem Strohsack schlief! Auf einem Tische standen Speisen für zwei Personen; diesmal bessere, als sonst; selbst Wein. Auch Messer und Gabeln lagen daneben, die ehemals immer fehlten.

„Wie kommen Sie hieher?“ fragte ich Clermonten, als er die Augen aufschlug: „Seit wann sind die Mönche barmherzig geworden?“

Clermont erzählte mir nun, der Alguazil Mayor habe ihn diesen Morgen besucht, und ihm angezeigt, daß das heilige Gericht freilich noch nicht allen Verdacht gegen uns fahren gelassen habe, uns jedoch um eines Scheins willen nicht verurtheilen wolle. Wir hätten demnach die Freiheit, beisammen wohnen, und für unser baares Geld uns jede Bequemlichkeit verschaffen zu können. Er sei darauf zu mir gekommen, habe mich aber im tiefen Schlaf gefunden und nicht wecken wollen.

Wir umarmten uns auf dem harten Strohlager mit Freudenthränen, und erneuerten den Schwur ewiger Freundschaft.

Zwei Familiares der Inquisition, welche bald, nachdem wir den kleinen Vorrath von Wein und Speisen verzehrt hatten, erschienen, brachten uns aus meinem Gefängniß eine Treppe höher, in ein helles, besser möblirtes Gemach, dessen Fenster mit dicken Eisenstäben vergittert waren. Wir fanden hier zwei reinliche Betten, unsere Reisekoffer, Kleider, Gelder, Papiere unversehrt, wie wir sie im Gasthofe zurückgelassen hatten. Nur die Koffres waren mit Gewalt erbrochen worden; auch die Unordnung und Vermischung unserer Papiere zeigte, daß sie durchsucht und gelesen waren.

Solche Pünktlichkeit und so viel Lebensart hatten wir von den

Mönchen nicht vermuthet. Wir hatten zwar unsere gänzliche Freiheit noch nicht wieder, aber doch die beste Hoffnung dazu. Die Familiares brachten uns für unser Geld, freilich immer zu theuern Preisen, was wir für den Tisch begehrten. Die Langeweile plagte uns nicht mehr. Wie viel hatten wir uns zu erzählen! Clermont hatte gelitten wie ich, und mehr, als ich. Er war vielmals vor das Tribunal gebracht worden; man hatte ihm Geständnisse erpressen wollen durch mancherlei Schreckmittel, ohne ihm jemals auch nur aus der Ferne anzudeuten, was er eigentlich zu gestehen habe.

12.

Der Alguazil Mayor kündigte uns ungefähr vierzehn Tage später die Freiheit an; doch mit dem Beding, daß wir, unserm öfters gegebenen Versprechen gemäß, das Königreich Spanien ohne alle Verzögerung und auf dem nächsten Wege verlassen sollten. Wir gelobten alles, was man nur wollte, und beschenkten den Alguazil reichlich.

Einige Stunden nachher erschien ein Mönch, um uns die Absolution zu geben. Ich erschrack, da ich das Angesicht dieses Menschen sah — die höllische Nacht des Verhörs mit allen ihren Abscheulichkeiten lag auf diesem Gesicht — der Mensch war einer von den Inquisitoren gewesen. Er pries uns die Gnade des heiligen Gerichts, und drohte zugleich mit den Schrecken desselben, wenn wir uns dieser Gnade verlustig machen würden; befahl uns nach Cadix zu gehen, uns dort ohne Zeitverlust einzuschiffen, und, so lange wir auf spanischem Boden wären, keinen Tag die Anhörung der Messe zu versäumen. „Ihr seid von tausend Augen bewacht!“ setzte er hinzu: „Glaubt nicht unsern Blicken entronnen zu sein, wenn ihr die Thore von Sevilla hinter euch habt. Hütet

euch, dem heiligen Gericht des Glaubens zum andernmal in die Hände zu fallen.“

Indem er unser Zimmer verließ, befahl er Clermonten, ihn zu begleiten. Nach einer Viertelstunde kam Clermont zu mir zurück mit verstörter Miene. „Sollten Sie es wohl denken,“ sagte er zu mir: „dieser Pfaffe ist Menica's Bruder! Aber auch der Satan war ja einst mit den Engeln verschwistert, ehe er aus den Himmeln verstoßen ward.“

Unsere Effekten wurden in denselben Gasthof zurückgebracht, wo wir in Sevilla zuerst eingekehrt waren. Wir mußten zum Präsident des Tribunals, um ihm für die erhaltene Gnade zu danken, und noch andere kleine Förmlichkeiten beobachten, ehe wir nach Cadix abreisen konnten. Dies geschah, sobald wir mit Allem im Reinen waren. Das geistliche Abenteuer hatte uns Geld genug gekostet.

Seit dem Morgen unserer Abreise war Clermont sonderbar verändert. Bald fiel er mir um den Hals und drückte mir mit wilder Fröhlichkeit die Hand; bald saß er stumm und nachdenkend stundenlang neben mir, was er sonst niemals gethan. Ich schrieb diese Launen, diese heftigen Bewegungen seines Gemüthes anfangs dem Außerordentlichen seiner Lage zu. Mit dem Gewinn der Freiheit hatte er die Hoffnung verloren, Menica wieder zu sehen. Aber ich irrte mich. Ein anderes Geheimniß war es, das seine Seele beschäftigte, wie ich bald aus seinem ganzen Betragen ahnen konnte. Der Name Menica, statt seine Unruhe, seinen Kummer zu erneuern, wie einst, war jetzt das Loosungszeichen seiner fröhlichen Ausgelassenheit geworden.

So war er auf dem Wege von Sevilla nach Cadix; so war er auf dem Schiffe, mit welchem wir von Cadix nach Marseille segelten. Wir fuhren den spanischen Küsten nach.

Einst weckte er mich nach Mitternacht, da ich ruhig in meiner

Hangematte schlief. Er stand in Reisekleidern vor mir, und sagte: „Lieber Palmer, ich verlasse das Schiff; ich wollte ohne Abschied von Ihnen, denn ich darf es von ihrer Freundschaft nicht fordern, daß Sie sich meinetwillen in neue Gefahren stürzen. Aber Abschied muß ich nehmen von Ihnen — ich kann mich selbst nicht überwinden. Ach, vielleicht sehen wir uns in diesem Augenblick zum letzten Mal auf Erden!" Er schloß mich in seine Arme und weinte bitterlich.

„Um Gotteswillen, Clermont, was haben Sie im Werke? Warum mich verlassen? Wohin wollen Sie?" rief ich.

„Der Schiffskapitän gibt Ihnen Morgen einen Brief von mir; daraus werden Sie Alles erfahren. Aber mein Entschluß ist genommen. Sie können mich nicht mehr davon abwendig machen."

Ich sprang aus der Hangematte, warf mich in die Kleider, und sagte: „So kommen Sie nicht von mir. Entweder Sie bleiben hier, oder ich begleite Sie. Wohin wollen Sie?"

„Wir sind," sagte er, „vor Barcellona. Meine Effekten sind schon ins Boot gebracht. Ich gehe ans spanische Ufer zurück."

„Warum das?"

„Fragen Sie das noch, Palmer? Ich kenne Menica's Aufenthalt. Ich weiß Saapio de Saagim. Menica liebt mich — Palmer, o Palmer! es ist ja nur ein Sprung durch die Pyrenäen, und Menica gehört mir."

„Ich begleite Sie ans Land. Lassen Sie meine Effekten aufs Boot bringen. Wie konnten Sie so bald zum Zweifler an meiner Freundschaft werden?"

„Soll ich, Palmer, soll ich, wenn ich verunglückte, auch Sie in mein Verderben ziehen? Die Inquisition lauert uns auf."

Er sprach vergebens. Ich rüstete mich, packte ein; wir nahmen vom Kapitän Abschied, und das Boot brachte uns nach einigen Stunden ans Land.

Wir blieben in Barcelona nicht länger, als nöthig war, unsere Habseligkeiten in Geld zu verwandeln, und uns in schlechte Kleider zu stecken, um unbemerkbar durchs Innere von Spanien zu Fuß zu reisen. Wir machten den Weg durch Catalonien gen Saragossa; wir änderten, so oft wir konnten, die Verkleidung; reiseten bald als wohlhabende Kaufleute, bald als Bettler, bald als verabschiedete französische Offiziers, bald als Handwerksbursche, bald als Kolonisten. Wir versäumten nichts, um überall hinter uns jede Spur zu verlöschen, die uns den zahllosen Spionen der Inquisition hätte verrathen können. Am gemeinsten trugen wir Pilgerkleider. Unser Ziel waren die Gebirge von Navarra und Biscaya.

Unterwegs erfuhr ich denn auch sehr umständlich, wie Clermont zur Entdeckung von Menica's Aufenthalt gelangt war — Menica's Bruder hatte ihm das Geheimniß, freilich gegen seinen eigenen Willen, ausgeschwatzt.

Dieser Mönch hatte nämlich, als er Clermonten mit furchtbaren Drohungen ermahnte, seine Gedanken an Menica aufzuopfern, vorausgesetzt, Clermont sei mit ihr vertrauter, als er wirklich war; wisse ihren Aufenthalt zu St. Filippo, wo sie bei ihrer Mutter wohnte auf einem kleinen Landgute; sei mit ihr schon in einem gewissen Einverständnisse, und habe ihr mancherlei Versprechungen gethan. Der Mönch hatte ihm bei dieser Unterredung die heftigsten Vorwürfe gemacht, einem unschuldigen, harmlosen Mädchen die Ruhe geraubt zu haben; ihr Empfindungen eingeflößt zu haben, welche sie niemals erwiedern dürfte, weil sie, nach dem einstigen Tode ihrer Mutter, dem Kloster gewidmet sei. „Seid dankbar," sagte der Mönch: „und störet nicht ferner den Frieden unserer Familie. Es wäre mir leicht gewesen, Euch zu verderben, hätte meine Schwester nicht selbst für Euch gebeten, und mir geschworen, Eurer nie wieder zu gedenken, und alle Ver-

bindung mit Euch zu brechen. Ihr seid jung; und die Jugend selbst wird zur Entschuldigung der Thorheiten, die sie begeht.“

Wir lachten, während unserer romanhaften Pilgerei durch Spanien, oft herzlich über des Pfaffen Tölpelei, die das beste Gegenstück zu Molieres Weiberschule abgab. Auch konnt' ich Clermonten nicht Unrecht geben, wenn er, aus den Reden des Mönchs, Menica's Gegenliebe für sich folgerte.

Dies mußte sich bald aufklären. Wir waren nach einigen Wochen dem Ziel unserer Wallfahrt in der Nähe. Aber ein schrecklicher Zufall hätte uns beide fast vernichtet.

Wir gingen an einem schwülen Tage am Gebirg hin, im Schatten der Fichten, Ahornen, Steineichen und Buchsbäume, die hier wild umherwucherten. Von der Höhe des Berges hatten wir vor einer Stunde unter uns, in der Tiefe eines von Felsen und Wäldern umgebenen Thals, ein Kloster oder dergleichen erblickt. Dahin glaubten wir auf dem rauhen Fußwege zu gelangen, welchen wir verfolgten. Drohende Regenwolken, welche den Himmel über uns verfinsterten, reizten uns mächtig, unsere Schritte zu verdoppeln. Aber der Regen kam; die Wildniß ward immer grausenvoller. Ein schweres Ungewitter schüttete seine Feuermassen über uns aus, und der Donner, von heftigen Sturmwinden begleitet, hallte fürchterlich in den Gebirgen und durch den Wald.

Wir waren eben aus einem dunkeln Hohlweg getreten, als wir geblendet vom Wetterlicht zurückprallten. Wir sahen um uns das Zucken des elektrischen Strahls; alle Zweige glänzten von einem bläulichen, phosphorartigen Lichte. Clermont fiel betäubt zu Boden. Eine hohe, krachende Tanne rauschte, vom Blitz zerschmettert, über mich nieder. Ich glaubte, der Berg stürze zusammen. Ich ward von den gewaltigen Aesten des Baums zu Boden geschlagen.

Das Wetter tobte fort; Blitz loderte auf Blitz durch den Wald.

Ich war unter der Last des gestürzten Baumes begraben, und konnte mich nicht regen. Alle meine Gebeine waren mir wie zerschmettert. „Clermont, lieber Clermont!“ schrie ich: „Wo sind Sie? Retten Sie mich.“

Er kam mir, von seiner Betäubung genesen, wirklich nach einigen Minuten zur Hülfe; mit seinem Beistande gelang es mir, meine zermalmten Glieder unter den Zweigen der Tanne hervorzuziehen. Zwar überzeugt' ich mich bald, daß ich weder Arm noch Bein gebrochen; aber doch war ich kaum im Stande, aufrecht zu stehen; das Blut drang durch meine zerrissenen, vom Regen schweren, armseligen Pilgerkleider.

Unter den größten Schmerzen schleppt' ich mich langsam auf Clermonts Arm gestützt weiter. Nirgends sahen wir eine menschliche Wohnung. Wir beschlossen, bis zu einem vor uns liegenden überhangenden Felsen zu gehen, unter welchem ich, wenigstens vor dem Regen gedeckt, liegen bleiben wollte, bis Clermont mir Hülfe aus der Nachbarschaft bringen konnte. Denn weit waren wir, nach unserer Rechnung, nicht mehr vom Kloster, welches wir aus der Ferne vom Berggipfel herab gesehen hatten.

Indem wir ums Gebüsch traten gegen die Felswand, welche mir Schirm gegen den Regen geben sollte, überraschte uns die seltsamste Erscheinung. Lange glaubten wir ein Gespenst, ein Fantom unserer erschrockenen Leidenschaft zu erblicken.

Auf einem Steine unter dem Felsgewölbe saß unbeweglich ein Greis, mit langem, grauem Bart, der die Arme in einander verschlungen hielt, und vor sich, wie in ein tiefes Nachdenken verloren, hinstarrte. Weder das Heulen des Sturmwindes, noch das betäubende Schlagen des Donners weckten ihn aus seinen Betrachtungen. Sein Gewand war ein gelber Kittel von grobem Sacktuch, und hatte den Zuschnitt eines Mönchenrocks. Auf jeden Aermel waren ihm von schwarzem Tuche zwei kleine Teufelsfiguren

geheftet; eben so ein grünes großes Kreuz von Tuch auf den Rücken. Sein kahles Haupt ward von einer zuckerhutförmigen, mit allerlei Figuren bemalten, spitzen Kappe bedeckt.

Wir standen lange an, uns dieser bizarren Gestalt zu nähern, weil wir nicht wußten, was wir von ihr zu erwarten hatten. „Der Kerl ist ohne Zweifel ein Wahnsinniger!“ sagte Clermont: „Ich habe mein Lebetage nichts gespensterähnlicheres gesehen. Aber vielleicht taugt er doch dazu, uns den Weg zum Kloster oder zu einem Dorfe zu zeigen.“

Clermont trat zu der seltsamen Figur hin, die uns noch immer nicht bemerkte. „He da, Sennor!“ rief er den Alten an, und schlug ihm auf die Achsel: „Sind wir noch weit von einer menschlichen Wohnung?“

Der Alte fuhr erschrocken zusammen, sah empor, richtete sich langsam auf und fragte: „Was wollt ihr?“ Aber diese Frage war so weichen, gutmüthigen Tons an Clermont gerichtet, daß dieser schon muthiger wurde. Er zeigte mit der Hand auf mein blutrünstiges Gesicht, und sprach: „Es muß ein Kloster in der Nähe sein, zeiget uns ein Obdach. Wir sind beide fast vom Wetter erschlagen.“

„Ich rathe nicht,“ antwortete der Alte: „Ich rathe nicht zum Kloster. Man würde euer dort über Nacht pflegen und euch Morgen ohne Mitleiden weiter schicken. Suchet eines Bauern Hütte. Das Volk dieser Gebirge ist roh und wild, aber gastfreundlich.“

„Wohlan,“ sagt' ich: „Sennor, führet uns zu einer Hütte.“

„Ich darf nicht! — es könnte euch nachtheilig sein,“ entgegnete der Alte, und seufzte: „Aus der Ferne will ich euch wohl das nächstgelegene Haus zeigen; aber führen mag ich euch nicht, man würde euch sonst verstoßen.“

„Warum das?“ fragte Clermont neugierig.

„Ihr kennt mich nicht, und nicht das Volk dieser Wildniß.

Man flieht mich, wie einen Aussätzigen und Pestkranken; was meine Hand berührt, darauf haftet, wie man glaubt, der Fluch des Himmels; selbst Sterbende nehmen keine Arznei aus meiner Hand, und könnten sie auch dadurch genesen."

Wir sahen den Alten verlegen an, dessen lächerliche Kleidung mit seinen ernsten Worten contrastirte.

„Seid Ihr nicht aus dieser Gegend?" fragte ihn Clermont.

„Nein," antwortete der Greis: „Mein Vaterland ist jenseits des Weltmeers."

„Aber wer seid Ihr?" fragte Clermont weiter.

„Was liegt Euch daran, dies zu wissen?" antworte jener: „Folget mir nach und bringet Euern verwundeten Freund unter ein Dach. Saget auch Niemandem, daß ihr mich gesehen; saget Niemandem, daß ich euch den Weg gezeigt. Und hört ihr von ohngefähr meinen Namen nennen, so schlaget an eure Brust, machet das Zeichen des Kreuzes und speiet aus, so werdet ihr euch Freunde und Wohlthäter machen."

„Wie heißt ihr denn?" fragte Clermont.

„Ich bin Don Pablo de Olavides," erwiederte der Greis.

Nachschrift.

Hier bricht die Erzählung plötzlich ab und, obwohl der Verfasser eine Fortsetzung verheißen, wurde er doch später gehindert, sein Versprechen zu erfüllen. Man erfährt also weder, wer eigentlich die schöne Menica war, noch ob sie von den abenteuernden Freunden aufgefunden worden sei; über das Schicksal des Olavides selbst bleibt der Schleier ungelüftet.

So viel können wir indessen mit ziemlicher Bestimmtheit vermuthen, daß die Fortsetzung den Plan zur Befreiung des großen

Mannes aus den Klauen der Inquisition und dessen endliche Ausführung würde enthalten haben. Der Knoten, der sich im bisherigen Verlaufe der Erzählung so geheimnißvoll schürzte, hätte sich alsdann von selbst und sehr naturgemäß gelöst. Geschichtlich ist, daß Olavides unter dem furchtbaren Zwange, worin er sich befand, seine Ketzereien abschwor und ein Glaubensbekenntniß ablegte, worauf er von den auf ihm ruhenden Bannflüchen losgesprochen wurde. Immerfort blieb er jedoch in einem Kloster verhaftet, bis zum Jahre 1780, wo ihm der König gestattete, zur Wiederherstellung seiner durch die ausgestandenen Leiden schwer zerrütteten Gesundheit die Bäder von Catalonien zu besuchen. Hier gelang endlich seinen Freunden die längst vorbereitete Rettung. Man sagt, sie sei selbst nicht ohne geheime Mitwirkung der Minister geschehen, die den übermächtigen Einfluß der Geistlichkeit haßten. Olavides floh nach Frankreich, wo er als Märtyrer der Inquisition hoch gefeiert wurde. Einem Ansuchen des spanischen Hofes um seine Auslieferung ward vom Minister des Auswärtigen in Paris, Vergennes, entschieden ablehnend geantwortet. Dennoch mußte Olavides, um den Nachstellungen seiner Feinde zu entgehen, auch Frankreich verlassen. Er begab sich nach Genf, wo er unter dem Namen eines Grafen von Pilo lebte. Später ging er nach Paris zurück, wo ihn, da er den Grundsätzen der französischen Revolution huldigte, der Nationalconvent als Adoptivbürger der Republik erklärte. Endlich ward ihm im Jahr 1798 die Heimkehr in sein Vaterland wieder gestattet. Er starb in Andalusien im Jahr 1803.

Der Besuch im Marienbade.

Kannstadt, Juni 1842.

— — Mir ist himmlisch wohl, liebe Nanny. Nach ununterbrochener, dreißigstündiger Fahrt, kann ich zum erstenmal wieder mein Frühstück behaglich einnehmen, hingelagert auf ein Sofa. Ueber Blumen und Baumwipfeln des „Frößnerschen Gartens" glänzt mir der schönste Junimorgen ins Zimmer. Durch die breiten Schattengänge des Gartens drunten wandeln einzelne Kurgäste. Ich aber will mit dir plaudern und einige Tage ruhen. Du sollst in deinen Gedanken die ganze Reise mit mir machen. Von wunderbaren Abenteuern hab' ich dir freilich nicht zu erzählen. Auch bin ich eben nach dergleichen nicht lüstern.

Ich will ja nur, wie gewöhnlich auf meinen Sommerfahrten, den Winterstaub von Leib und Seele abschütteln; mich unter großen Zerstreuungen von den Schlingen häuslicher Gewohnheiten losreißen, in denen man endlich fast erstarrt. Der Geist muß Freiherr bleiben und der Leib ihm nicht zur Zwangsjacke werden. Mich freut sogar die Gelassenheit, mit der ich jetzt deine und unserer Kinder Ferne ertragen kann. Werde mir wegen dieser Freude nicht böse. Selbst Freundschaft und Liebe sollen nicht unbeschränkte Meisterinnen über uns werden. Der Tod bringt ja einst uns Allen den Scheidebrief; und wie dann?

Als der Eilwagen vom Posthause davon rollte, war's mir fast auch, wie Sterben. Mitternacht lag auf der Welt. Todtenstille weit um; jenseits des dumpf und leise rauschenden Aarstroms, wie jenseits des Styx, die Blumenhalde. Im Innern des Wagens regten sich, kaum sichtbar in Grabesfinsterniß, unbekannte Gestalten. Zuweilen vernahm ich einsilbiges Stimmengeflüster. Bald starb auch dies. Dann, als der Wagen bald auf Fähre, bald auf fliegender Brücke über die Aare, bei Zurzach über den Rhein schwamm, und mich aus den Wassern das Licht der Sterne zitternd anblitzte, ward es, als schweb' ich, dem Erdball schon entrückt, im grenzenlosen Raum des Aethers, wo sich ein anderer Himmel in unendlicher Tiefe unter mir, ein anderer über mir wölbe und ferne Sonnen und Monde auf schwarzem Hintergrunde strahlenlos schimmern.

Ein grundgelehrter deutscher Doktor hatte mir einst in seinem Buche nachgewiesen, wo die Organe des Schlafs zu finden sind. Ich suchte sie bei Tagesanbruch auf, im großen wie im kleinen Gehirn, doch vergebens. So nahm ich Zuflucht zu meinem üblichen Mittel. Beim Trotten der Rosse und einförmigen Rädergeroll, ließ ich, nach dem leisen Takt der Pulse, innere Melodien erklingen, und folgt' ich mit verschlossenen Augen den wunderlichen Bildern, die sich vor mir unwillkürlich entspannen, verwandelten, heller und matter gestalteten, bis ich endlich mit ihnen mir selber verschwand, ohne zu wissen, wie? und wann?

Bald aber weckte mich das Gespräch der Sitznachbaren, eine männliche und weibliche Stimme, wieder aus der süßen Selbstvergessung. Ich blinzelte flüchtig umher, und schmiegte mich geschwind, wie schlummernd, in den gepolsterten Winkel. Denn das Pärchen behandelte einen Text, zu dem ich kein Wort geben, wenn auch wider Willen das Ohr leihen mußte. Man besprach nämlich die Aufhebung unserer Klöster im Aargau; einen Gegenstand,

der sogar, vermuthlich in müßiger Stunde, das kaiserliche Kabinet zu Wien hatte beschäftigen können. Beide Redner schienen zwar der römisch-katholischen Kirche, aber nicht gleichem Glauben anzugehören, was oft der Fall ist. Des Mannes Sprache verrieth den Schweizer; die der Frau eine Schwäbin, voll frommer Zornmüthigkeit.

Sie meinte: alle Mächte der Erde und des Himmels müßten sich zur Ausrottung der gottlosen Kirchenschänder vereinigen, welche so viele fromme unschuldige Mönche, so viel gottselige Beter in die arge Welt hinausgestoßen hätten.

Er dagegen fand, Jedermann könne, gleichviel ob mit geschornem oder ungeschornem Kopf, am besten wohl für sich selber beten; und die Unschuld der Klosterherren sei billig zu bezweifeln, weil gerade in den ihnen nächstgelegenen Dörfern, in den Jahren 1830, 1835 und 1841 das unwissende Landvolk zum Aufruhr gegen die Kantonsregierung angereizt worden wäre.

Die Frau ließ das nicht gelten. In langer Rede bewies sie dem Manne, wie sie hoffte, sonnenklar, wenn sich die Bauern dreimal empört hätten, wär' es zum Schutz der bedrohten Religion geschehen, über deren Werth und Heiligkeit sie von den Herren Geistlichen gehörig belehrt worden seien. Denn es sei ausgemacht, daß die Klöster die wahren und kräftigsten Stützen der Religion und Frömmigkeit in jedem christlichen Lande wären.

Während sie sprach, zog der Schweizer eine Brieftasche hervor, blätterte und rief: das sei eben noch nicht ausgemacht; sonst würden Christus und die Apostel wohl für dergleichen Säulen gesorgt haben. Er komme aus Italien; habe Neapel gesehen; da finde man wenig Frömmigkeit, wohl Sittenlosigkeit genug unter reich und arm, trotz 150 Klöstern, ungerechnet 500 Kirchen und Kapellen; Frankreich und Spanien hätten ehemals von Klöstern gewimmelt, und doch wisse man, wie es dort in den Revolutionen her-

gegangen sei. Kaiser Joseph schickte mehr denn 41,000 Ordensleute aus ihren Zellen in die arge Welt hinaus, und die Religion habe daran nicht den mindesten Schaden erlitten.

Durch diese und andere Widersprüche erbittert, fuhr die glaubenseifrige Dame ärgerlich auf, und äußerte: das sei die Sprache aller Ketzer und Heiden; und Kaiser Joseph wohl auch nicht viel Besseres gewesen. Man könne keinen für einen wahren Katholiken und Christen halten, der der Zerstörung der frommen Stiftungen das Wort rede.

Jetzt ward der Schweizer ebenfalls warm, und versicherte lärmend: er und viele Tausend seiner Landsleute wären so ächte Katholiken, wie irgend einer in Schwaben und Baiern. Hätten sich die übermüthigen Mönche, Weltpriester und ein paar ehrsüchtige Advokaten im Aargau ruhig gehalten, den geistlichen Arm nicht über den weltlichen ausstrecken wollen, ihr Bauernvolk nicht im Namen Gottes mit Wein, Branntewein und Geld begeistert, gegen Gesetz und Obrigkeit aufzustehen: würde heut, wie vor hundert Jahren, bei ihnen noch Alles im Alten verblieben sein.

Es war hohe Zeit, daß unser Wagen in Schaffhausen hielt. Die beiden Leutchen fingen an, immer schärfere Stichelreden gegen einander zu schleudern. Ich bereitete mich schon, im Fall eines heiligen Kriegs in der Postkutsche, auf bewaffnete Neutralität vor.

Hat man den Schweizerboden verlassen, verflacht sich die Poesie landschaftlicher Bilder bald in matte Prosa, zumal wenn man noch an den Bergkegeln von Hohenstoffeln, Hohenheuen, Hohentwiel, Hohenkrähen und andern dieser Hoheiten vorüber ist. Kein Kranz mehr am Himmelssaum von Silberfirnen und Alpengipfeln; ringsum nicht mehr liebliche Verwirrung von Thalkrümmungen, Hütten und Kapellen hinter blühenden Hägen und

Obstbäumen hervorschauend, kleinen Wasserfällen, Schloßtrümmern auf Felsen, blaugrünen Strömen. Statt dessen leere, weite Ebenen; am fernen Horizont zuweilen ein Kirchthurm hervorstehend, wie ein dunkler Pfahl; ringsum Alles mit gelben Kornfeldern einförmig überzogen. Die wallenden Aehrenflächen hauchen den Augen Schlaf zu, besonders Augen, welche gleich den meinigen von der süßen Kost eine Nacht lang nichts genossen hatten. Aber die Stöße eines Eilwagens von Zeit zu Zeit sind unbarmherzige Quäler. Sie verrücken dem Schlummersüchtigen tückisch bald Füße, bald Sitzkissen, bald Reisekappe, zuletzt den Kopf selbst.

Unterwegs, im freundlichen Weiler Randeck, ward mir ein erquickliches Mittagsmal und dann ein neuer Gefährte, statt der beiden nächtlichen, zu Theil. Es war ein alter, werther Bekannter, der würdige Pfarrer von Stein am Rhein, im Kanton Schaffhausen.

Wo zwei Schweizer beisammen stehen, ist das Vaterland, als Drittes, mitten unter ihnen. In der Klause unsers Fuhrwerks blieb uns Zeit genug, das Neueste vom Neuen aller 25 der kleinen eidsgenössischen Freistaaten zu besprechen; wissenschaftliche, künstlerische, gemeinnützige Gesellschaften, Schützenfeste, Schul- und Kirchenwesen; Operationspläne der römischen Kurie; Vorrücken der Gesellschaft Jesu von Land zu Land; Proselytenmacherei u. s. w. Du kannst Dir wohl denken, daß dabei auch die Verkatholisirung des protestantischen Schaffhauser Dekans zur Sprache kam. Mich freute bei dieser Gelegenheit die Urtheilsmilde meines Nebenmannes, eines Geistlichen, wie mich immer schöne Seltenheiten absonderlich freuen.

Ich sehe auch in der That nicht ein, warum Leute verdammen, welche ihre Kirche, diese äußere Schale des Christenthums, mit einer andern wechseln? Das ist meistens Sache der Gemüthsstimmung, der Verstandes- oder Fantasierichtung, zuweilen bloß

des ästhetischen Geschmacks. Der Stifter unserer Religion gehörte offenbar zu keiner der heutigen Kirchenparteien. Er stand in göttlicher Erhabenheit über wandelbares Menschenwerk und gelehrtes, priesterliches Träumen. In Deutschland war es sogar einmal unter Poeten und Poetinnen eine Art Mode, so lange sie ins romantische Mittelalter verliebt waren, sich zum mittelalterischen Christenthum zu bekennen. Sie waren in der katholischen Kirche nicht bessere, nicht schlechtere Christen, als vorher in der protestantischen. Einer dichterischen Einbildungskraft und Gefühlsseligkeit ist Vieles gut zu halten.

Nur Diejenigen sind zu bedauern oder zu verachten, welche durch Ehrgeiz, Eigennutz, Figurirsucht, oder Geldes und Gutes wegen, zum Uebertritt bewogen sind. Dahin rechne ich auch jene theologischen Herren, welche auf der Kanzel ganz in der Liebe und Weisheit Jesu athmen, und im Privatleben gemeine, eigensüchtige, leidenschaftliche Geschöpfe sind. Diese Apostaten, die täglich von ihrer eigenen Lehre abtrünnig sind, haben von jeher viel zur Verminderung der Ehrfurcht beigetragen, die sie gern von Laien, als Zoll für ihr sogenanntes „heiliges Amt“ fordern. Dergleichen widerliche Doppelgesichter machen aus der Religion, statt ein Herzenswerk, ein Handwerk. Weit verzeihlicher find' ich die Intoleranz und Ketzerriecherei derer, die sich für patentirte Kirchenwächter halten, und Alles zur Hölle oder zum Fegefeuer verdammen, was nicht zu ihrer Kirche oder Meinung gehört. Sie vergessen nur, daß es nicht von ihnen abhing, im Innern Afrika's oder Europa's, in einer gebildeten oder rohwilden Familie, zur Welt gekommen zu sein. Die Thoren! wären sie im Gebiet des Muhamed, oder Para-Brama geboren: sie würden eben so eifrig mit geladenem Gewehr vor ihrer Moschee oder Pagode Schildwacht stehen.

Andere Reisende stiegen auf folgender Station ein. Die Unterhaltung ward bunter, aber nicht unterhaltender. Ich suchte sie mir auch bald außerhalb dem Wagen. Am Fuß einer Berghöhe lag rechts ein armes Dorf, ich glaube, man nannte es Ziegenhausen. An steiler Felswand darüber zählt ich ungefähr ein Dutzend großer Löcher.

„Horsten dort oben Adler oder Geier?“ fragt' ich den Kondukteur.

„Etwas Aehnliches wenigstens,“ erwiederte er: „Von Zeit zu Zeit nisten da Zigeuner oder Heimathlose, die in der Welt umherziehen. Sie sind übrigens nicht bösartiger Natur. Zwar wurde die Post einmal von dergleichen Strolchen angefallen; doch entkam sie glücklich und kampflos.“

Ich erinnerte mich jetzt, auch am Bodensee, ohnweit Ueberlingen, Höhlen der Art in Sandsteinfelsen eingehauen gesehen zu haben, die sonst ebenfalls von derlei Troglodytenfamilien bewohnt gewesen waren. Ich fand dies romantische Ueberbleibsel recht artig für einen Walter Scotts-Roman; aber nicht halb so sehr für ein gesittetes Zeitalter. Wahrlich gibt's in unsern europäischen Musterstaaten noch viel auszuflicken. Man nimmt sich aber Zeit dazu und nennt das historische Entwickelung der Nationen; verschwendet unermeßliche Summen zur Erbauung von Theatern, Palästen, Domen, Klöstern, Kirchen und andern Prachtwerken; hat Ueberfluß für das Ueberflüssige und läßt Tausende im Lande umherirren, ohne bleibende Heimath, ohne Obdach, ohne überwachte Erziehung. Jeder Vogel hat sein sicheres Nest; der Heimathlose nicht.

Wer ein fremdes Land besucht, nimmt zur Würdigung der öffentlichen Einrichtungen daselbst, die seines eigenen Landes zum Maßstab, weil er keinen andern hat. So geht's auch mir. Ich finde, daß es mit dem Bürger- und Heimathsrechte der Menschen in Italien, Frankreich und Deutschland noch ein lockeres, unsicheres

Wesen geblieben ist. Ich erinnere mich der Zeit, daß manche Regierung nicht einmal wußte, was ein Heimathschein sei, oder ihn nicht in verlangter Form ausstellen wollte, wenn sich einer ihrer Unterthanen in der Schweiz anzusiedeln wünschte, damit man ihn, im Fall seiner, oder seiner Nachkommen Verarmung, in das Land, dem er angehörte, zurücksenden könne.

Noch vor zwanzig Jahren war es in den Republiken der Schweiz nicht viel besser bestellt, als in den meisten Monarchien des Welttheils es noch heut ist. Eine Menge von Orts- und Vaterlandslosen war entstanden durch uneheliche Geburten, Falliten, Verbannte, Convertiten der Kantone, oder durch fremde Lohnsoldaten, die in Schweizerregimentern gedient hatten, durch politische Flüchtlinge und Einwanderung ausländischer Familien. Allen diesen eine bleibende Stätte zu verschaffen, hielt hier um so schwerer, weil jede Gemeinde ihr eigenthümliches Armen- und Kirchen-, Schul- und Gemeindgut in Kapitalien, Wiesen, Waldungen, Alpen u. s. w. besitzt, und Niemand als Schweizer gilt, der nicht Antheil daran durch ererbtes, oder ihm geschenktes, oder erkauftes Ortsbürgerrecht hat. Ohne Ortsbürgerrecht aber ist auch kein Staatsbürgerrecht vorhanden, das heißt das Recht, in öffentlichen Angelegenheiten mitzustimmen und Staatsämter (Schul- und Universitätslehrer-Stellen ausgenommen) zu bekleiden.

Gegenwärtig aber sind die den Kantonen zugefallenen Heimathlosen bestimmten Gemeinden, gleichsam als ewige Einsassen, zugetheilt. Da ist fortan ihr eigentlicher Wohnsitz. Da stehen sie unter Obhut und Aufsicht der Ortsbehörden. Da werden ihre Kinder zur Schule gehalten; ihre Waisen versorgt und erzogen. Viele der weiland Verstoßenen, Verwahrloseten und Gefürchteten sind jetzt sogar schon, durch Beiträge menschenfreundlicher Privatvereine und Staatszuschüsse, in die vollkommenen Bürger- und Nutznießungsrechte der Gemeinden eingekauft worden.

Die Nacht senkte sich abermals über uns herab. In der Ferne leuchteten Gewitter. Es fielen einzelne große Regentropfen, doch nur während weniger Minuten, obgleich Aecker und Wiesen nach dem Himmelstrank dürsteten. Auch wir in unserm dunkeln Fahrzeuge schmachteten nach einem Abendessen und Glase Weins; mußten uns aber das Schicksal der Aecker und Wiesen gefallen lassen, bis Tübingen im Morgenroth vor uns aufstieg. Da ward das Ungemach zwei von mir durchwachter Nächte schnell beim Frühstück vergessen, das bereits unserer harrte.

In dieser Universitätsstadt fehlte mir leider ganz Tübingen; denn Uhland, der deutschgemüthliche Sänger der Natur, war verreist. Ich konnte ihm den Besuch nicht vergelten, mit dem er mich in Aarau freundlich überrascht hatte. Also schifft' ich mich wieder zu meinen Gefährten in die enge Landbarke ein. Freilich prangt der Musensitz noch mit andern Berühmtheiten; aber Du weißt ja, wie selten ich gelüstig bin, dergleichen persönlich kennen zu lernen, wenn mich der Zufall ihnen nicht in den Weg wirft. Ich will eben nicht Geschmack oder Neugier Anderer tadeln, die darin Genuß finden, einen namhaft gewordenen Künstler oder Soldaten, Fürsten oder Gelehrten von Angesicht zu Angesicht zu schauen. Aber mir liegt wahrhaftig wenig daran, die Figur eines Mannes im Vorbeigehen zu erblicken, dessen Geist ich bewundere, der also das Gegentheil seines Aeußern im Leben ist. Der Ballrock des schönsten Mädchens, den man mir zeigt, ist nicht die bewunderte Schöne; die Hülse nicht der Kern; der Schriftsteller ein Anderer als sein Buch. Ich habe weit mehr liebenswürdige Unberühmtheiten, als persönlich achtungswerthe Berühmtheiten gefunden.

Im Trabe ging's den ganzen Morgen durch Hügelland und

Hochebenen und weite Getraidefelder bis Stuttgart. Auf der Höhe der sogenannten Weinsteige, zu deren Füßen sich ein geräumiger Theil des Schwabenlandes ausbreitet, übersah ich die Stadt und die weite Umgegend. Der Anblick des bunten Flächenbildes ließ mich aber so nüchtern und leer, wie jede aufgerollte Landkarte. In Stuttgart verweilt' ich nicht, sondern nahm einen der Fiacres, deren auf dem Residenzplatz eine lange Reihe zum Dienst bereit steht. Ich ließ mich durch die Schattengänge eines schönen Parks hieher nach den Bädern und Gesundbrunnen von Kannstadt versetzen.

Kannstadt.

— — Die Müßiggängerei hier zu Lande fängt an, mir allmälig zuzusagen. In den ersten paar Tagen machte mich das lässige Umhertreiben, der Mangel aller ernstern Beschäftigung, fast mißmuthig. Thätigkeit ist Naturtrieb. Daher wird der Müßiggänger von Profession, der vornehme wie der bettelnde Nichtsthuer, weil er beschäftigt sein muß, gewöhnlich zum Thunichtgut und Taugenichts.

Befürchte aber nicht, liebes Kind, daß ich's auch werde. Es sind hier der geistvollen, trefflichen Männer zu viel, deren Umgang mich davor bewahrt, während ich nebenbei die üblichen Sitten und Bräuche der Kurgäste gewissenhaft mitmache, wie ich in Bade- und Brunnenorten pflege, die mein Vorbeiflug berührt. Morgens also, genau um sechs Uhr, sieht man mich am Brunnen beim Kursaal, oder am Berg, am liebsten auf der Insel im Nekkar, meine Gläser Sauerwasser trinken. Dabei leistet mir meistens ein junger, stattlicher Mann von kräftiger-Körperfülle, Gesellschaft; ein Sohn des Dichters Schiller; ein Forstmann, also mein Zunftgenosse. Daß wir da mit einander vorzugsweise unser

Gewerbe, und die Verschiedenheit der Waldzucht in Deutschland und in der Schweiz besprechen, versteht sich von selbst. Auch er gestand, was ich schon von Andern oft beklagen hörte, daß die obern Forstbeamten, vor der Menge von Schreibereien, Tabellen und Aktenstößen, oft die Bäume im Walde nicht sehen können. Ich hinwieder predige meine alte Lehre: Es müsse endlich mit Hülfe der Fabriken, Glashütten, Dampffuhren, schlechten Oefen und Herde der Dörfer und Städte dahin kommen, daß Holzboden so viel Zins trage, als Ackerland, und die Waldungen gärtnermäßig behandelt werden. Gegenwärtig steht in den meisten Ländern der Preis des Holzes zu niedrig, wenn er auch, gegen ehemals, schon beträchtlich gestiegen ist.

Nach anderthalbstündigem Umherwandeln im Park und in der freundlichen Umgebung, geht's ins Bad, dann, wonach ich mich mehr sehne, als nach Brunnen- und Badewasser, zum Frühstück. Dies, schon süß an sich, wird mir noch süßer durch das Schreiben von Briefen an dich oder andere Freunde. Um ein Uhr ruft die Glocke zur Mittagstafel. Der Nachmittag wird gesellig und gemüthlich im Garten verlebt. Und dann, Nanny, — wenn's dunkelt und dämmert, find' ich auch wohl einen Winkel im Gebüsch, einen von Schmarotzerpflanzen umschlungenen Eichstamm, wo ich mich, wie in einer menschenlosen Einöde, frei fühle; ungedrückt vom Zwang höflicher Aufmerksamkeiten; erhabene Ruhe der Welt weit umher; herangewehte Glockentöne aus der Ferne; indigoblauer Himmel über mir, an welchem da und dort Sterne erglimmen. Solche abendliche Feierstunde, in der ich mir allein gehören darf, ist geisterfrischend.

Ich begreife es sehr gut, daß sich der Wilde aus dem Gewühl einer amerikanischen Seestadt in die Einsamkeit seiner Urwälder zurücksehnt; ja, daß selbst der civilisirte Mensch, hatte er einmal Wohnung unter denselben, zu ihnen heimkehrt. Wir müssen uns

in der bürgerlichen Gesellschaft, weil das Leben darin große Vortheile gewährt, leider große Beschränkungen unserer natürlichen Rechte gefallen lassen. Wenn aber diese Vortheile zuletzt zu wenige Entschädigung für solche Opfer unserer Freiheit leisten, lassen wir jene willig fahren, und suchen diese wieder, und unser angebornes Recht, in der Wildniß und Einsamkeit auf.

Nun kennst du ungefähr mein hiesiges Tagwerk. Aber lange werd' ich hier nicht verweilen; ich will und muß weiter fliegen; ich fühle das unruhige Bedürfniß größerer Zerstreuung. Wohin aber? Ich weiß es nicht. Nichts herrlicher, als soches Landstreicher-Leben. Vielleicht geh' ich nach Kissingen, meinem Jugendfreund dort einen Gegenbesuch und Dank abzustatten für seine freigebige Ausstattung unsers Kellers mit edelm Neckarwein.

Stuttgart.

Es war der prachtvollste Morgen (den 8. Juli), an welchem unser Erdtrabant die Sonne verdunkelte, undankbar wie mancher undankbare Favorit seinen Fürsten, während ich mit Schiller auf der Insel die gebührende Gläserzahl Sauerwassers trank. Nach diesem war es ein beständiges Abschiednehmen von den vielen lieben, vortrefflichen Menschen, die mich durch ihre Güte fast zu sehr gefesselt hätten. Ich machte mich gewiß von ihnen mühsamer los, als die Sonne vom Monde. Herr Karl Ostertag ließ mich in seiner zierlichen Equipage nach Stuttgart zurückführen, vorher aber, nach Lust, in die Kreuz und Querre durch alle Wege des Parks.

Die königliche Stadt war mir ganz fremd geworden, seit ich darin, als fünfundzwanzigjähriger Bursche, mit dem Legationsrath Schubart (dem Sohn des Sängers der Fürstengruft), und seiner Schwester, ein paar selige Tage verlebt hatte. Ich kehrte in den Gasthof zum Kronprinzen ein, gegenüber der Post.

An Kirchen, Palästen, Residenzen, was Reisende gewöhnlich anlockt, war mir wenig gelegen. Doch zu Schillers Monument ließ ich mich führen. Es machte mir düstern Eindruck. Der Raum des öffentlichen Platzes, auf welchem es sich erhebt, dünkte mich für das riesige Standbild viel zu eng; und, in eherner Schwärze auf seinem Granitblock, trat es mir starr und finster, wie eine Schattengestalt, entgegen. Ich wandte mich bald wieder von ihm ab. Wie unendlich herrlicher ist das Denkmal, welches sich der Geisterfürst selber in der Menschenwelt stiftete! Ich dachte an Schillers Jugend-Drangsale. Flüchten mußte er aus der nämlichen Stadt, welche jetzt sich seiner rühmt, und mit seinem Monument prangt. So zeigt Genf stolz auf das, dem Andenken Rousseau's geweihte Ehrenbildwerk; und ebenfalls inner denselben Mauern, aus welchen er einst, des Bürgerrechts verlustig, vertrieben ward, und wo des Henkers Hand dessen Schriften zum brennenden Scheiterhaufen trug. Widerliches und doch alltägliches Treiben der irren Menschenwelt! Die Zeugen der Wahrheit werden gepeinigt und gesteinigt, nachher kniet man vor den Reliquien derselben. Welchen man im Leben das Brod verkümmerte, baut man verschwenderisch über dem Grabe Denksäulen von Stein und Erz. Man will aber vermuthlich mehr sich selber dadurch ehren, als die Todten. In Deutschland ist das Monumentenbauen wahrhaft Modesache der Städte geworden. Als Griechenland seinen Helden und Weisen überall Standbilder aufrichtete, waren Weise und Helden Seltenheiten geworden.

Die königliche Bibliothek ließ ich, mit ihren 300,000 Bänden, weislich in Ruhe. Augenblickliches Hineinschauen läßt nur Buchbinder-Arbeit sehen. Ich hatte sie auch schon früher besucht. Damals zeigte mir Professor Petersen, unter den 8000 Bibeln, eine, in welcher Jehova zur jungen Eva, nicht auf die schmeichelhafteste Weise für Adam, spricht: „Und er soll dein Narr sein!“

Desto länger und lieber verweilte ich im königlichen Naturalienkabinet. Es ist reich an Geschöpfen und Merkwürdigkeiten der morgenländischen und indischen Natur; besonders an Versteinerungen, Pflanzen und Thieren der untergegangenen Urwelt, davon auch der Boden Würtembergs manchen köstlichen Fund gewährt. Wie ärmlich erscheint mir neben solchen Schätzen meine kleine Sammlung! Und weißt du, was mich am lebhaftesten anzog? Einige Todtenköpfe, Menschen- und Thierknochen, Bruchstücke von Waffen und Geräthen aus der räthselhaften Höhle ohnweit Erpfingen*), die ich vor vier Jahren bei Bereisung der schwäbischen Alb besucht und nach meiner Art ein wenig ausgebeutet habe. Erinnerst du dich, was ich dir damals erzählte?

Ein armer Schullehrer entdeckte sie, seltsam genug, als er Wurzeln und Kräuter suchte, und ihm die Tabaksdose aus der Tasche in ein verdecktes kleines Loch des Bodens fiel. Dies mochte bei 12 Schuh Tiefe haben. Seinen Verlust nicht aufzugeben, erweiterte er die Oeffnung hinlänglich, an einer Leiter hinabzusteigen. Wie erstaunte der Mann, sich da inmitten einer Stalaktitengrotte zu sehen; Todtenschädel und Knochen umherliegend, und sogar am Boden ein mit erloschenen Kohlen ausgefülltes Viereck im Tropfstein eingehauen! Die Landleute von Erpfingen meinten, einen unterirdischen Heidentempel zum Nachbar zu haben. Die Regierung, davon in Kunde gesetzt, ließ abwärts am Hügel

*) In andern Knochenhöhlen in England hat man auch Menschenknochen, Töpferwaaren und Geräthe gefunden, mit neuern Thieren und urweltlichen; die letztern aber tiefer liegend, oft um 20 Fuß, in Tufstein Tonschlamm, vermuthlich angeschlämmt bei großen Fluten, aber auch Zeugen einer Zeit, da hier im Norden tropisches Klima gewesen. So in den Höhlen von Cornwallis und Decan. Die Menschenknochen später; noch später andere Thiere.

einen Eingang in die ungefähr 300 Schritt lange Grotte brechen, an einer Stätte, wo schon vor uralten Zeiten vielleicht eine enge Kluft dazu gedient haben mag, die nun aber seit tausend und mehr Jahren mit Steinen und Kalksinter gesperrt, überwachsen und unsichtbar geworden war.

Ganz gewiß diente diese weitläuftige, noch jetzt nicht nach allen Seiten hin zugänglich gemachte Höhle, die ihre Kammern durch den Berg streckt, und deren Boden weiterhin von einem breiten, jetzt überbrückten Riß gespalten ist, zu einer Behausung unglücklicher Sterblichen. Dafür zeugt der kleine noch mit den Kohlen vorhandene Herd; dafür die Menge menschlicher Gebeine, und benagter oder zum Theil angebrannter Thierknochen von Schafen, Schweinen, Rindern. Die meisten Schädel, welche ich sah, scheinen weiblichen Personen angehört zu haben. Aber auch Männer lebten hier, wie ihr zerstreutes Gebein und verrostete Waffenstücke andeuten. Ueberbleibsel von irdenem Geschirr, wenige Münzen zeigen auf die Römerzeit hin. Doch früher, denn Menschen, scheinen hier schon wilde Thiere Herberge, oder durch Hinabsturz, den Tod gefunden zu haben; das verrathen die Reste von Höhlenbären und Vielfraßen.*) An welche Schreckenstage vorweltlicher Barbarei mahnen diese Grotten voll finstern Geheimnisses? Ich gestehe, von allen Höhlen, die ich je in Deutschland gesehen, hat mich immer diese am vorzüglichsten interessirt. Verzeih' daß ich dir davon so lange plaudere.

Vielleicht wär' es dir lieber, ich erzählte dir mehr von Stuttgart selbst, statt mit meinen Gedanken dorthin und dahin zu schweifen. Aber ich machte keine Besuche. Von meinen frühern persönlichen Freunden fand ich ja keinen mehr, nicht Schubart, nicht Haug, nicht Matthisson; und Beschreibung von Palä-

*) Ursus spelaeus und gulo spelaeus.

sten, Plätzen, Kasernen u. dgl. würde dir so langweilig werden, als mir.

Würzburg.

Bei Nacht und Regen und morgenlichem Zwitterlicht kam ich nach Heilbronn, einer altfränkischen, doch theilweis hübschen Stadt. Hier erkannte ich in der Dämmerung des Postwagens auch endlich die Gestalten meiner nächtlichen Reisegesellschaft, die artig genug gewesen war, mir zur Gesellschaft dann und wann ein wenig mitzuschlummern und zu träumeln, wenn mich Schlaf überwältigen wollte. Es war eine Frau Oberforstmeisterin und ein Rentbeamter von Vachingen. Letzterer theilte der Dame die Bemerkung mit, daß ich, wenn ich schlafe, dem Bildniß von Zschokke auffallend ähnlich sehe; aber nicht so, wenn ich wache; — eine Bemerkung, die mir keine Freude machte. Denn, falls ich einmal von unsern lieben Schweizern, wegen allfälliger politischen oder theologischen Ketzereien, verjagt und mit Steckbriefen verfolgt werden sollte, — in unserm civilisirten Welttheil muß man ja auf Alles gefaßt sein! — wäre bloße Hinweisung auf das Bild von mir zuverläßiger, als jedes schriftliche Signalement.

Bis Mergentheim, wo wir Mittagsmahl hielten, war die Landschaft mannigfaltig gewesen, sogar zuweilen recht romantisch, besonders beim alten Städtchen Weinsberg und dem Mauerkranz der Schloßtrümmer auf einem Hügel, berühmt durch Bürgers Lied von den Weibern von Weinsberg. Du kennst dies Lied; aber du kennst auch die Burgtrümmer von Auenstein in unserer Nachbarschaft am Ufer des Aarstroms. Da begab sich im Jahr 1380 dieselbe Geschichte, als die Berner den Hemmann von Reinach belagerten, und Ursula von Homberg ihrem Gemahl das Leben rettete, indem ihr bei der Uebergabe des Schlosses gestattet wurde, ihr Bestes daraus mitzunehmen. Sie nahm also

ihren Hemmann auf den Rücken und trug ihn davon. Die deutschen Frauen waren mithin nur Nachahmerinnen der Schweizerfrauen. Denn unsere Chroniken deuten auf ältere Zeit, als die Weinsberger Sage.

Bei Sonnenschein und Sprühregen ward die Fahrt durch unübersehbare Kornfelder zur Linken und Rechten fortgesetzt. Meine Gefährten hatten mich in Mergentheim verlassen. Stelle dir nun einen Flächeninhalt von etwa 30 bis 40 Geviertstunden vor, wo man nur selten einen Baum erblickt, außer jungen Bäumchen, die man längs der Landstraße gepflanzt hat; und wo man selten am Saum des Himmels eine Kirchthurmspitze erblickt: dann wunderst du dich gewiß nicht, daß ich ein Mittagsschläfchen hielt. Ich wandelte träumend mit dir und Mariquita in unserm Garten umher, wo ich den Spielen unserer Kinder mit dem kleinen Conradin zusah.

Die Gegend verschönerte sich allmälig wieder bei dem verrosteten Marktflecken Heidenfeld. Bald dehnte sich auch recht malerisch am Main vor mir Würzburg aus, mit Kirchen, Festungswerk und Schloß auf der Höhe. — Die Stadt ist römisch-katholisch, durch und durch, von den Dachgiebeln bis zum Straßenpflaster. Sie trägt noch ganz die Physiognomie ihrer tausendjährigen Bischöflichkeit; über den Thüren vieler Häuser buntgemalte steinerne Heiligenfiguren; auf der Brücke über dem Mainstrom, links und rechts eine Reihe altersschwarze, riesige Heiligengestalten, in flehender, andächtiger Stellung, oder die Arme segnend ausstreckend; vor den Kirchen Aus- und Einwandernde vom oder zum Gottesdienst.

Ich stieg im Gasthof zum Kronprinzen ab, wo ich einsweilen eben nichts Besseres zu thun wußte, als zum Fenster hinaus mir die vorübergehenden Leute zu betrachten. Mir fielen mehrere Knaben auf, die ehrbar über die Gasse gingen, insgesammt in schwar-

zen Röcken, mit kaffeebraunem Kragen geziert. Man sagte mir auf mein Nachfragen, es seien Lateinschüler. Sie trügen die seltsame Uniform, damit man sie erkenne, weil ihnen der Besuch der Wirthshäuser verboten sei. — „Und wenn sie ein anderes Kleid anlegen, kennt man sie im Wirthshaus nicht mehr?“ Die Frage ward mit Lachen beantwortet.

Mehr noch zog die hiesige Tracht der Bäuerinnen meine Augen auf sich; besonders ihr Kopfputz: eine kleine Mütze von Goldstoff; darüber trichterfömig eine hochzugespitzte Kapsel von schwarzer Seide, mit breiten, schwarzen Seidenquasten; darunter, um die Stirn ein meistens dunkelrothes Tuch turbanartig geschlungen, und um den Hals ein großer, bunter Shawl locker hangend gewunden. Nationaltrachten wie Nationalphysiognomien erhalten sich unter Landleuten viel andauernder, als in Städten. Schon vor beinahe zwei Jahrtausenden machte ein alter Römer *) auf die Aehnlichkeit der Gesichtszüge, Gestalten und Uebungen einer Horde der Deutschen aufmerksam; so wie in unsern Tagen der vielgereisete A. v. Humboldt auf das Nämliche bei einem der wilden Indianerstämme Amerika's, in welchem Einer dem Andern verwandt war. Wir in der Schweiz erkennen an Tracht und Mienenschnitt, aus welchem Kanton, ja sogar oft, aus welcher Gegend desselben, eine Person sei. In den Thälern der Schweiz verheirathen sich die Leute unter einander in ihren Dörfern, oder denen der Nachbarschaft und lernen wenig andere Kleidermoden kennen, als die ihrer Vorfahren. So vererben sich diese, wie ihre Gesichter. In Städten führen Civilisation, größerer Verkehr und Vermengen der alteinheimischen und neuzukommenden Bewohner Mannigfaltigkeit der Gestalten, Physiognomien und Sitten

*) Tacitus Germ. c. 4.

herbei, daß kaum einer dem andern ähnelt und jeder nationale Grundzug verwischt wird, allenfalls die Sprache ausgenommen.

In dem Gewoge der sich unter meinen Fenstern hin und her Treibenden bemerkte ich nicht ohne heimliches Herzklopfen auch einzelne Musensöhne der hiesigen Juliusuniversität. Es bedurfte nicht sonderlicher Mühe, sie an ihren bunten Mützen, großen Pfeifenquasten u. s. w. als solche zu erkennen. Mein Herzklopfen bezog sich aber, wie du dir leicht denken kannst, auf unsere Söhne, von denen dermalen sich auch noch der Eine und Andere im Schul- und Universitätsleben herumtreibt. Ich freute mich, unter den blühenden, kräftigen Jünglingsgestalten, die ich da sah, mir das Bild meiner eigenen Kinder vergegenwärtigen zu können. Und doch — wenn ich so an das lockere Leben, das viele der jungen Akademiker fern vom väterlichen Hause führen, dachte, ward es mir bang und schwül. So lange auf unsern hohen Schulen neben Minervens Zellen noch wüste Trinkgelage an der Tagesordnung sind, neben den Büchersammlungen der Studirenden Degen hangen, die oft mehr als jene benutzt sind, und mit den Kollegienheften Ordenssterne und Kreuze heimgebracht werden, so lange sind helle Beweise vorhanden, daß das Universitätswesen noch weit von seiner eigentlichen Bestimmung entfernt sei, so lange wird wohl noch manches Vaterherz zittern müssen. Man hat auch in neuern Zeiten wieder von Regierungen aus Versuche gemacht, durch schärfere Dekrete der Ungebundenheit zu wehren. Allein ich müßte mich sehr täuschen, wenn bei allzu sklavischer Einschränkung wirklich Gutes herauskömmt. Ganz darf die akademische Freiheit nicht ausgerottet werden. Wir leben in einem Zeitalter, wo die Barbarei der Sitten und Meinungen noch immer über die wirkliche Kultur ein gewisses Faustrecht ausübt, wo Macchiavellismus und Tugend in blutigem Duell liegen. Der Streit möge zur Zeit noch ausfallen, wie er wolle, der Sieg dem Ormuzd oder Ahriman lächeln,

so ist es nothwendig, daß in unserer studirenden Jugend, unsern künftigen Richtern, Gesetzgebern und Volkslehrern ein Gefühl für Freiheit und Freimüthigkeit lebendig erhalten werde. Lassen wir in den Jünglingen auf den Hochschulen ihr Jugendfeuer ungehemmt auflodern, sie im Gefühle ihrer reifenden Kraft sich glücklich finden, schmecken die Frucht vom Baum der Freiheit, dessen Gipfel hoch über allen hergebrachten Konvenienzen und Erbärmlichkeiten des Zeitalters weht. Sorgen wir nur dafür, daß dieses Feuer ein reines, heiliges sei, daß unsern Kindern nicht thierische oder doch gesetzlose Ungebundenheit als Ideal von Freiheit gelte, sondern jene sittliche und wissenschaftliche Würde, welche von jeher Ziel der Edlern in der Menschheit war. Mit andern Worten: erziehen wir sie im häuslichen Leben so, wie wir wünschen müssen, daß sie einst im Leben der Welt draußen dastehen sollen; prägen wir ihnen früh innige Religiosität, Liebe zu Heimath und Aeltern ein; gewöhnen wir sie zu Fleiß und Entbehrungen; pflanzen wir in ihren Busen tiefen Abscheu vor jeder Schlechtigkeit, und dann — Gott befohlen! Die akademische Freiheit wird sie, statt zu verderben, nur mit größerer Schwungkraft beleben, allen spätern Chikanen der Menschen und allen Tücken des Schicksals entgegenzutreten.

Karlsbad.

Nachmittags um 1 Uhr reist' ich von Würzburg ab, fuhr die Nacht hindurch gen Bamberg; weiter nach Hof, wo Jean Pauls Wohnhaus in einer Nebengasse des Städtchens liegt. — Jean Paul! Wie gern hätte ich, wenn auch nur mit einem Blicke, dieses Haus gesehen, wo einer der Männer meines Herzens gewohnt hat. Es gibt nicht bald einen feinern Kenner des menschlichen Wesens, der es auf seinen geheimsten Pfaden belauscht hat; und nicht bald einen geistvollern Darsteller desselben als ihn. Witz und Satyre

wie einschmeichelnde Gemüthlichkeit, das Kleinlichste wie das Imposante — Alles steht ihm ungesucht zu Gebote, wie einem Zauberer, der mit dem leisesten Winke Geister der verschiedensten Art citirt. Ich bewundere den Mann; ich gestehe, er ist groß. Freilich würde ich an seinem Hause so wenig gesehen haben, als an der dürren Chrysalidenhülle, aus der der Schmetterling ausgeflogen ist. Aber schon der Gedanke: hier lebte er, hier ging er ein und aus! rührt an Saiten im Gemüth, die in geheimnißvollen Akkorden noch lange fortklingen.

Unter meinen Reisegefährten im engen Kasten des Wagens wurde ich besonders mit einem jungen, schönen österreichischen Offizier aus Ungarn vertraut, der zu Mainz in Garnison liegt. Er eilte nach Karlsbad, um dort seine Cousine und Geliebte zu besuchen und bei den Aeltern um ihre Hand anzuhalten. Wir sprachen von Jean Paul; er schwärmte für ihn; fast vermuthe ich, dieser Autor habe, wie es auch schon sonst geschehen, bei diesem liebenden Pärchen den Gelegenheitsmacher abgegeben.

Montag Abends um 8 Uhr kamen wir in Eger an, der ersten böhmischen Stadt, wo uns noch das Haus des Bürgermeisters gezeigt wurde, in welchem die Ermordung Wallensteins geschah. Eger ist eine sehr zierliche Stadt. Wir blieben da, und ich konnte wieder einmal nach Herzenslust ausschlafen. Morgen ging's wieder weiter. Das Erz- und Fichtelgebirge vor uns, fuhren wir durch Felder und große Hopfengärten, über Thal und Hügel, bald an Torfgräbereien, bald an Granit-, Basalt- und Kalktrümmern links und rechts vorüber. Das Land ist ungemein fruchtbar; aber die anhaltende Dürre dieses Sommers schadete hier, wie bei uns. Alaunwerke und Fabriken durch Dampfmaschinen getrieben zeigten sich da und hier. Der Eilwagen verweilte eine halbe Stunde in den prächtigen Gartenanlagen und Parks vom Bade Franzesbrunn. Beim Städtchen Falkenau ging's auf einer Kettenbrücke

über den Egerfluß, und so kam ich mit meinem getreuen Ungarn hieher nach Karlsbad, das gar romantisch im engen Thale, an der Tepel und Eger liegt. Ich logirte mich in den Gasthof zur Stadt Paris ein und forschte sogleich auf den Badelisten nach meinem Universitätsfreund Hahn, dessen Umarmung ich mich nach beinahe fünfzigjähriger Trennung mit alter Jünglingsgluth entgegensehnte. Ich fand ihn nicht, dagegen den Namen eines andern Magdeburgers, Dr. E., den ich zwar nicht kannte, aber doch aufzusuchen beschloß, weil ich hoffte, wenigstens Nachrichten von Hahn zu erhalten. Ich fand ihn endlich in einem Kaffeehaus in einem schattigen Wäldchen, wohin man mich führte. Als ich ihm mein Anliegen und meinen Namen gegeben, und er mir gesagt, der ersehnte Jugendgefährte mit seiner Gemahlin wäre 6 Stunden von hier im Marienbade, trat ein ehrwürdiger, großer Herr in schneeweißem Haar auf mich zu, breitete die Arme aus und drückte mich an seine Brust ohne ein Wort zu sagen. Ich armer, marober Mensch war nichts weniger, als zu einer empfindsamen Scene gestimmt, zumal in einem glänzenden Salon vor so vielen Herren und Damen. Es war der berühmte Pädagog, Probst Zerrenner aus Magdeburg. Dann kam ein Herr Oberamtmann W. aus Küssen, ebenfalls von Magdeburg, ein lieber Mann. So war ich plötzlich von Magdeburgern umgeben und fast zu meiner Pein geliebkost. Die Equipage Zerrenners führte uns vier zu einem andern Lustort des Parks, wo wir bei einem Glase Böhmer-Bier bis Abends 8 Uhr blieben und traulich plauderten. Blumenhaldner Mitternacht, nämlich meine Gutenachtstunde um 8 Uhr, war schon längst vorüber, als ich todtmüde ins Bett ging und bis 5 Uhr Morgens schlief.

Ich sehe nun wohl, mein Incognito ist eitler Plan. Ich lebe in einer fremden Welt und bin doch aller Orten freundlich begrüßt und genannt. Mein Gesicht ist roth geworden, ich weiß nicht ob von der Sommerhitze oder vom vielen Erröthen. Ich mag

Dir's nicht schreiben, wie übergütig man mich behandelt und schäme mich zuletzt vor mir selber.

Karlsbad gleicht in seiner Lage zwischen grünen Bergen sehr der von Baden im Aargau (den Bädern nämlich). Auch ein Fluß durchströmt das reizende Landschaftsbild, die Tepel, aber weit kleiner, als dort die Limmath. Die Natur ist schön, aber die Kunst der Menschenhand hat, hier in Böhmen, der Natur mehr Hülfe zur Verzierung geleistet, als bei uns, ungerechnet die Menge der prächtigen Gebäude. Ich könnte den ganzen Tag umherwandern, und hätte mich am Reichthum der Kaufläden aller Art nicht satt zu sehen; könnte einen Tag lang irgendwo auf einer Bank sitzen und die Lustwandler in ihrer Menge betrachten, ohne müde zu werden. Die Damen gehen in überköstlichem Putz, in wahren Ballkleidern. Unter meinen Fenstern wird der Schloßbrunnen Morgens von 6 bis 8 Uhr getrunken. Jeder und Jede trägt dabei einen weißen Porzellanbecher mit Henkel in der Hand. Die Frauenzimmer erscheinen größtentheils in seidenen Kleidern oder Gaze (selbst beim Brunnentrinken), meistens dazu elegante seidene Mäntel, die bald bis zur Erde, bald bis zum Knie, oder auch nur bis zur Hüfte reichen, an den Seiten für die Arme durchschlitzt. Die Mäntel sind von allerlei Farben, nur nicht schwarz. Ich selbst bin zum Stutzer geworden und habe mir sogar eine Badine gekauft (eigentlich einen Schwarzdornstock, mit bergmännischem Hammer von Stahl, statt Knopfs), weil alle Herren nicht ohne Stock ausgehen, und ich nicht wieder dem Bürgermeister von Schaffhausen gleichen will. Von der wunderbaren Natur, wie sie hier Mineralwasser aller Art schafft, sag' ich dir mündlich. Solchen Reichthum seltener Fossile fand ich aber noch nirgends in so engem Raum. Ich habe für das Naturalienkabinet 100 Steinarten um 10 L. ge-

kauft, und ein von Sprudelstein überzogenes (inkrustirtes) Bouquet um 14 kr. Das 60° R. heiße Wasser des Sprudels schmeckt wie Fleischbrühe, aus Eisentheilchen, Glaubersalz und kohlensaurem Natron zusammengesetzt. Man brüht in dem Wasser Hühner und Gänse ab, auch Schweine.

Die Zahl der norddeutschen Familien fängt an, sich um mich her zu vermehren. Alles liebe Leute; aber es fängt mir an, etwas eng hier zu werden, und doch ist Hahn noch nicht vom Marienbade hier. Ich erwarte ihn heut. — Gestern fuhr ich mit dem Probst Zerrenner und andern Neubekannten nach einem nahegelegenen Städtchen, um mir dort eine Kettenbrücke näher zu betrachten. All' die Herren waren in ihren eigenen Equipagen, mit uniformirten Bedienten nach Karlsbad gekommen. Ich armer Prinz mache dabei eine bescheidene Figur, und den ächten Schweizer. Man schlug mir vor, heut in einem palastähnlichen öffentlichen Hause, genannt der „Freundschaftssaal", in naher, anmuthiger Gartengegend, zu Mittag zu speisen. Es waren unserer Anfangs Eilf dazu willig. Nun hör' ich, die Zahl sei schon auf siebenundzwanzig gewachsen. Ich muß wider alle Neigung mitschwimmen und den aimable machen. Alles Licht hat Schatten.

Abends setze ich mich gerne einsam auf eine Bank hin, mitten in dem Gewühle der Spaziergänger, und höre der Musik zu. Es gibt keine anmuthigere Art zu beobachten und vor sich hinzuträumen. Badegäste aller Nationen des Welttheils bewegen sich um mich; die Sprachen und Dialekte des Nordens und Südens mischen sich kraus durch einander. Freut's Dich, so gebe ich dir eine meiner Beobachtungen oder Träumereien vielmehr, zum Besten; Du mußt Dir aber denken, daß während dem die Musik immer fortdauert. Diese böhmischen Virtuosen sind wahre Zaubermeister.

Sonst haben — das war so ungefähr mein Gedankengang — sonst haben die Deutschen im Ganzen, sowie die meisten Nord-

länder, wenig eigentlichen Kunstsinn, Hang und Gefühl für das Schöne; dies scheint bei ihnen eine Pflanze zu sein, welche aus mildern Himmelsstrichen herübergebracht und durch die Kunst groß gezogen wurde. Griechen, Franzosen und Italiener fanden diese Pflanze bei sich einheimischer, wenigstens weit schneller reifend. — Daß Vieles davon wirklich auf die Rechnung des Klima's gehört, kann beinahe nicht geläugnet werden.

Der Nordländer hat von jeher weit mehr mit äußern Bedürfnissen zu kämpfen; er mußte die unfreundliche Natur zähmen, sein strenges Klima besiegen lernen. Er war gezwungen, überall das Nützliche aufzusuchen und es dem Angenehmen vorzuziehen.

Der Südländer, durch die sanftere Stimmung der Natur begünstigt, lebte mehr in und mit ihr; er genoß, was sie gab, während dem der Nordländer sich wider sie beschützte. Jener wohnte meistens im Freien; weidete da seine Heerden, lauschte den nächtlichen Gestirnen ihren Gang ab, horchte auf die Melodien der Hainsänger und wurde so durch die ihn umgebende schöne Natur selbst zu ihrer Nachahmung, zu den Musen hingeleitet; dieser verschloß sich mehr in seine warmen Hütten und Zimmer, blieb sich mehr selbst überlassen, ward dadurch geeigneter zum Nachdenken. Jener, welcher nur überall einen sanften Widerstand fand, bedurfte keiner außerordentlichen Stärke, schwelgte mehr mit den Sinnen, was dem Nordländer versagt war; wurde weichlicher, zärtlicher in seinen Empfindungen. Liebe, Freundschaft, Menschlichkeit, Erbarmen, Mitleiden, Güte u. s. w. waren daher Tugenden, welche weit früher in den Temperamenten der Südländer reiften, und eine feinere Bildung und Zartheit empfingen, als bei den Nordbewohnern; diese besaßen hingegen weit mehr Energie, Muth und ausdauernde Standhaftigkeit; überall mit den Elementen im Kriege, fanden sie nichts furchtbar; der Krieg selbst wurde ihnen ein Vergnügen, durch die Nothwendigkeit, ihn oft zu führen; sie waren

grausamer, unbarmherziger, strenger, untheilnehmender — aber treuer, ehrlicher, entschlossener, aufopfernder.

Der Nordländer hüllte sich in Pelze; verschanzte sich in Wülste, welche nichts von den Umrissen des Körpers verriethen. Wenn Einer Luxus trieb, so schmückte er seine Kleider mit Farben, Gold und Edelsteinen; man hatte wohl Sinn für das Prächtige, aber nicht für das natürliche Schöne, Einfache. Diesen Geschmack findet man jetzt noch bei den Deutschen, Polen, Russen, Schweden u. a. m. Der Südländer hüllte sich in ein leichteres Gewand, welches der Natur getreuer blieb und den weichen Contour des menschlichen Körpers und dessen Bewegungen nicht versteckte, viel weniger entstellte. Der Italiener ist in seiner Kleidung leicht und lässig; der Deutsche sorgfältiger; der Italiener findet mehr Reiz in einer scheinbaren Regellosigkeit, im mannigfaltigen Faltenwurf; der Deutsche ist mehr steif, eckig, genau.

Der Nordländer, durch sein Klima gebunden, sorgt mehr für die innere Bequemlichkeit seiner Gebäude, für das Nützliche in der Anlage der Wohnungen; der Südländer sieht mehr auf äußere Schönheit und opfert dieser lieber von der Nützlichkeit und Bequemlichkeit des Innern auf. So wie in der Kleidung, ist er mehr geneigt, den Gebäuden Einfalt, Harmonie, Natürlichkeit und Anmuth zu geben; der Nordländer, wenn er dem Aeußern des Gebäudes Schönheit verleihen will, wird groß, prächtig; er überladet die Außenseite mit Zierrathen, wird gothisch.

Einbildungskraft und Empfindung hängen in Rücksicht ihrer Lebhaftigkeit sehr von der Reizbarkeit der Nerven, von der Leichtigkeit des Blutes ab. Daher sind jene Gemüthsvermögen ungleich mehr entwickelt bei Italienern, Griechen und Franzosen von jeher gewesen. Die Nordländer, deren trägeres Blut, deren stählerne Nerven nicht so leicht in Aufregung gebracht werden konnten, er=

hielten eben dadurch Gelegenheit, weit mehr ihre obern Gemüthskräfte, Verstand, Vernunft zu bilden und diesen die Oberherrschaft einzuräumen. Lebhaftigkeit der Phantasie und Empfindungen rissen sie seltener hin und unterjochten selten die überlegende Vernunft.

Daher sind die Deutschen mehr zur Spekulation geneigt; die Italiener und Franzosen mehr für das, was das feinere Spiel ihrer Einbildungskraft befördert. Die Deutschen und Engländer sind scharfsinniger, die Italiener ästhetischer und witziger; jene durch ihre Erfindungen in mechanischen und nützlichen Künsten, diese durch Ausbildung der Künste des Luxus und Vergnügens berühmt. Jene wollen überzeugt sein und fordern überall Gründlichkeit der Beweise; diese wollen gerührt sein und fordern ein Bonmot, um bewegt zu werden. Jene sind reich an Systemen und konsequent in ihrer Handlungsweise; diese reich an einzelnen Maximen; die Italiener an Sprichwörtern (ihr Vehikel der praktischen Vernunft), die Franzosen an Bonmots.

Das durch das Klima gezeugte Phlegma der Nordländer gibt ihnen einen festen Ernst, mehr Hang zu Allem, was den Charakter des Ernstes trägt, zum Feierlichen, Erhabenen, Rührenden, Schauerlichen; da die Südländer mehr zur Heiterkeit und Allem, was das Gepräge derselben führt, Geneigtheit fühlen. Engländer und Deutsche hangen mehr am Zeremoniel, an Etikette und Titelkrämerei, als Franzosen und Italiener. Die Deutschen thun es darin allen Nationen zuvor; man schämt sich des ehrlichen Namens und läßt sich lieber beim Titel nennen. In vielen deutschen Städten kann man keine taube Nuß zum Fenster hinauswerfen, ohne Furcht, einen Hof- oder Commercien- oder Sanitäts- oder Medizinal- oder Edukations- oder Kriegs- oder Justiz- oder Zoll- oder Kriminal- oder geheimen u. s. f. u. s. f. Rath zu treffen. Man schreibt in den Briefen lieber Unsinn, nennt sich durchlauchtig, wohl-, hoch-, hochwohl-, hochedelgeboren, hochwürdigst, hoch-

gelahrt u. s. w., als daß man sich unterstünde, auf Kosten des Unsinns wider die Etikette zu sündigen.

Die Engländer haben weit mehr elegische Dichter; Franzosen und Italiener mehr Anakreonten. Das Trauerspiel ist von jenen voll tiefer Empfindung, erschütternd, oft gräßlich, immer aber vorzüglicher als ihr Lustspiel; umgekehrt ist der Fall bei diesen, wo alle Laune sich auf das Lustspiel lenkt und das Trauerspiel bei weitem minder kraftvoll ist. Das ernste oder rührende Drama ist in Deutschland zu Hause; die Franzosen wissen nicht, was sie aus dem Bastard machen sollen, welcher weder Lust= noch Trauerspiel genannt werden kann, und wobei sie verlegen sind, ob sie lachen oder weinen müssen. — Die Satyre der Engländer und Deutschen ist eingreifend, bitter, bei den Südländern mehr spielender Muthwille; dort ätzender Pfeffer — hier kitzelndes Salz. — So wie das ernste Drama, scheint auch das Lehrgedicht mehr Sache der Nordländer zu sein. Ossian, Milton, Klopstock sind in ihren epischen Werken vorzüglich Meister, sobald sie klagen, rühren, erschüttern, ergreifen; Ariosto, Tasso, Voltaire, ja selbst Homer, unnachahmlich, sobald sie sanftere Empfindungen und weichere, lachendere Scenen malen.

In der Liebe schwärmt der Deutsche, girrt der Italiener, tändelt der Franzose. Der Südländer ist selbstgenügsam, voller Nationalstolz in Bezug auf seine Kultur der Sitten, Wissenschaft und Künste; der Nordländer ist fleißig, unermüdet, nachahmend. Engländer und Deutsche durchreisen alle Gegenden, lernen allenthalben und vereinen mit dem, was sie an Vorzügen durch die Natur empfingen, die Eigenthümlichkeiten und Schätze des Auslandes. Wären besonders die Deutschen weniger durch ihren kleinlichen Religionsgeist und die Form ihrer Regierungsarten gefesselt: so würden beide Nationen vermittelst ihres Fleißes und ihrer Selbstverläugnung in Rücksicht der Kultur bald die ersten Völker des

Erdbodens werden. Was die Deutschen vermögen, in einem kurzen Zeitraum vermögen, haben die, welche unter Friedrich dem Einzigen lebten — die Preußen — bewiesen. Eine Nation, so klein, so arm am Gunstbezeugungen der Natur, so weit hinter Franzosen und Engländern zurück, sprang auf und machte die Kulturschritte im Zeitraum weniger Jahrdekaden, wozu jene Perioden von Jahrhunderten nöthig hatten.

Es ist wahrlich eine schreiende Ungerechtigkeit, wenn man eine Nation mit der andern vergleicht, um die eine auf Unkosten der andern zu tadeln. Talente lassen sich, wenn man billig oder selbstgerecht urtheilen will, nicht mit einander messen, nicht im Verhältniß zu andern preisen oder schelten, sondern nur die Ausbildungen allein sind's, welche Lob oder Tadel verdienen, denn sie sind nichts von der Natur Gegebenes, sondern durch Willkür und Fleiß Erworbenes.

Die Deutschen haben vorzüglich die Kleinmüthigkeit, nie so sehr einen Werth auf das zu setzen, was ihnen eigenthümlich ist, als auf das, was andern Nationen vorzugsweise (oder vielmehr ersatzweise) angehört. Sie fühlen ihren herrschenden Mangel an Witz, bemerken aber ihren Scharfsinn nicht, welcher den Franzosen abgeht, die bei ihrer Lebhaftigkeit zehnmal irren, inzwischen der ruhige, systematische Deutsche einmal fehlt. Man macht uns zum Vorwurf, daß wir den Franzosen nicht in der leichten Gewandtheit des Styls, in der Politur des Konversationstones, in der Grazie ihrer Einkleidung gleichkommen, wodurch sie selbst dem unbedeutendsten Einfall ein gewisses Interesse mittheilen; übersieht es aber, daß wir ganz andere Zweige der schönen Literatur, die epischen, lyrischen und didaktischen Gattungen der Dichtkunst ungleich mehr, als jene bearbeitet, vortrefflichere Werke, als sie, darin aufzuweisen haben, wir in der Kultur eine weit jüngere Nation! — — So wie hier, ist es der Fall in hundert andern

Verhältnissen. Doch weiß ich nicht, ob diese Kleinmüthigkeit, diese Selbstverläugnung im Gegenblick zu dem Egoismus des Italieners und Franzosen mehr Fehler oder mehr Tugend zu nennen ist? — Zwar werden wir durch diese Bescheidenheit oft zur übertriebenen Nachahmung, zur Nachäffung verleitet, gewinnen aber auch dafür die Vortheile des Auslandes, inzwischen der imposante Ausländer nie Eigenthümer deutscher Vorzüge wird.

Schon die ältern Franzosen verspotteten uns; und sie vielleicht mit bessern Gründen, als die neuern. Der Kardinal Perron, ein Dominique, Bouhours, Caillet u. a. m. hielten die Deutschen ebenfalls für Menschen, welche ihre ganze Geisteskraft im Rückenmark besäßen, um Zentnerlasten von Gelehrsamkeit zu tragen, aber desto weniger im Gehirn hätten, um selbst Schöpfungen hervorzubringen, welche den Stempel des Genies wiesen.

Es ist wahr, Italien, Frankreich haben das Recht, Germanien als ihre Schülerin anzusehen; aber es ist nichts Unerhörtes, daß der eifrige Schüler dem selbstgenügsamen Lehrer zuletzt gleichkam, ihn wohl gar übertraf. Griechenland ging zum Orient und Süd in die Schule; aber Indien und Aegypten verloren endlich ihren Ruhm, als der Schüler Lehrer wurde. — — — —

Doch wohin verirre ich mich? Ich schließe, sonst würdest Du eine Abhandlung bekommen, die auf Dich beim Lesen daheim in deinem Arbeitssessel mit derselben einschläfernden Kraft wirkte, welche mich auf jener einsamen Bank der Promenade zu Karlsbad unter den Harmonien der böhmischen Musik beinahe überwältigt hätte.

Marienbad.

Ich bin hier, am Ziel und Ende meines sommerlichen Ausfluges. In den Armen eines theuern Gefährten meiner Jugend

geht ein halbes Säkulum wie der Schatten eines schönen Traumes an mir vorüber. Ist es Wahrheit? habe ich das Alles gelebt und erlebt, seitdem ich zum letzten Male, im Mai 1795 war es, zu Frankfurt an der Oder in sein thränennasses Auge blickte, um Abschied zu nehmen auf die lange, lange Wanderschaft des Lebens?! Ich fühle, trotz meiner einundsiebenzig Jahre, wieder ehemalige Jünglingsgluth alle meine Pulse durchströmen. Und doch ist es nicht Alles mehr wie sonst. Die Schweiz war damals das Land meiner Sehnsucht; jetzt ist es meine Heimath geworden, an die mich tausend Erfahrungen, tausend heilige Bande unauflöslich knüpfen; dort und nirgends sonst sollen meine Gebeine ruhen. Und damals — wie meinte doch die unbärtige Weisheit bis in das Allerheiligste der Erkenntniß schon eingedrungen zu sein, während jetzt der Greis sich beschämt gestehen muß, kaum die Schwelle der Vorhöfe überschritten zu haben.

Doch hübsch in der Ordnung erzählt! In meinem letzten Briefe schilderte ich dir noch mein Müßiggänger-Leben von Karlsbad, die Erwartung, meinen Hahn dort zu sehen. Im „Freundschaftssaale" brachte mir aber ein Herr Präsident v. B. Grüße von ihm und die Bitte, nach Marienbad zu kommen, wo er seine Kur vollenden werde, nicht unterbrechen dürfe, mich dann aber nach Prag begleiten wolle. Ich war in der That froh, aus Karlsbad wegzukommen. Wohin ich gehen mochte, sah ich mich von sogenannten Verehrern und Verehrerinnen umringt; ich hätte fast dreinschlagen mögen. Denke dir, als ich Abends eingepackt hatte, und nun im Speisesaal meines Hotels um acht Uhr ein Paar Forellen verzehrte, füllte sich der Saal wieder, nicht etwa nur von neugierigen Herren, sondern von Damen und darunter einigen sehr artigen Mädchen. Drei oder vier davon brachten zierliche Stammbuchblättchen, ihnen etwas hineinzuschreiben. Am meisten rührte mich ein bescheidener Katholik von der mährischen

Grenze, der bis halb eilf Uhr blieb. Er hatte die „Stunden der Andacht" gelesen, und wollte nun ihren Verfasser kennen lernen. Diese Scene machte mir's ganz deutlich, wie endlich fromme Schwärmerei einen andern Sterblichen trotz seiner sündhaften Unvollkommenheit zu einem höhern Wesen emporsteigern kann.

Des andern Morgens fuhr ich in der Equipage des Herrn v. M. bis Petschau, halben Wegs nach Marienbad. Hier traf ich Mittags ein (Gasthaus zur Stadt Weimar). Hahn war schon da, um mich zu bewillkommen und zu seiner gemüthlichen Frau abzuholen. Er erkannte mich sogleich, ich ihn nur nach längerm Anschauen. Er flog an meine Brust. Sein schneeweißes Haar machte ihn in meinen Augen schön. Ich wußte nicht, ob ich lachen oder weinen sollte. Nein, welche Verwandlung hatten fünfzig Jahre gestiftet. Nur seine Sprache, seine Augen waren noch die ehemaligen, und seine Schmarre an der rechten Wange. Es ist für mich die merkwürdigste, fast möchte ich sagen, naturgeschichtlichmerkwürdigste Erscheinung gewesen. Ich kam mir vor wie jener ägyptische Sultan, der auf Geheiß des Zauberers den Kopf in die Kufe Wassers steckte und, nun plötzlich in eine weltfremde Gegend versetzt, ein halbes Leben voll abenteuerlicher Erfahrungen und Entbehrungen durchzukämpfen hatte, bis er einmal, beim Baden im Strom, den Kopf wieder aus dem Wasser zog, und nun wahrnahm, daß er gar nie von der Kufe weggegangen sei.

Lange konnten wir in der Ueberraschung des Augenblickes zu keinem geordneten Gespräche kommen. Indessen führte er mich zu seiner Gemahlin. Ich wollte mich der gnädigen Frau mit Beobachtung aller Formen feiner Lebensart nähern; allein sie fiel mir weinend um den Hals. — Genug, ich war ganz glücklich — aber nur für ein paar Stunden. Ich bin, aus Karlsbad nach Marienbad, vom Regen in die Traufe gekommen. Hahn hatte ohne Zweifel schon vorher vielen seiner Bekannten unter den Kur-

gästen von meiner nahen Ankunft erzählt. Als er und seine Frau mich in meinem Strohhut und Zwilchrock Abends auf die „Promenade", eine breite, mit elegant gekleideten Spaziergängern angefüllte Allee führten, mußte ich nolens volens eine Menge Bekanntschaften schließen und wußte nicht mehr neue Komplimente zu erfinden, um all die Komplimente zu erwiedern, mit denen ich nur allzufreigebig überschüttet wurde. Da lob' ich mir unser ehrliches, einfaches Schweizerland, wo man dergleichen Noth nicht leiden muß. Ich halte das nicht lange aus. Morgen oder übermorgen reiße ich mich los und fahre im Eilwagen Tag und Nacht bis Prag. Hahn kömmt dann mit seiner Frau mir nach. — Marienbad ist übrigens schön; ein großer Garten oder Park mit palastartigen, darin umhergestreuten Gebäuden, Häuserreihen und Brunnentempelchen. Es ist in diesen strahlenden Sommertagen ein paradiesischer Aufenthalt, wo sich's im dolce far niente herrlich und voll Freuden leben läßt. — Und doch — hinter all dem Prunk und Glanz fand ich, in den wenigen Tagen meines Aufenthaltes, schon manches geheime Weh und Elend. Die Leute müssen mich für eine Art Seelendoktor halten; meine Gespräche mit manchen Personen wurden zu förmlichen Konsultationen. Und was rieth ich ihnen an? Du kennst meine Universalmittel und Radikalmittel für solche Leiden: Vergöttlichung des Gemüthes in Liebe zu Gott und im Vertrauen zu der Hand, die im Verborgenen Alles leitet!

Es ist erstaunlich, wie sich in Deutschland die religiösen und kirchlichen Gegensätze beinahe noch mit der alten Furie des sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderts bekämpfen. Bisher hielt ich, was ich darüber aus der Ferne in Zeitungen vernahm, meist für Parteigezänke einzelner extremer Führer. Hier aber nun be-

stätigten mir einsichtsvolle Männer mehrfach, daß die Gährung wirklich in tausend Gemüthern in hohem Grade bestehe. Da sind die alten Supernaturalisten und Rationalisten, da sind Hegelianer und Hengstenbergianer, da Jesuiten und Rongianer, da Lichtfreunde und die strengen Anhänger des Lutherthums, die noch an jeder Formel vom Katechismus des großen Reformators festkleben, als hinge daran Seligkeit oder Hölle; und ich weiß nicht, wie alle die Aner und Isten sonst noch heißen, die auf deutscher Erde in wucherischer Fülle gedeihen.

Im Grunde kann ich es den Deutschen, die sich ein „denkendes Volk“ nennen, nicht verargen, wenn sich Jeder seine Ansichten über die höchsten Dinge nach eigenem Gutdünken zurechtlegt, und wenn Jeder, wie der Weise von Sanssouci es ausdrückt, nach seiner eigenen Façon selig werden will. Beim Militär läßt sich einerlei Uniform und die Dressur zu einerlei Taktschritt hinnehmen; aber wollte man dasselbe auch in Dingen des Glaubens einführen, so wäre es Wahnwitz. Verschiedenheit der Meinungen muß es geben und wird es immer geben, weil der Schöpfer selbst es so geordnet hat. Da streiten Fürsten und Priester vergeblich mit Dekreten und Bannbullen dawider. Es gibt kein unerträglicheres Joch, als das man den unsterblichen Geistern auflegen will. Hat nicht Jeder das Recht zu denken, wie er das Recht hat zu lieben, zu hoffen? Das Ewige und Göttliche bleibt dennoch immer ewig und göttlich, man möge es so oder anders anschauen. Das Göttliche und Ewige ist mit seinen Offenbarungen uralt und wird ewig jung über allen Verkehrtheiten der Menschen fortdauern und siegen.

Darin stimmen die rohesten Völkerhorden in den australischen Grampiangebirgen, wie am Oronokostrom, mit europäischen Philosophen überein, daß der Mensch mehr, denn ein Thier, sei. Dieser Meinung war ich auch schon als Kind. Ich hielt damals den

Menschen nur für das klügste der Thiere. Nachmals erfuhr ich in der Schule, der Mensch sei durch seinen vernunftbegabten, unsterblichen Geist über jedes Thier erhaben. Ich glaubt' es; doch wunderte es mich, daß die Leute mehr Sorg' und Mühe für das verwendeten, was sie mit den Thieren gemein haben, als für das, wodurch sie über dieselben erhaben stehen. Späterhin gab man mir Bibel und Katechismus in die Hand; sagte, das sei Gottes Wort; ich müsse es glauben; nicht daran deuteln; die Vernunft sei ein gefährliches Ding; ich müsse sie unter dem Glauben gefangen nehmen. Ich ließ mir's gefallen; gehorchte den Mahnungen der geistlichen Herren, wiewohl sich die gesunde Vernunft oft etwas widerspenstig gegen den Glauben geberdete. Dies geschah noch öfter, als ich vernahm, daß es der Glaubensarten und Glaubensbekenntnisse eine Menge in der Welt gäbe, aber in allen Menschen immer nur eine und dieselbe Vernunft.

So entstand natürlich die Frage: unter welchem Kirchenglauben soll man, als ein vernünftiger Mensch, die gefährliche Vernunft gefangen nehmen lassen? In allen Religionen und Religionsparteien zanken die Priester darüber. Jeder behauptet, in der seinigen sei die allein wahre und alleinseligmachende Lehre; in jeder andern Irrthum und fluchwürdiger Unglaube. Ueberall beruft man sich zu dem Ende auf eigene Gottesgesandte, die das Ueberirdische offenbart haben; auf Wunder, die vor alten Zeiten geschehen sind; auf heilige Bücher, deren Inhalt aber von den mancherlei Sekten einer und derselben Religion ganz verschieden ausgelegt wird.

Die Weltweisen und Gottesgelehrten der hohen Schulen, zu deren Füßen ich saß, vermehrten durch Zwietracht ihrer Ansichten meine Verwirrung, statt sie zu lösen. Ich fand zuletzt, weil jeder seine eigene Meinung habe, ich wohl auch der meinigen sein dürfe; fand, daß der ungleiche Standpunkt der Menschen, daß die Un-

gleichheit ihrer Geistesanlagen, Erziehungen, Kenntnisse und Schicksale nothwendig auch ungleiche Vorstellungen von übersinnlichen und göttlichen Dingen zur Folge haben müssen. Zugleich aber erkannte ich, daß die Menschen aller Zeitalter und aller Weltgegenden durchaus einerlei Gesetz des Denkens, einerlei Bewußtsein des Rechts und Unrechts, einerlei Ahnung von ihrer Fortdauer nach der Todesstunde des Leibes, einerlei Ahnung vom Dasein eines höchsten Wesens besitzen; daß also weder die Vernunft, noch das Gewissen, noch der Gottgedanke, etwas durch Hörensagen Erlerntes, sondern dem Innern des Geistes Angehörendes, von ihm Untrennbares sei, was dem Thiere fehlt.

Um so mehr erstaunt' ich, daß die große Masse des Menschengeschlechts weit eifriger in Pflege und Schmückung dessen ist, worin sie den Thieren gleich steht, als wodurch sie über das vernunftlose Thierreich hervorragt. Selbst bei Nationen, wo Künste und Wissenschaften zu einer nie vermutheten Höhe erwachsen sind, werden diese meistens zum Dienst materieller Interessen verwendet. Hatt' ich denn, als Kind, so ganz unrecht, die Menschen nur für klügere Thiere zu halten?

Diese Verkehrtheit ist um so auffallender unter denjenigen bildungsreichern Nationen, die sich mit Besitz der christlichen Religion brüsten, deren heiliger Urheber doch das volle Gegentheil gelehrt hat. Immerdar zeigte und führte er vom Irdischen hinweg zum Ueberirdischen empor; vom Vergänglichen zum Unvergänglichen. Von allen Geistern, die je auf Erden erschienen sind, hat er offenbar den göttlichsten Einfluß geübt. Wenn dieser geschwächt ward, geschah es, wie die Geschichte Beweis leistet, jederzeit durch Unverstand, oder selbstsüchtigen Eigennutz der Glaubens- und Staatsgebieter.

Christus lebte und lehrte unter einem Volke des Morgenlandes, welches bei gebildetern Nationen durch seinen Aberglauben zum

Sprüchwort geworden war, aber vor allen damals Lebenden wenigstens den Vorzug besaß, schon Glauben oder Ueberzeugung von Einheit eines höchsten Wesens zu haben. Er lebte und lehrte, wie es nicht anders möglich war, den Nationalvorurtheilen, Sitten, bildlichen Redensarten und Religionsübungen der Israeliten angemessen. Er mußte wohl mit Kindern auf kindliche Weise reden; wie wär' er sonst verstanden worden. So thaten nach ihm auch die Apostel und Evangelisten. Aber sie bildeten sich wohl schwerlich ein, daß man ihre kurzen Umrisse von den Lebensschicksalen Jesu, oder ihre Privatbriefe und Sendschreiben an einzelne Gemeinden nach einigen tausend Jahren, wie Heiligthümer, behandeln werde, worin jedes Wort eine unverletzliche Wahrheit enthalte. Aber in allzufrommgläubiger Ehrfurcht hielten die Christen späterer Jahrhunderte, oder vielmehr deren Lehrer, nicht nur am wesentlichen Inhalt jener kleinen Schriften treulich, sondern auch an jedem Wort und Buchstaben derselben fest. Man hielt fest, obschon man bestimmt wußte, daß durch Abschriften und Einschaltungen der ursprüngliche Text ungleich geworden war und der eigentliche Sinn mancher Ausdrücke sich in der großen Zwischenzeit oft geändert, zum Theil verloren hatte.

Auf solche Weise ward ein Christenthum verbreitet, welches mit veraltetem Judenthum, zum Theil mit Zusätzen volksthümlichen Heidenthums durchflochten war. Es wird noch jetzt gepredigt. Wer Widerspruch wagt, Zweifel erregt, wird nicht selten als Ungläubiger verketzert, als Unruhestifter von Staat und Kirche mit Strafen verfolgt. Die Religion, welche Jesus lehrte, das Senfkorn, wie er sie so schön nannte, war in ihrer urheitlichen Reinheit bestimmt, Weltreligion, Kleinod aller vernünftigen Wesen zu werden. Aber nach achtzehn Jahrhunderten ist sie kaum noch von drittehalbhundert Millionen Sterblicher angenommen, während deren bei tausend Millionen heut auf Erden wohnen. Die

Lehre Jesu in ihrer ursprünglichen Reinheit steht im hellsten Einklang mit dem Gottesgesetz der Vernunft und Natur, des Geisterreichs und des Weltalls. Nur so kann sie Weltreligion werden. Sie wird es werden. Denn Menschenwort vergeht; Gottes Wort bleibt ewiglich.

Freilich rühmen sich die Bekenner fast aller Religionen, Glaubensparteien und Kirchenschaften im Besitz des ausschließlich ächten Wortes Gottes zu sein. Der Katholik nennt seinen Glauben den „alleinseligmachenden"; der Protestant sieht ihn dafür im argen Irrthum begriffen; der Lichtfreund rühmt sich nicht minder im Besitze der Wahrheit zu sein, während der Altgläubige das rächende Feuer des Himmels auf Jenes Haupt herab wünscht. Man möchte am Ende irre werden an Allem, zumal wenn man den unchristlichen Eifer wahrnimmt, womit Mancher sein Christenthum vertheidigend gegen den Andern loszieht. Widerstreit der Meinungen, der Kampf, da die Geister auf einander platzen, wie Luther sagt, muß sein; erst aus dem Kampfe ersteht die siegende Wahrheit. Aber in einem Zeitalter, das sich das erleuchtete nennt, unter einer Nation, die sich zu den civilisirtesten des Erdkreises zählt, sollte dieser Kampf in kein gegenseitiges Verketzern und Verdammen ausarten. Wenn sich Handwerksbursche in dem Wirthshause am Ende im Streite über eine Schöne die Flaschen an den Köpfen zerschlagen, geht man vorüber und zuckt die Achsel. Wenn aber Professoren und Pastoren, wenn Priester der Religion Jesu in Zeitschriften und vielleicht auch auf Kanzeln und Kathedern in so überschwänglichen Eifer gerathen, um zu beweisen, sie seien die ächten Christen, sollte man sie billig an das Wort Jesus erinnern: Daran werde ich erkennen, ob ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe unter einander habet.

Prag.

Ich bin seit 6 Uhr Morgens in dieser alterthümlichen Hauptstadt Böhmens. Ich trinke meinen Kaffee zur Pfeife Tabak und plaudere mit Dir, meine Liebe, um noch heute den Brief an Dich abzusenden. Der heil. Nepomuk auf der Moldaubrücke, ich kann ihm nicht helfen, muß sich bis dahin gedulden, ehe ich ihm meine Reverenz machen kann.

Letzten Montag reiste ich von Marienbad ab. Der preußische Generallieutenant v. R., seine Tochter Catinka und seine Nichte begleiteten mich zur Post. Dort nahmen wir bewegt von einander Abschied. Es gibt auf Gottes Erdboden Menschen, die sich wie durch eine Art Freimaurerei gleich beim ersten Zusammentreffen durch und durch kennen und verstehen, und wären sie einander auch noch so fremd gewesen. Es ist ein Begegnen gleichgestimmter Geister, eine Wahlverwandtschaft der Herzen, die über Konvenienz und irdische Interessen weit hinausgeht. Die Augenblicke solchen Begegnens gehören zu den Lichtpunkten unsers Eintagslebens auf diesem Erdstern. Jene Trefflichen, die ich am Posthause zu Marienbad vielleicht zum letzten Male im Leben sah, werden mir immer theuer bleiben. Die Trennung von ein paar hundert Stunden ist nur eine Trennung der Körper; in der Freundschaft der Seelen fühlt man sich einander immer nah.

Unterwegs auf der ersten Station erbat sich ein Hr. Z., mein Gefährte im Eilwagen, die Erlaubniß, mich silhouettiren zu dürfen. Er schnitt mich aus schwarzem Papier gleich in duplo, schenkte mir ein Exemplar zum Andenken, und ich mußt' ihm dafür meine Namensunterschrift geben. — In Karlsbad ließ ich mich sogleich nach Prag einschreiben und aß in meinem alten Logis, ohne Jemand zu besuchen. Ich wollte incognito bleiben. Allein, als ich zur Post zurückkehrte, standen schon wieder Leute da. Herren und Damen, die mich um ein paar Zeilen auf Denkblättchen baten. Ich war froh, als ich mich dem zudringlichen Wesen entreißen

und in den Wagen springen konnte, der schon über Gebühr lange hatte warten müssen. Die im Wagen Sitzenden kannten mich auch schon. Doch hörte ich von ihnen viel, und sah den Tag über noch viel, das mich interessirte. Ich hatte mir Böhmen und die Gebirge rings um dies Land ganz anders gedacht. Die Berge sind von abgerundeten Formen, von mäßiger Höhe, oben mit weiten Plateau's, mit Tannen bewaldet; nirgends sieht man Laubholz, außer einigen Weiden und Erlen. Das Innere Böhmens dehnt sich zu unermeßlichen Ebenen aus mit halbverdorrten Fruchtfeldern, ohne Baum und Strauch. Alle Stunden oder zwei sieht man ein Dorf; langweilige Gegenden! Wir trafen unterwegs eine Zigeunerbande an von 25 Köpfen. Gerne hätte ich genauere Inspektion genommen; aber wir flogen zu schnell vorbei. Es leben an 16,000 dieser asiatischen Halbnomaden in Böhmen. Sie betteln, wahrsagen, stehlen Kleinigkeiten, aber sollen herrliche Musik machen. Jedermann hier zu Lande spricht deutsch, nur die Landleute ihr eigenthümliches böhmisch.

So kamen wir nach Prag. Die Stadt ist groß (an 112,000 Einwohner). Was ich bisher von ihr sah, war eben nicht gerade imposamt. Sie gleicht einer veralteten Schönen im verblichenen Reifrock von blumigem Seidendamast. Es ist mir aber lieb, da zu sein. Ich bleibe ein paar Tage hier in Hahns Gesellschaft, der heute oder morgen nachkommt, um die Merkwürdigkeiten Alle zu sehen. Dann zieht es mich wieder nach Süden zu Dir und den Kindern. Jedenfalls hab' ich hier den Wendepunkt meiner Sommerfahrt erreicht und freue mich, ein paar Tage ausruhen zu können. Das Umherstreichen thut mir physisch und geistig wohl. Wenn ich nur wüßte, ob ihr Alle wohlauf seid!

Ich besuchte den zwölfhundertjährigen Kirchhof der Israeliten, den Hradschin, das Theater (wozu mir die k. k. Theaterdirektion zu meiner großen Ueberraschung ein Logenbillet sandte). Hahn und seine Frau sind meine treuen Begleiter. Ich lebe wie in einer Traumwelt; bin aber nicht frei, wie man auf einer Reise sein sollte; Viele kennen mich; ich muß bei den vielen Besuchen, die ich zu empfangen habe, auf meine Worte achten; stets für meine moralische Toilette besorgt sein; gehe — denk' Dir, — nie ohne Handschuh und Stock in der Hand über die Straße, äußerst ehrbar und wichtig und denke und seufze dabei: „O wenn ich doch nur schon wieder daheim wäre!“ Besonders gestern seufzte ich so, da beinahe den ganzen Tagen Regen herabströmte. Der graue Himmel versprach noch mehr Segen, klärte sich doch aber gegen Abend wieder auf. Da ging's ins Museum, in die Gemäldegallerie, in das geognostische und Petrefakten-Kabinet des Grafen von Sternberg, endlich noch in die Festung von Wischerad. Die Geschichte jedes Tages ist dem andern gleich; des Merkwürdigen ist so viel und ich eile wie ein durstiger Hirsch von Quelle zu Quelle. Die Naturaliensammlungen sind sehr schön; das Kabinet vorweltlicher Pflanzen ausgezeichnet. Die Münzsammlung hätte unsern Tanner, wenn er sie sehen würde, von einem Entzücken ins andere gestürzt; der böhmischen Münzen aus allen Jahrhunderten sind wohl die meisten; doch befinden sich auch viele Römer dabei. In der Bibliothek empfing ich heute Facsimiles von Huß und Ziska's Handschrift, auch das „Goldmacherdorf“ und die „Branntweinpest“ in czechischer Sprache.

Man überhäuft mich mit Güte. Erst spät kam ich zurück; ich fand in meinem Zimmer mehrere Visitenkarten von Besuchern. Nach dem Essen wollt' ich mit Hahns auf die Sophieninsel; aber Besuche hielten mich bis gegen 6 Uhr ab. Trotz dem fuhren wir im Fiaker dahin, hörten noch von der herrlichen Musik; saßen dann bis 9 Uhr

in der mir eingeräumten Loge des Theaters eine Wiener-Posse mit anzusehen, und beim Abendessen hielten mich Bekannte und Unbekannte bis gegen 11 Uhr vom Bett ab.

Diesen Morgen kam Hahn stumm und weinend um 6 Uhr zu mir ins Zimmer; den Hut in der Hand. Ich hatt' ihm gesagt, wir wollten von einander keinen Abschied nehmen. Ich begleitete ihn zu seiner Frau. Wir sagten einander auf immer das letzte Lebewohl. Jetzt sind sie fort.

Auch ich geh' nun ans Einpacken; dann zum Hrn. Professor Corda, der mich eingeladen hat, bei ihm in seinem ausgewählten Naturalienkabinet den ganzen Morgen zuzubringen. Abends gegen 5 Uhr setz' ich mich in den Eilwagen, und die Nacht hindurch gelang' ich morgen nach Regensburg. Du wirst diesem Briefe schon anfühlen, daß ich nicht mehr mit der frühern Behaglichkeit reise und schreibe. Meine Gedanken schweifen schon über Gebühr von all' diesen Herrlichkeiten der geräuschvollen Moldaustadt hinüber zu meiner stillen Einsiedelei am Jura.

Augsburg.

Bis hieher kam ich wie im Flug. Vier Tage und drei Nächt verließ ich den Eilwagen nur immer auf wenige Augenblicke oder Stunden, und heute Abend 9 Uhr geht es wieder in gleicher Weise fort nach Ulm. Von da noch einen Tag und noch eine Nacht bis Schaffhausen, wo ich wieder einmal in einem Bette zu schlafen gedenke!

Von Prag reiste ich am gleichen Tag mit Hahn ab nach einem zärtlichen Valet. Prag ist eine nicht nur schöne, sondern höchst interessante Stadt. Von Morgens bis Abends ward ich von mir unbekannten Freunden in Anspruch genommen, das Sehenswürdige

zu sehen, von ihnen begleitet. Nur ihre Gastmahle schlug ich weislich aus; sonst ließ ich mir Alles gefallen. Davon erzähl' ich Dir lieber mündlich, als schriftlich, was ich sah und that. — Hier nur zu Deiner Beruhigung so viel, damit Du Dich überzeugen kannst, ich sei überall gut aufgehoben. Noch bis zur Post begleiteten mich Freunde, besonders darunter ein Mann meines Herzens, Hr. von Corda, Humbolds und Ehrenbergs Freund, der, wenn er auf kaiserliche Kosten seine Reise um die Welt antritt, wahrscheinlich uns besuchen wird, so wie seinen Freund Agassiz. Die Fahrt ging über Pilsen; (die Männer- und Weibertrachten in der Umgegend dieser hübschen Stadt sind wunderbar und burlesk;) — dann durch den Böhmerwald, ein waldiges Hügel- oder Bergland, nach Waldungen, wo das Visiren der Päße, das Umpacken, das Visitiren, Zeit von drei Stunden wegnahm, die ich mit Besichtigung des eben gehaltenen Jahrmarktes verkürzte. Auch hier an der böhmischen Grenze, sobald ich meinen Paß vorzeigte, ward ich mit Güte behandelt und man gestattete keine Visitation meiner Effekten, sogar keine Verzollung einiger Kleinigkeiten, die ich in Prag gekauft hatte und freiwillig angab. So gut erging's meinen angenehmen Reisegefährten nicht. Mit diesen kam ich am 25. Morgens 7 Uhr in Regensburg an. Ich nahm mit jenen Reisegefährten einen Lohnkutscher nach Donaustauf, wo wir die Walhalla des Königs von Bayern besichtigten, ein edles, imposantes Gebäude von außen, ein allzu elegantes von innen. Auch noch den Regensburger Dom besahen wir. Erst Abends 5 Uhr ging der Eilwagen nach Augsburg.

Ich bin zu zerstreut und schläfrig auch dazu, um Dir, liebes Kind, viel zu schreiben. Nur meine nahe Ankunft wollt' ich Dir melden.

So hielt ich mein Wort, die Reise in vier Wochen abzuthun;

aber von den 30 Nächten derselben mußt' ich dafür auch zehn oder eilf Nächte nicht aus den Kleidern kommen. Die Strapazen thun mir wohl, ich fühl' es.

Adieu, liebe Seele. Wie freue ich mich nun, Euch Alle wieder zu sehen. Wenn ich nur Alle so gesund und heiter antreffe, als ich selber bin!

Druck von H. R. Sauerländer in Aarau.

Zschokke, Heinrich,

Heinrich Zschokke's gesammelte Schriften

Bd.: Vierzehnter Theil

1853